Geschichte

des

Preußischen Staates

seit der Entstehung

bis

auf die gegenwärtige Zeit

von

Karl Panse,

Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenschem Legations-Rathe.

Dritter Band.

Berlin, bei August Rücker.

1830.

Bor. 158 m - 3/4

L

Siebentes Buch.

Die Religionsbewegungen vom Jahr 1535 bis zur ersten Mitbelehnung über Preußen 1569.

Auf keinen Fürsten Deutschlands waren die Augen der katholischen, wie der protestantischen Stände bei dem Tode Joachims I. mehr gerichtet, als auf seinen Nachfolger, keiner erregte beiden Partheien wärmere Wünsche und Hoffnungen, und keiner hat sie weniger erfüllt. So dringend die Nothwendigkeit gewesen seyn mochte, welche die Augsburgischen Glaubensverwandten zu Schmalkalden zusammengeführt hatte, und so geeignet dieses Bündniß war, dem Kaiser bei seinen verwickelten Verhältnissen Schonung gegen die neue Meinung abzunöthigen; so schwankend war die Sprache jener Vereinigung, so unsicher die Haltung gegen das Reichsoberhaupt, und so verführerisch die Rücksicht auf eben den spanischen Karl, der nur gelegene Momente abwartete, um diesen Bund aufzulösen. Entschlossen, nie wieder zu den alten Formen der Hierarchie zurückzukehren, sahen gleichwohl die Protestanten zu ihrem eignen Unglück den Vereinigungspunkt nicht in der gemeinsamen Gesinnung gegen Rom, sondern in dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß, das

unerbittlich jede andere Meinung ausschloß. Ein einziges Wort in dem heiligen Sakrament des Abendmahls war die schroffe Scheidelinie zwischen den Protestanten und der evangelischen Schweiz mit ihren Anhängern geworden, die sich auch in Deutschland ausbreiteten. In diese unselige Lücke drängte sich der gemeinschaftliche Feind mit seinen Intriguen, um die Waffen des Religionshasses, der ihm galt, gegen die eigenen Glieder ihrer Kirche zu richten. Dieser Sieg, den Rom gewann, spielte dem Kaiser nicht geringere Vortheile in die Hände. Denn, kam der Augenblick eines Schlages auf die eine Parthei, so konnte er darauf rechnen, daß die andere schlief, oder für ihn selbst sich bewaffnete. In den Künsten des Kabinets geübt, und weniger von Glaubensmeinungen als von Politik regiert, zog er meisterhaft einen dichten Schleier um seine Plane, und warf bald den Katholischen, bald den Evangelischen wohlfeile Hoffnungen hin, je nachdem er die Protestanten gegen den Papst, und die Türken, oder den Papst gegen Frankreich oder die Protestanten brauchte. Alle Ungewißheit, welche die Schritte der Augsburger Religionsverwandten stempelte, floß daher aus der zweifelhaften Frage über ihre Stellung zum Kaiser und über die Grenzen der Befugniß und Pflicht; alle Fehler, die sie begingen, alle Uebel, die ihnen bevorstanden, sprangen aus dieser Quelle. Mochte das Motiv, den Bundesantrag Frankreichs abzulehnen, in dem Innern des Churfürsten von Sachsen noch so rein seyn, immer war es eine geheime Furcht vor entscheidenden Maasregeln, die dem Kaiser offen die feindliche Stimmung hätten verrathen können. Diese Schwäche des Bun-

des, die kaum durch Enthusiasmus für den geläuterten Glauben überdeckt wurde, und der bange Weg, der immer an Abgründen der Gefahr hinweglief, und zweifelhaft ließ, wohin er führte, konnte den Häuptern der Protestanten nicht verborgen bleiben, und machte ihnen die Verstärkung ihrer Kräfte nothwendig.

Kaum hatte daher Joachim I. von Brandenburg die Augen geschlossen, als der Landgraf Philipp von Hessen in den Erben des Churfürstenthums stürmte, um ihn für die große Angelegenheit der Reformation zu gewinnen. Der Wille des väterlichen Vermächtnisses theilte zwar die Länder, und schränkte die Grenzen Joachims II., der im dreißigsten Jahre die Regierung übernahm, auf die Altmark, Priegnitz, Mittelmark und Uckermark ein, indem seinem Bruder Johann die Neumark, Krossen und die lausitzischen Besitzungen überlassen wurden. Aber auch diese geschmälerte Macht war noch wichtig genug, um die Wagschale der Protestanten steigen oder fallen zu machen. Denn in der Mitte der religiösen Umwandlung und von allen Seiten mit offenen Grenzen gegen den Eindrang der neuen Lehre, hatten diese brandenburgischen Lande zwar nur noch einen Schritt bis zur öffentlichen Erklärung zu thun; immer hing es jedoch von dem Regenten ab, ob dieser letzte Schritt erfolgen sollte, immer hatte der Protestantismus nichts an ihnen gewonnen, so lange ihr Oberhaupt das alte Band mit den Katholischen nicht auflöste. Immer mußten die Schmalkaldischen Bundesgenossen diese Macht, die sich mit dem heftigen Anhänger der römischen Kirche, dem Herzog Heinrich von Braunschweig verstärken

konnte, hinter ihrem Rücken fürchten, wenn der Kaiser eher zum Gewaltmittel griff, als sich der Churfürst erklärt hatte. Immer war noch kein Gleichgewicht zu hoffen, so lange der Protestantismus nicht auch diese Churstimme gewann, und immer war diesem Kaiser oder seinem Nachfolger noch keine Anerkennung des rechtlichen Zustandes der Reformation abzuzwingen, so lange noch in den Händen der überlegenen katholischen Parthei die Entscheidung im Churfürstenrathe lag. Die Stellung Brandenburgs war daher für die Augsburgischen Glaubensverwandten wichtiger, als jemals, und die Umstände erwärmten die Hoffnungen des Landgrafen von Hessen.

Denn weniger Freund der katholischen Glaubensmeinungen, als der Pracht dieser Kirche, hatte Joachim II. auf dem Reichstage zu Augsburg Aeußerungen hingeworfen, die sich nicht mit den Absichten seines Vaters vereinigten. Nach dem Geschmack der Zeit hatte er unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg, sich eine Ueberlegenheit in der Kenntniß der heiligen Bücher gesichert, und die Widersprüche der römischen Kirche hatten seinen Glauben erschüttert. Die mütterliche Sprache der Churfürstin Elisabeth, der er bald nach seinem Regierungsantritt Spandau zur Residenz anwies, hatte sich aus seinem Herzen in seine Ueberzeugungen eingeschmeichelt, und der schroffe, eherne Wille seines Vaters, der keine Bedingung annahm, hatte den weichen Jüngling nur um so wärmer an die mütterliche Brust zurückgescheucht. Trotz der Trennung hatte die Stimme der Natur den Weg zwischen Mut-

ter und Kindern offen gehalten, und wenn Johann, der zweite Sohn, mit Bestimmtheit und unerschütterlich umfaßte, was sich Joachims nur durch den unsichern Vermittler des Gefühls bemächtigte, so war die Schwankung dieses Fürsten immer noch eine dankbare Folge, denn es bedurfte jetzt nur eines äußern Antriebs, um ihn in die Arme der Reformation zu führen. Ueberdieß hatte der Herzog Albrecht von Preußen mit andern fränkischen Hohenzollern ein verführerisches Beispiel gegeben, das mit der Lockung unbesetzter Klostergüter bei finanziellen Verlegenheiten stark genug war, um einen Geist, wie Joachims II., zu erschüttern. Die Lage seiner kleinen Länder mußte für ihn ein nicht geringerer Sporn seyn, sich für den Protestantismus zu erklären, als sie es für die Schmalkaldischen Bundesgenossen war, ihn zu gewinnen. Diese Verhältnisse, die bei dem Tode Joachims I. obwalteten, konnten wohl in einem weniger leidenschaftlichen Fürsten, als der Landgraf von Hessen war, kühne Erwartungen aufwecken. „Er hoffe," schrieb er ihm, „der Churfürst würde sich gegen Drohungen und Schmeicheleien zu waffnen wissen, und die Ehre Gottes höher schätzen, als die Anerbietungen der Welt. Es sey nichts zu befürchten," setzte er weislich hinzu, um den politischen Bedenklichkeiten Joachims zu begegnen, „da die Anhänger der evangelischen Lehre zahlreich und mächtig genug seyen, um sie gegen ungerechte Gewalt, selbst mit dem letzten Gut des Lebens zu schützen. Daher möge der Churfürst die Hoffnung erfüllen, die er erregt habe, daß sie nicht zur leeren Schelte werde."

Gleichwohl wurden die Beweggründe, die den

Churfürsten auf die Seite der Protestanten führten, von nicht weniger wichtigen geschwächt, die ihn an der katholischen festhielten, und eben das, was den Landgrafen bewog, ihn zum Uebertritt einzuladen, veranlaßte jenen, die Einladung auszuschlagen. Aus dem Inhalt jenes Schreibens sprach die Gewißheit einer nahen Erschütterung und die bewaffnete Stellung, in die sich die Schmalkaldischen Bundesgenossen setzten, und die, was man auch sagen mochte, gegen die möglichen Entschlüsse des Kaisers gerichtet war, schreckte einen Fürsten zurück, der den Frieden liebte, und sich eben so wenig, wie sie selbst, aus den Zweifeln über die Grenzen des Gehorsams gegen das Reichsoberhaupt loswirren konnte. Wenn seine Ueberzeugungen ihn in den Schoos des geläuterten Glaubens führten, so waren seine Sinne von der glänzenden Form des katholischen Kirchendienstes bestochen, und eben die Erziehung, die seinen Geist in das Innere der heiligen Schriften eingeweiht hatte, war die Quelle äußerer Täuschungen geworden. Eine Religion, die das verführerische Gewand des südlichen Himmels abwarf, und durch den Verstand einen Umweg zum Herzen nahm, mußte ein Gemüth in laue Stimmung versetzen, in dem sich alle Reize der Außenwelt so warm und gefügig abdrückten. Wenn die mütterliche Stimme ihn zur evangelischen Kirche rief; an der Pforte derselben riß ihn der Schwur zurück, den er in die absterbenden väterlichen Hände geschworen hatte, und es bedurfte eines größern Geistes, als er war, um sich der Fesseln eines solchen Eides zu entschlagen. Der Weg, den ihm der Landgraf von Hessen aus dieser Umstrickung

mit den Worten zeigte, daß ihm der Schwur nur das Lutherthum, nicht das Evangelium verbiete, und daß es den Protestanten gleichgiltig sey, unter welchem Namen er den Papismus abwerfe, dieser Weg führte zu sichtbar über Spitzfindigkeiten, um die Warnungen des Gewissens auszuschlagen. Durch die Stimme des Blutes war er in die Arme der Katholischen gewiesen, und Magdalena, die Tochter des eifrigsten Verfechters der alten Kirche, des Herzogs Georg von Sachsen, war seine Gemahlin, Mutter dreier lebenden Kinder. Ihr Tod schlug die Rücksicht nicht nieder, denn bei seiner prachtvollen Vermählung mit Hedwig, der Tochter des polnischen Königs Sigismund (1535) wurde Joachim nur fester von der Bedingung umschlungen, an dem väterlichen Glauben zu halten. Dasselbe dringende Interesse, das die Protestanten hatten, ihn zu gewinnen, besaßen die Katholischen, ihn nicht zu verlieren, und Georg von Sachsen, der Kardinal Albrecht bestürmten ihn eben so heftig von der einen Seite, wie der Landgraf von Hessen von der andern. Ueberdieß war der Mediceer Clemens VII. gestorben, und sein Nachfolger Paul III. schien ernstlicher, als je ein Papst, den Kampf der Meinungen durch die versammelte Kirche schlichten zu wollen; sein Gesandter lud die protestantischen Fürsten nach Mantua ein. Obgleich diese Stadt außerhalb der Grenzen der deutschen Sprache lag, lag sie doch nicht außerhalb des deutschen Reiches, und die Gründe dieser Wahl konnten kaum durch schwerere von Seiten der Evangelischen aufgewogen werden. Wie konnten die Erfahrungen der Jahrhunderte für einen Fürsten, wie Joachim II.

war, stark genug seyn, um die Hoffnungen von diesem Concilium abzulehnen, die von seinen Wünschen für den Frieden, und von seinen Rücksichten für diese und jene Parthei unterstützt wurden. Diese Umstände hielten den Churfürsten in einer Schwankung, die von dem ersten Augenblick seiner Regierung an die Seele aller Unternehmungen auf dem Schauplatze der religiösen Interessen war. Sie täuschte die Erwartungen der katholischen Stände, wie der protestantischen, und selbst da die Beweggründe, sich für die neue Kirche zu erklären, immer wichtiger wurden, hatte der Wunsch, als Vermittler die streitenden Meinungen auszusöhnen, keinen geringern Antheil an seinem Entschluß, als die Stimme seiner Ueberzeugung und der Einfluß äußerer Verhältnisse. Daher hat er der Reformation wenig, den protestantischen Fürsten mehr, seinem Staate unermeßlich genützt, denn was in Jahrhunderten vielleicht nicht wiederkehrt, eben die halben Maasregeln haben ihn vor den Erschütterungen nachbarlicher Länder gerettet.

Während sich Joachim noch bedachte, der Reformation einen gesetzlichen Weg nach Brandenburg zu öffnen, durchwanderte sie mit immer größern Schritten das Erbe seines Bruders. Ungleich in allen Neigungen, begegneten sich diese Fürsten fast allein in der Gemeinschaft des Blutes, die sie brüderlich umschlang, und in einem Vertrag, der ihre Unternehmungen vereinigte, und dem Markgrafen Johann Bündnisse mit Fremden ohne Beitritt des Churfürsten untersagte. Sparsam bis zu karger Berechnung, einfach aus Grundsatz und Neigung gab der Regent der Neumark den Einflüsterungen des Vortheils, den ihm die Reformation

antrug, eben so bereitwillig Gehör, als der Pomp der katholischen Kirche gleichgiltig an seinen Sinnen vorüberflog. Weniger um die Form, als um den Gehalt bekümmert, entging er den Täuschungen Joachims, und schritt zur That, während dieser noch zwischen dunkeln Entschlüssen schaukelte. Wie sein Bruder, in den Armen des Katholicismus aufgezogen, aber frühzeitig schon durch den mütterlichen Mund mit freiern Begriffen genährt, und von der Einfachheit der neuen Lehre, wie von der Unerschütterlichkeit ihrer Vertheidiger ergriffen, war dieser dreiundzwanzigjährige Fürst nicht lange zweifelhaft, welche Parthei er ergreifen sollte und überließ den Gewissen die freie Wahl, welchem Glauben sie ihr Heil anvertrauen wollten. Troz der Strenge seines Vaters stand schon seit 1527 zu Züllichau eine evangelische Kirche; noch vor der Huldigung Johanns (1536) waren die Augustiner zu Königsberg (Neumark) entflohen, und die Nachricht vom Tode Joachims I. lockte das evangelische Bekenntniß an den Tag, wo es die Furcht noch hinter den Lippen verschlossen gehalten hatte. Kotbus, Arendswalde und andere Städte traten öffentlich zu den Augsburgischen Religionsverwandten über, und unter dem Regiment eines Fürsten, der die Meinungen freigab, war der katholischen Kirche schon das Land verloren, eh' er sich selbst erklärte. Mitten unter den Gewitterwolken, die sich über Deutschland sammelten, und dem Argwohn der Katholiken preisgestellt, ließ er Königsberg befestigen, und las es abergläubisch, wie sein Vater, in den Sternen, daß er der Waffen bedürfen würde.

Ein Fürst, wie der Markgraf, der gleichsam am

Harnisch alle Schmeicheleien der Sinne abgleiten ließ, und verführerischen Lockungen eben so unzugänglich war, wie der Furcht, dieser Fürst mußte den Schmalkaldischen Bundesgenossen eine zu wichtige Eroberung seyn, um den Versuch auszuschlagen, ihn auf den äußersten Punkt der öffentlichen Erklärung zu führen. Noch einmal hatte Karl V. jene drohende Sprache gegen sie angenommen, welche die Protestanten zu Bündnissen genöthigt hatte, und noch einmal versammelten sie sich zu Schmalkalden, um verstärkt durch den Beitritt mehrerer Städte und Fürsten, den Vertrag auf zehn Jahre zu verlängern, und für den Fall der Nothwendigkeit den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen zu ihren Häuptern zu erklären. Mit langsamen, aber sichern Schritten stiegen beide Religionspartheien eine Stufe nach der andern auf den gefährlichen Punkt hinauf, wo sie sich nicht mehr friedlich ausweichen konnten. Immer war es Karl, der sie weiter riß, immer Karl, der die blutige Begegnung noch aufhielt. Denn was auch geschehen mochte, er hatte sich überzeugt, nur in den glücklichen Augenblicken der äußern Ruhe einen Schlag auf die protestantischen Verbündeten ausführen zu können, und ihnen so lange Frist gewähren zu müssen, als es der König von Frankreich übernahm, ihn zu beschäftigen (1536). Daher ließ er zwar den Ton gegen sie eben so schnell wieder fallen, als er ihn hinaufgestimmt hatte; aber über die Bedeutung des Conciliums, das auf italischem Boden der angeklagte römische Stuhl als Richter in den Händen haben mußte, konnte man so wenig zweifelhaft bleiben, als über den Sinn

der friedlichen Erklärungen des Kaisers. Denn troß seiner milden Sprache flogen die Beschwerden der Protestanten über das Kammergericht, das mit katholischen Richtern besetzt, seine Urtheile gegen die Besitznahme geistlicher Güter richtete, unbeachtet an dem kaiserlichen Throne vorüber. Trotz der hingeworfenen Hoffnung der Versöhnung, eilte sein Vicekanzlar Held von einem katholischen Hofe zum andern, um ein Gegenbündniß zu bewirken. Es handelte sich wenig um die Frage, ob die Katholischen nicht dasselbe Recht zu diesem Schritt, und vielleicht ein noch näheres hatten, als die Protestanten; darauf allein kam es an, welchen Gebrauch Karl V. von den Mitteln dieser Vereinigung machen würde. Das lag im verschwiegenen Innern seines Kabinets, und nur einzelne undeutliche Zeichen meldeten seine Absicht an. Aber eben das erhielt die Schmalkaldischen Bundesgenossen wach, und bewog sie, durch die Wahl von Feldobersten sich für den Krieg zu bedenken (1537).

In dieser Spannung der Gemüther hatten die protestantischen Verbündeten den Entschluß des Markgrafen Johann versucht, und ihn für die Anträge empfänglicher gefunden, als der Churfürst Joachim fürchtete. An dieselben Rücksichten, an denselben Eid gebunden, wie dieser, von dem eifrig katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig durch die Hand seiner Tochter umschlungen, hatte sich Johann zwar bedacht, sogleich aller dieser Fesseln durch die Umwandlung seines Hofkirchendienstes zu Küstrin sich öffentlich zu entschlagen, aber einem so entschiedenen Charakter, den die Schwankung, nicht die Gefahr beunruhigte,

konnte eine Stellung nicht behagen, die ihm höchstens nur einen Antheil an dem undankbaren Vermittlungswerke seines Bruders übrig ließ. Er knüpfte daher mit den Schmalkaldischen Bundesverwandten Unterhandlungen über seinen Beitritt an, und erklärte sich durch den offenen Abfall von dem römischen Stuhle für die Freiheit des Gedankens. Diese Nachricht, die man gehofft und gefürchtet hatte, eilte im Lauf von Hof zu Hof. Die Protestanten jubelten, die Katholischen warfen sich seinem Schritt in den Weg, und bestürmten ihn mit dem Gemälde der Gefahr. Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen riefen ihm den Bund in das Gedächtniß, den sein Vater für die römische Kirche zu Halle mit ihnen geschlossen hatte, der Erzbischof Albrecht belagerte mit Warnungen sein Ohr, der Churfürst Joachim mit den Worten des Vertrags, der dem Markgrafen Verbindungen mit Fremden untersagte. Waren diese Gründe, die er entwaffnete, dennoch fähig, ihn zum Bedenken zu bewegen, oder drängten sich Schwierigkeiten in die Unterhandlungen mit den Schmalkaldenschen Bundesverwandten: der Beitritt Johanns verzögerte sich, ohne verhütet zu werden.

Aber während der Churfürst Joachim II. ängstlich zwischen seinen Bruder und die Protestanten trat, riß ihn der Erbvertrag mit den Häusern Sachsen und Hessen unbewußt von dem Interesse der römischen Kirche ab, und stellte ihn, ohne sichern Verband mit dieser und jener Parthei, noch schwankender zwischen beide hinein. Denn wie vorsichtig auch die Väter alle Fälle in jener Vereinigung mochten bedacht haben, um

einem möglichen Bruch zuvor zu kommen; einen einzigen hatten sie vergessen, und dieser einzige war jetzt erschienen. Eben für jene Kirche, der man abgeschworen hatte, war der Pakt geschlossen worden; eben jenen Papst, gegen den man jetzt die Waffen bereit legen zu müssen sich überredete, hatte man von den Gegenständen des Angriffs ausgeschlossen; eben der Kaiser, gegen den man sich gelobt hatte, nie das Schwert zu ziehen, bedrohte sie jetzt mit dem Fall, das Schwert ziehen zu müssen, und eben jenen Heiligen, bei denen man den Vertrag beschworen hatte, sagte man jetzt ab. Um diesen Widerspruch aufzulösen, versammelten sich die Glieder jener Häuser zu Zeiz; aber Georg von Sachsen wollte kein Wort geändert wissen, und brachte mit seiner schleunigen Abreise die Erbvereinigung in Gefahr. Endlich nach langem Bedenken verwandelte man die Sprache des alten Paktes nach dem Sinne des freiern Glaubens, gelobte Gott, was man den Heiligen gelobt hatte, und sagte sich, ohne auf Georg von Sachsen Rücksicht zu nehmen, von den Verpflichtungen gegen den Papst mit der Bedingung los, daß kein Glied gegen das andere, sey es unter welchem Namen es wolle, die Waffen tragen sollte. Mit dieser Wendung des auf die ferne Zukunft berechneten Vertrags, war der Arm Joachims für die Katholischen gelähmt, und wenn er bei seinen friedlichen Entschlüssen auch nicht gesonnen gewesen war, ihre Parthei zu verstärken, so war ihnen doch immer eine Hoffnung geblieben, die jetzt in die Lüfte zerstob (1537.)

Unterdeß hatte der Churfürst über einen gleichen Pakt Unterhandlungen mit dem Herzog von Liegniz

angeknüpft, und dieselbe Stimme der Politik, die ihn dort bewogen hatte, sich dem Interesse der Katholischen gegen die Schmalkaldischen Bundesverwandten zu entziehen, rieth ihm hier, es zu schonen. Denn wie sicher auch die Sprache der Verträge lautete, die den Herzögen von Liegniz bei ihrem Lehnsverband mit Böhmen (seit 1329) die Rechte vorbehielt, über ihre Länder eigenmächtig zu verfügen, und wie unzweifelhaft auch die Gunstbriefe der Könige von Böhmen (1511, 1522, 1524, 1529) diese Rechte bestätigten; immer blieb der östreichische Ferdinand der oberste Lehnsherr, immer konnte er im kleinen Umfang seiner Befugnisse nach einem Grunde suchen, die Erbverbrüderung mit Brandenburg abzulehnen oder zu verkümmern, und immer mußte dieser Grund bereit liegen, so bald er, mit mönchischem Eifer der katholischen Kirche ergeben, an der gleichen Gesinnung Joachims zweifelte. Jener schlesische Fürst, Friedrich II., der mit Brandenburg durch seine Gemahlin Sophia, eine Fürstin aus fränkischer Linie, in Freundschaft stand, war zwar, der Erste in jenen Ländern, bereits zum Protestantismus übergetreten; aber für Ferdinand mußte dieß ein Motiv mehr seyn, sich die Aussicht auf katholische Regenten vorzubehalten, und die Grenzen seines Königreichs Böhmen mit Anhängern seiner Kirche zu besetzen. Diese wichtige Verbrüderung, die zu Liegniz (1537) abgeschlossen wurde, erwarb dem Hause Brandenburg für den Fall der Erlöschung des herzoglichen, das Recht der Erbfolge in den schlesischen Fürstenthümern Liegniz, Brieg und Wohlau mit den dazu gehörigen Herrschaften, und ver-

sprach dem herzoglichen im gleichen Fall, der dem Hause Brandenburg begegnen konnte, den Anfall der Lande Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg, Kotbus, Peiz, Zossen und Teupiz. Wechselverlobungen der Tochter Friedrichs II., Sophia, mit dem Churprinzen Johann Georg, und der churfürstlichen Prinzessin Barbara mit dem Herzoge Georg, dem Sohne Friedrichs II., besiegelten den Bund, und die Herzöge versprachen, die Bestätigung des böhmischen Königs Ferdinand zu bewirken. In den Händen dieses Fürsten lag es also, ob Brandenburg zur einstigen Besitznahme der Rechte, die aus diesen Verträgen flossen, noch etwas mehr bedurfte, als ihre Unterschrift, und die Folge bewies, daß sich Ferdinand nicht durch die engen Grenzen seiner lehnsherrlichen Macht beschränkt wissen wollte, so bald es seinen und den Vortheil der Kirche betraf.

Diese Gründe Joachims, die Gunst Ferdinands nicht zu verscherzen, wurden noch durch die Absichten auf das Herzogthum Krossen verstärkt. Seit den Tagen des Churfürsten Albrecht war diese Besitzung zwar als Unterpfand unter das brandenburgische Regiment gekommen, aber die Rückzahlung von 50,000 Goldgulden, einer nicht unerschwinglichen Summe, konnte die Hohenzollern aus diesem Fürstenthum wieder zurück drängen, und einen zweiten Weg dahin schien das Glück auf lange Zeit nicht anzubieten. Mehr als jemals war Joachim daher bedacht, den ersten, mit so großen Anstrengungen eröffneten, nicht verfallen zu lassen, und die Umstände spielten ihm eine günstige Gelegenheit in die Hände. Der Herzog Karl von

Münsterberg, dem als Eidam jenes unglücklichen Hans von Sagan das Einlösungsrecht zustand, und der erst im Jahr 1514 die Bestätigung vom böhmischen König Wladislav empfangen hatte, war 1536 durch den Tod abgerufen worden, und hatte seinen vier Söhnen keine Verhältnisse hinterlassen, die ihre Hoffnungen auf Krossen steigerten. Diese Lage benutzte der Churfürst, um einen dieser Brüder, Joachim mit Namen, durch schmeichlerische Aussichten auf einen der bischöflichen Stühle in Brandenburg zu gewinnen, und die andern durch eine Geldsumme zur Abtretung ihrer Rechte geneigt zu machen. Die geschickte Hand des Freiherrn von Malzan führte den Plan aus, und der Herzog Heinrich von Münsterberg erschien mit Vollmachten seiner Brüder zu Berlin, um auf immer die Rechte ihres Hauses in die Hände des Churfürsten abzuliefern. Seit dieser Zeit (1537) ist dieses schlesische Herzogthum Krossen dem Churhause Brandenburg als Eigenthum verfallen und in seine Titel aufgenommen worden. Dort, wie hier, war der böhmische Ferdinand Lehnsherr, dort wie hier bedurfte es seiner Bestätigung.

So dringend aber diese Aufforderungen für Joachim waren, sich durch Partheinahme für die Protestanten nicht das Spiel zu verrücken, so bereitwillig kam Ferdinand seinen Wünschen zu Bauzen entgegen, wohin diese Angelegenheit den Churfürsten mit seinem Bruder Johann rief (1538). Welche Meinung auch der König von diesen Fürsten haben mochte, jetzt war es nicht Zeit, nach Glaubensartikeln zu fragen, denn mitten durch den schimmernden Pomp, womit er ihnen die böhmischen Lehen ertheilte, blickte seine Noth

hindurch, in die ihn Soleymann II. an den östlichen Grenzen seiner Länder versetzte. Im Herzen seines Königreichs Ungarn beängstigt, von Karl allein den furchtbaren Waffen des Halbmondes entgegengeworfen, und vom Drang ökonomischer Verlegenheiten gepeinigt, hinter sich wankende Kronen, vor sich ein von Meinungen zerrissenes Reich, war dieser warme Freund der katholischen Kirche um jeden Preis gesonnen, den Frieden mit ihren Gegnern zu erkaufen, und den Waffen, die gegen ihn oder seinen Bruder bereit gelegt wurden, die Richtung gegen die Ottomanen zu geben. Jener Dienst, den er dem Churfürsten von Brandenburg geleistet hatte, war eines Gegendienstes werth, und zum Glück traf es sich, daß, soweit auch ihre Zwecke auseinander lagen, der Wunsch Ferdinands dem Wunsche Joachims begegnete.

Mit der ganzen Wärme jugendlicher Hoffnungen übernahm es der Churfürst, die argwöhnischen Partheien Deutschlands in der gemeinsamen Richtung gegen Osten zu vereinigen, und die Forderungen der Protestanten gegen die Bewilligungen der Katholischen abzuwägen. Was jene verlangten, war wenig; was diese zugestehen konnten, schien unermeßlich viel. Gegen das Geschenk eines festen Religionsfriedens und der Einstellung der Kammergerichtsprozesse erklärten sich die Schmalkaldischen Bundesgenossen für bereit, den östreichischen Erbländern zu Hilfe zu eilen, und Ferdinand preßte seinem kaiserlichen Bruder zu Toledo ein Schreiben an den Churfürsten von Brandenburg ab, das von Wohlgefallen an den Bemühungen dieses Vermittlers sprach. Aber Karl, wie er ge-

stand, hatte keine Zeit gehabt, diesem Schreiben eine Vollmacht beizulegen, und das Werk der Vermittlung war im glücklichsten Falle nur auf unsichern Boden gestellt. Der Schwankung überdrüssig, und der letzten Rücksicht gegen Ferdinand durch die empfangene Belehnung überhoben, ergriff der Markgraf Johann von Küstrin Sitz unter den Schmalkaldischen Bundesgenossen, und in seinem Lande verwandelt sich die Kirche mit reißender Schnelligkeit. Das Kammergericht schleudert nach wie vor seine Achtserklärungen auf protestantische Städte, und mitten unter den schmeichlerischen Erwartungen des Churfürsten von Brandenburg ist der bevollmächtigte Herzog Heinrich von Braunschweig auf dem Wege, das Urtheil jenes Gerichts an Goslar zu vollstrecken. Wie ein Schleier fällt es von den Augen Joachims, als er, die Hand noch an dem Werke, die Partheien zu versöhnen, von dem Abgeordneten Karls selbst zum Bündniß der Katholischen eingeladen wird, als sie zu Nürnberg heimlich die heilige Ligue auf eilf Jahre schließen, und der Landgraf von Hessen, durch aufgefangene Papiere unterrichtet, ihm keinen Zweifel an dem feindseligen Zweck dieser Vereinigung läßt. Zugleich verbreitet sich die Nachricht von einem Stillstand Karls mit Frankreich, und der Papst, der sich vermittelnd zwischen diese Mächte gestellt hatte, rückt das versprochene Concilium in ungewisse Zeiten hinaus.

Diese Wendung, welche die Absichten Joachims durchkreuzte, wäre fähig gewesen, auch die bescheidensten Erwartungen niederzuschlagen, und es gehörte eine so verführerische Liebe zum Frieden dazu, wie er sie

nährte, um nicht alles aufzugeben. Seine Aussichten drängten sich nur noch auf einen einzigen Punkt zusammen, auf eine Zusammenkunft in Frankfurt und je gewisser jeder andere Ausweg verfallen war, desto zuversichtlicher flogen seine Hoffnungen nach diesem einzigen. Mit dem Churfürsten von der Pfalz vereinigt, bot er hier alle Mittel auf, und das Glück schien ihm die Hand zu reichen, denn am 19. April 1539 wurde ein Friede unterzeichnet, den die Noth Ferdinands und die Unentbehrlichkeit einer Reichshilfe den Katholischen abgepreßt hatte. Aber wie karg war das Zugeständniß, und wie schwankend hing dieses karge noch von der Feder Karls V. ab. Drei Monate hatte man an diesem Entwurf gearbeitet, und nur auf funfzehn flüchtige Monate lautete der Stillstand. Wie wenig für das Glück Deutschlands und wie viel für die Hoffnungen Joachims, denn ein Schritt, und der leiseste zum Frieden, dehnte ihren Spielraum wieder aus. Froh über dieses Werk, das seine Vermittlung geschaffen hatte, ließ er das Instrument nach Spanien fliegen, und — Karl, eben dieser Karl, dem die Hälfte seiner Anstrengungen gegolten hatte, verweigerte seine Unterschrift. Mit einem kühlen Dank zerriß er die ganze Schöpfung des friedlichen Hohenzollers, und die Partheien setzen ihre drohenden Bewegungen fort, wie zuvor.

Ohne Zweifel waren es diese Täuschungen, die am Hofe Berlins mit verstärktem Gewicht in die Schaale der Protestanten fielen, und den Churfürsten aus seinen schwankenden Entschlüssen auf die Seite der Reformation hinüberzogen. So zudringlich auch die Nothwen-

digkeit eines religiösen Umschwungs sein Ohr bestürmt, so sehr eine Rücksicht gegen die Katholischen nach der andern in seinen politischen Beweggründen sich geschwächt hatte, und so lockend die Beispiele waren, die den Evangelischen das Wort redeten; immer hatte ihn die Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung der Meinungen zurückgehalten, immer war es die Scheu vor einem Bruch mit den Katholischen gewesen, was seine Zögerung verlängert hatte. Mit den Tagen von Frankfurt wurde der Riß der Partheien immer offener und hoffnungsloser, die Erfüllung eines Wunsches, mit dem er aufgewachsen war, stets weiter in die Zukunft hinausgerückt und, über seinen Irrthum beschämt, der ihn eingewiegt hatte, sah er ein, daß die Entscheidung über die große Frage der Gewissen nicht mehr im Haupte des römischen Papstes liegen konnte. Alle Gründe, der Stimme des neuen Jahrhunderts Gehör zu geben, verstärkten sich daher in dem Grade, als die Hoffnungen, die er auf die Katholischen stellte, schwächer wurden, und man sagt, selbst der Vortheil, den ihm die Landstände für seine Schulden angeboten, wenn er sich für die Reformation erklären würde, habe sich bei ihm mit überwiegender Beredtsamkeit gemeldet. Wie aber auch die nächsten Motive beschaffen seyn mochten, und wie auch der Gesandte des Königs von Polen, Lucas Gorka, Bischof von Posen, mit dem Vermählungsvertrag seinen Schritt anzuhalten suchte; Joachim erklärte, daß er dem Gewissen seiner Gemahlin Freiheit lasse, und rief Landstände, Geistliche und Lehrer von Frankfurt nach Spandau. In der Schloßkirche dieser Stadt nahm er den 1. November

1539 aus den Händen des Bischofs von Brandenburg, Mathias von Jagow, das heilige Nachtmahl unter beiden Gestalten, und sein Hof folgte ihm. Schon am nächsten Tage hörte Berlin im Dom die evangelische Lehre, der Magistrat der beiden Städte trank nach protestantischem Gebrauch aus dem Kelch, und wer noch schüchtern das Bekenntniß verschlossen hatte, drängte sich mit bewegter Seele an den Altar Gottes, wo jener Mathias der Verkündiger des Evangeliums stand. Mit unaufhaltsamer Schnelligkeit reißt das Beispiel im Lande die entfesselten Gemüther fort, Städte, Dörfer treten über, Priester schwören dem Evangelium oder werfen den Mantel ab, und flüchten sich in den Schoos des bürgerlichen Lebens, Klöster werden öde, und der hoffnungslose Mönch trägt aus den Mauern mit sich davon, was sich davon tragen läßt. Ein so rascher Umschwung, der den Menschen in allen Fugen der Gewohnheit, in allen Grundfesten seiner Seele erschüttert, ohne die Bande der bürgerlichen Ordnung zu gefährden, ist nur aus dem warmen Antheil erklärbar, womit die Gemüther der religiösen Bewegung gefolgt waren, und der sie bereits auf den Punkt mit fortgerissen hatte, wo sie nur noch des offenen Geständnisses bedurften. Wie weit liegt dieser Punkt von dem ersten Zweifel an der Untrüglichkeit des alten Glaubens, und wie dringend mußten die Aufforderungen seyn, die den menschlichen Geist aus jener kaum bemerkbaren Stimmung bis zu dieser entschiedenen Erklärung führten!

Ohne die großen Folgen eines Schrittes zu ahnen, der zum Glück für sein Haus das alte warme Ver-

hältniß zu Oestreich erkältete, und seinen Enkeln im Norden Deutschlands für die Kirche eine Rolle anwies, wie diese Macht sie im Süden spielt, hatte Joachim den Entschluß gefaßt, von den katholischen Meinungen sich loszusagen, und ohne Absicht, die Parthei der neuen zu verstärken, ihn ausgeführt. Nicht in sein Kabinet allein, bis an den Altar verfolgte ihn der Geist der Schwankung, und überraschte ihn mitten auf dem Scheidewege zwischen der römischen Kirche und der protestantischen mit dem Entwurf, sich als Verbindungsglied zwischen beide zu stellen. Was daher die Katholischen an ihm verloren, hatten darum die Protestanten noch nicht gewonnen, und keine Macht konnte ihn bewegen, mit dem Glauben dieser auch den Haß jener und die Gefahr zu übernehmen. Während der Markgraf Johann, nie unsicher auf halben Maasregeln schaukelnd, seine Kirchen nach der sächsischen Weise umwandelte, und oft nicht ohne Gefahr, in den Verdacht geiziger Absichten zu gerathen, soweit es bei ihm stand, die Spuren des Katholicismus verlöschte; arbeitete Joachim an einer Kirchenordnung, die von diesem alle schimmernde Formen borgte. Jene Ceremonien, die schmeichlerisch seine Sinne bestachen, nahm er in seine neue Kirche herüber, und glaubte, als er das Werk den zusammengerufenen Landständen vorlegte, mit diesem Nichts die weite Kluft der Geister auszufüllen (1540). Aber hatte man seine Meinung misverstanden, oder wähnte man, daß dieser Mittelweg wieder zu dem Lateran führe; durch ihn eben machte er die Gemüther argwöhnisch, und wo die unbedingte Abschwörung katholischer Gebräuche keinen Widerspruch

gefunden hätte, warf die Vermischung den Stoff der Entzweiung in seinem eigenen Lande aus, die ihn bald den Genuß seiner Arbeit verbitterte. Diesen Unmuth war der Zustand seiner Kirchen und Schulen nicht geeignet aufzuheitern. Denn während er an die Ausschmückung des Glaubens dachte, lagen hier seine ersten Elemente in Verwilderung, und Prediger selbst fanden auf die Fragen des Lutherschen Katechismus keine Antwort. Handwerker bestiegen die Kanzel und hörten Beichte; die Schullehrer spielten bei Gelagen unentbehrliche Rollen, und entwarfen nach den heiligen Büchern Schauspiele, die sie mit ihren Schülern aufführten. Wie wohlthätig daher auch die Sonne der Reformation auf diese Länder schien, so brach sie sich doch lange noch an dem öden Boden, und nur langsam, mit kaum bemerkbarer Bewegung richtete sich das Geschlecht aus dem tiefen Verfall auf. Dieses Feld lag schreckenvoll vor den Augen Joachims, als er Abgeordnete zur Besichtigung aussandte, und die erste Hand an die Umwandlung legte (1541).

Während der Churfürst aus Misverständniß der tiefen Geheimnisse der Gewissen sein Combinationstalent aufbot, um den getrennten Kirchen durch müßige Formen einen Wink zu geben, wie eine Vereinigung zu bewirken sei, lud er durch seine Gesandten die Höfe ein, diesen Wink zu benutzen, und wußte die Partheien zu bewegen, noch einmal zu dem verbrauchten Mittel der Religionsgespräche zu greifen. Wie bescheiden auch der Grad war, auf den die Erfahrung seine Hoffnungen herabgesetzt hatte, sie stiegen plötzlich wieder in die Höhe, als seinen Versuchen das friedliche Edikt

Karls V. entgegen kam, wo den Urtheilen des Kammergerichts in Sachen der Religion und der Achtsvollstreckung gegen Minden und Goslar eine Pause befohlen wurde. Dieser Fürst würde dem Verdacht eines launischen Verfahrens kaum entgehen, wenn hinter der schwankenden Außenseite nicht das Gefühl der Nothwendigkeit, für seine Absichten die glücklichen Augenblicke abzuwarten, sicher alle seine Schritte gelenkt hätte. Frankreich, das, zum ersten Male in der Geschichte der europäischen Politik, die Türkei in seine Plane gegen Oestreich gesponnen hatte, und immer Frieden schloß, um Krieg zu führen, umklammerte den Kaiser im Westen durch seine Waffen, und Zuckungen in den Niederlanden, im Osten durch den Halbmond, im Süden durch die Seeräuber, die im Namen der Pforte seine Küsten plünderten. Ein Angriff auf die Protestanten konnte sie in die Arme dieses Frankreichs werfen. Als er daher aus den Niederlanden nach Regensburg sich begab, um hier einen Reichstag zu halten, waren die evangelischen Stände von seiner milden Gesinnung überrascht, und der Landgraf von Hessen, den Liebe und Gewissensunruhe muthlos aus der Haltung gerissen hatten, richtete sich an der kaiserlichen Gnade wieder auf. Mit meisterhafter Kunst besetzte Karl alle Wege zu dem Vertrauen der Protestanten, und wählte, weniger bekümmert um den Ausgang, als um die Mittel zu seinem Zweck, aus jeder Glaubenspartei drei Gelehrte der heiligen Schriften, um durch ein Religionsgespräch noch einmal eine Ausgleichung zu versuchen. In seinem Kabinet lagen die Punkte schon aufgeschrieben, wohin er beide geführt wissen wollte,

und alles schien eine friedliche Annäherung anzudeuten. Geschäftig, wie nie, stürzte sich der Churfürst von Brandenburg zwischen die Geschiedenen, um die glücklichen Stunden zu erhaschen, und schickte, als die Hoffnungen sich wieder abkühlten, eine Gesandtschaft an Luther, um diesen Stimmführer der Protestanten für die Annahme der Vergleichspunkte zu gewinnen. Mit den Freuden eines Mahls, das er gab, hoffte er die Gewissen zu besiegen, und war überrascht, als der Wein die alte Kraft der Versöhnung versagte.

Karl blieb nicht lange in Zweifel, welches Ende dieser Reichstag (1541) nehmen würde, und beschloß, da er für jeden Fall doch der Katholischen gewiß war, die Protestanten durch Zugeständnisse in seinen Vortheil zu locken. Er verschob, schwerlich aus reinern Beweggründen, als aus Gleichgiltigkeit für den Religionszwist, die Ausgleichung der streitigen Punkte auf ein Concil auf deutschem Boden, oder auf einen Reichstag auf achtzehn Monate hinaus, und bewilligte den Evangelischen bis dahin die Fortdauer des Nürnbergischen Religionsfriedens. Dem Kammergericht wurde Stillstand in Angelegenheiten der Religion vorgeschrieben, und der Kaiser behielt sich das Recht vor, über die engern oder weitern Grenzen dieses Friedens sich zu erklären. Mit diesem Vorbehalt hatte er nichts geringeres in seine Gewalt gespielt, als die vollkommene Freiheit, nach den Umständen ihn zu halten oder zu brechen. Denn welche Handlung der Protestanten ließ sich nicht außerhalb dieses unsichern Vertrags, welche nicht mit ihm für übereinstimmend erklären, je nachdem es dem Kaiser beliebte? So klug hatte Karl

immer die Zügel in den Händen behalten, und so unvorsichtig ließen sich die Protestanten von diesem zweideutigen Geschenk bezaubern, daß sie ihm selbst die Wahl der bequemen Stunde überließen, sie zu demüthigen, und daß sie ihn auf seinem Wege unterstützten, die Hindernisse wegzuräumen.

Denn hinter allen diesen Versprechungen, welche die Katholischen nicht gesonnen waren, zu halten, lag die Absicht versteckt, der protestantischen Waffen sich gegen den Halbmond zu bedienen, und man besann sich auf evangelischer Seite keinen Augenblick, dem bedrängten Bruder des Kaisers Hilfe zuzusagen. Mochte sie aber nach ihrer Rückkehr ein Bedenken überfallen, oder lag es in der trägen Bewegung des deutschen Staatskörpers: die Zurüstungen stockten, während Ferdinand dem Abgrunde der Gefahr immer näher rückte, und Karl nach Italien ging, um Algier anzugreifen. In Ungarn wehte bereits auf den Wällen Ofens und Pesths der ottomanische Halbmond; auf dem Po wurde der französische Gesandte in Konstantinopel von dem Gouverneur Mailands ermordet, und die Kriegserklärung Frankreichs und Dänemarks ward gegen Karl geschleudert. In diesem Drang rief Ferdinand noch einmal das Reich nach Speier, und die Gefahr preßte ihm die Verlängerung des Regensburgischen Friedens auf fünf Jahre ab. Jetzt erst öffneten ihm die Stände ihre Hilfsquellen, und setzten ihre Waffen in Bewegung. Auf 37,000 Mann nach der Berechnung eines Berichts lautete der Anschlag, und dem Churfürsten von Brandenburg ward das Commando übertragen (1542).

Schon einmal hatte der Churfürst Joachim I. seinen Sohn nach Ungarn geschickt, um das östreichische Heer zu verstärken, und ein Sieg, den dieser über ein detachirtes türkisches Korps erhalten hatte, war (1533) in allen Kirchen Brandenburgs gefeiert worden. Zum zweiten Male also rückte Joachim II., mit den Hoffnungen Deutschlands beladen, die ihm die gefährliche Ehre des Oberbefehls verschafft hatten, mit seinen Truppen nach Wien, dem Sammelplatz der Armee, aber die Sterne, die man befragte, täuschten mit ihren Versprechungen. Wie seine Schmeichler auch seine Talente preisen mochten, von denen man nur eine einzige, von der Pforte nicht beachtete Probe gesehen hatte: an der Wahl dieses Feldherrn scheint doch seine Würde mehr Antheil gehabt zu haben, als seine Fähigkeit. Joachim II. war kein Albrecht Achilles, und selbst in den Augenblicken des kühnsten kriegerischen Schwunges erreichte er das Feuer Friedrichs I. nicht. Schon in Wien fing sein Unglück an. Unter seinen Fahnen hörte man alle Sprachen Europa's, und Ungarn, Böhmen, Oestreicher, Italer, Spanier und Deutsche, kaum durch zauberische Kraft des Genies zusammenzuhalten, begegneten sich nur in einem schwankenden Oberhaupte, und dieses Oberhaupt hatte Ferdinand schüchtern unter die Meinungen des Kriegsrathes gestellt. Alle Bewegungen am Hofe des Königs, wie unter den deutschen Ständen waren von Trägheit gelähmt, und schon in der ersten Berathung wurde der glückliche Rathschlag, Ofen anzugreifen, überstimmt. Zu Gran beschloß man Pesth zu bestürmen, und ging bei Waizen über die Donau, ohne von den

Türken beunruhigt zu werden. Während der Churfürst Pesth umzingelte, blieb den Belagerten der schwachbesetzte Verbindungsweg nach Ofen frei, und feurige Ausfälle in das christliche Lager schlugen die Begeisterung nieder, welche die Brust des Soldaten bewegt hatte. Aus vierzig Feuerschlünden warf man den Tod in die Stadt, und die Mauer wurde zerrissen. Mit allgemeinem Sturm stürzte sich das Heer nach dieser Breche, aber schneller, als der Riß entstanden war, hatte der Türke hinter ihm eine neue Mauer aufgeworfen, und in der Nacht aus der Besatzung von Ofen Verstärkung an sich gezogen. Mit Ungestüm wurde das christliche Heer zurückgeworfen, und der Verlust löschte alle Hoffnung aus. Schon am folgenden Morgen befahl Joachim den Rückzug über die Donau, und trat mit einem gedemüthigten, in seiner Flucht halb zersprengten Heere wieder den Weg nach Wien an. Dieser Feldzug, der eben so unreif begonnen, als übereilt geendigt wurde, stellte den Churfürsten den Vorwürfen der Christenheit bloß, kostete ihm den Ruhm seines ersten Sieges, und bürdete ihm und seinem Lande Lasten auf, die er in den ganzen neunundzwanzig Jahren seiner Regierung nicht wieder überwand.

Noch befand sich Joachim in den fernen Ebenen Ungarns, und glaubte Deutschland im tiefsten Frieden, den ihm der letzte Reichstag verbürgte, als an seinen Grenzen die ersten Donner der Religionskriege rauschten. Mitten unter den Opfern, die er dem Interesse Ferdinands und Deutschlands brachte, hielten Chursachsen und Hessen 19,000 Mann marschfertig, um den Herzog Heinrich von Braunschweig von

gewaltthätigen Schritten gegen Braunschweig und Goslar abzuhalten. Diese Städte, gegen welche das Reichskammergericht die Acht ausgesprochen hatte, waren Glieder des Schmalkaldenschen Bundes, und verlangten Schutz gegen einen Fürsten, der troß der Warnungen Karls und Ferdinands, nicht den ersten Funken in den empfänglichen Zündstoff zu werfen, seine feindselige Absicht nicht verbarg. In dieser Gefahr, welche ihre Bundesfreunde bedrohte, rückte der Churfürst von Sachsen mit dem Landgrafen von Hessen in Braunschweig ein, trieb den Herzog aus seinen Grenzen, und setzte die Reformation ein, die das Land schon ergriffen hatte. Erschrocken über eine That, die das Zeichen zu Erschütterungen gab, wurde der Churfürst von Sachsen von den bangsten Ahnungen überfallen; es sei ihm, sagte er, als wenn nach der Weissagung des Propheten Daniel das Reich in Trümmern gehen werde, gegen welche der Rathschluß des Himmels nichts helfen könne. Das letzte Band, das die entzweiten Glieder Deutschlands noch locker zusammengehalten hatte, wurde mit der Erklärung der Protestanten, das Kammergericht nicht mehr anzuerkennen, mit einem Male zerrissen, und der Reichstag zu Nürnberg (1543) flammte die Erbitterung noch mehr an, statt sie abzukühlen.

Mit diesem raschen Schritte gegen den Schwiegervater Johanns von Küstrin hatte der Schmalkaldische Bund den Zunder der Entzweiung zwischen sich und den Markgrafen geschleudert, und ein gütiges Geschick bestürmte diesen Fürsten noch zeitig genug mit Warnungen, um nahe am Rande des Abgrundes still

zu stehen. Denn noch zog zwar der rächende Donnerstrahl ruhig über den Häuptern der Verbündeten hin, und weder Ferdinand noch Karl hatten Zeit, das Amt der strafenden Nemesis zu übernehmen; aber eben dieß wiegte die Protestanten ein, und wie ein Mensch, dem das Auge verbunden ist, wankte der Bund, mit der Zwietracht in seinem eigenen Schooße, dem Verderben entgegen. Statt an jener That, die mit der Erklärung, das eroberte Land den Kindern des Herzogs gegen Entschädigung der Kriegskosten zu überliefern, nicht zurückzunehmen war, sich entschlossen aufzurichten, und den Kaiser verloren zu geben, um sich zu retten, standen die Protestanten vor ihrem eigenen Werke still, und wollten das Unvereinbare, die Rücksicht gegen das Reichsoberhaupt und die offene Erklärung gegen seine Befugnisse, in unnatürliche Verbindung zwingen. Daher gelang es dem klugen Habsburger so leicht, sie auf dem Reichstage zu Speier (1544) mit dem verführerischen Zauber seiner Gnade einzuschläfern. Daher verfielen sie in den Wahn, ihr Gewaltschritt sei unbeachtet, wie ein Windstoß, an dem Gedächtnisse Karls vorübergeflogen, weil er nicht einmal eine Stunde für die Entscheidung zu haben schien. Daher rissen sie sich von dem letzten Beistand in der Noth, dem König von Frankreich, los, und sagten seinem Gegner und dem ihrigen ihre Waffen zu. Daher endlich zögerten sie, den Churfürsten Hermann von Köln, der ihre Parthei verstärkt hätte, bei seinem Abfall von der römischen Kirche kraftvolle Unterstützung zu gewähren, so wie sie den Herzog Wilhelm von Kleve, der zu ihrem Glauben übergetreten war, bei seiner Vertheidigung gegen

die kaiserlichen Eingriffe in seine Rechte hatten fallen lassen. Karl wußte durch einen Vertrag mit Dänemark ihnen den Haltpunkt im Rücken abzuschneiden, und schloß in dem Augenblick, wo ihnen eine Waffe nach der andern aus den Händen sank, vor den Thoren von Paris Friede mit Frankreich.

Unter dieser schwülen Gewitterluft, die unzweifelhaft die nahe Entladung ankündigte, versuchte sich der Schmalkaldische Bund noch einmal an dem Churfürsten von Brandenburg. Der Landgraf von Hessen eilte nach Zinna, um Auge in Auge alle Hilfsquellen seiner Beredtsamkeit zu erschöpfen; aber noch einmal umsonst. Seine Partheilosigkeit, erklärte Joachim, würde den Verbündeten mehr nützen, als sein Beitritt, und wenn es zum Aeußersten kommen sollte, bliebe sein vermittelnder Beistand ihnen immer noch als rettende Zuflucht übrig. Diese Weigerung war ein Unfall für die Protestanten, ein noch größerer stand ihnen bevor. Denn wie unerschütterlich auch der Markgraf Johann an seinem Glauben hing, so hatte doch das Schicksal seines Schwiegervaters den Antheil an dem Bündnisse erkältet, und sein Ohr war für die bestürmenden Gründe Joachims empfänglich geworden. Als daher seine Verwendung scheiterte, den Herzog von Braunschweig wieder in seine Länder einzusetzen, und der Bund dem Zeitpunkte seiner Auflösung entgegenwankte, erklärte Johann den Pakt mit ihm für erloschen, und vollendete die Befestigung Küstrins, nachdem er Königsberg (Neumark) für seinen militairischen Plan aufgegeben hatte. Nur noch ein Schritt fehlte, um den Markgrafen in ihren Gegner zu verwandeln, und die

Schmalkaldischen Bundesverwandten selbst drängte die Gefahr, diesen Uebergang zu beschleunigen. Denn ohne Hoffnung, auf friedlichem Wege in den verlornen Besitz wieder einzutreten, hatte der Herzog von Braunschweig mit französischem Geld 10,000 Mann angeworben, und drang über Verden und Bremen feindselig in seine eigenen Grenzen ein, während ihm die Bundesgenossen mit 25,000 Mann über Nordheim entgegenrückten. Die Heere standen sich schlagfertig gegenüber, als sich der Markgraf Johann in die Arme des Herzogs warf, und den erbitterten Gegnern durch Vergleiche die Waffen aus den Händen zu winden suchte. Umsonst; die Wette einer Schlacht war nicht zurückzuhalten, und Heinrich von Braunschweig verlor sie auf den Feldern bei Nordheim mit seiner Freiheit (1545).

Kurz darauf schloß Karl mit der Pforte Waffenstillstand, und die Häupter des Schmalkaldischen Bundes standen verlassen und ungewiß dem allmächtigen Oestreicher gegenüber, um gleichsam mit offener Brust den Todesstreich zu empfangen. Die Donner von Nordheim haben ihre Begeisterung abgekühlt, und was auch geschehen mag, sie können nur vorwärts, nicht rückwärts mehr; aber ihre Geister sind von dem Schreckbild der nahen Zukunft ergriffen, und in ihrem Werke schlägt die Seele der Einheit nicht. Der Brandenburgische Albrecht von Mainz ist todt, und mit ihm ein langer unermüdeter Freund des friedlichen Glücks. Heinrich von Sachsen, der warme Vertheidiger des freien Glaubens, ist vom Schauplatz abgetreten, und sein Sohn Moriz spielt mit meisterhafter Politik eine

zweideutige Rolle. Müde von dem unentwirrbaren Knäuel der irdischen Dinge, und fast erdrückt von der Größe seiner Schöpfung, legt Luther zu Eisleben sein Haupt nieder, und mit ihm fällt der geistige Haltpunkt für das muthlose Geschlecht zusammen. Denn wenn auch die Fürsten mit ihrer Politik in den Vorgrund der Reformationsbühne getreten waren, immer hatten sich die Fragen an Luther gerichtet, und die öffentliche Meinung hatte ihn auf die Höhe einer imponirenden Macht hinaufgeschwungen. Nie hatte er die Einschreitung der Waffen gewollt, und glücklich genug für ihn, ging sein Tag zu Ende, als jeder friedliche Ausweg verfallen war. In dieser angstvollen Stimmung, die auf Deutschland lag, begaben sich die Protestanten noch ein Mal nach Regensburg, und weigerten sich, die Autorität des tridentinischen Conciliums, das der Papst ausgeschrieben hatte, anzuerkennen, so wie sie zuvor das Religionsgespräch abgebrochen hatten. Mit kunstvoller Gewandtheit wußte Karl den Zunder der Zwietracht unter den Schmalkaldischen Bundesverwandten anzublasen, und den Herzog Moriz von Sachsen, den fränkischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und den Markgrafen Johann von Küstrin in seine Arme zu ziehen. Nicht der Religion gelte es, erklärte er, es gelte nur ungehorsamen Vasallen, und vielleicht zum ersten Mal auf seiner politischen Laufbahn hat er in jenem Punkte ein wahrhaftiges Geständniß gethan. Denn wie auch den Absichten Karls der Papst die Religion als Triebfeder unterschieben wollte, wie er von diesem Fürsten auch durch dunkle Wendungen überredet wurde, daß sie es sei, und wie

er ihm auch in diesem Wahn 12,000 Mann Hilfstruppen, 200,000 Kronen, auf ein Jahr die Hälfte aller Kircheneinkünfte in Spanien, und die Veräußerung geistlicher Güter bis auf die Summe von 500,000 Kronen anbot: immer war es nur der Kaiser, nicht der Schirmherr der römischen Kirche, der zu den Waffen griff.

Unter den Schutz dieser kaiserlichen Erklärung flüchtete sich der Markgraf Johann von Küstrin, als ihn die Vorwürfe der protestantischen Welt verfolgten. Aber noch ehe zu Regensburg die Unterscheidungslinie zwischen Religion und Staatsverhältniß gezogen wurde, scheint schon der Tag von Nordheim den Entschluß dieses Fürsten gereift zu haben. Mit dem ganzen Feuer mütterlicher Beredtsamkeit stürzte sich die verwitwete Churfürstin zwischen diesen Sohn und die Absicht des Kaisers, und malte ihm im tiefen Schmerz und prophetischen Geiste den düstern Hintergrund des östreichischen Planes aus. Alles Unglück, das sich an diesen Schritt heften würde; alle Anklagen der untergehenden protestantischen Kirche rief sie ihren Bitten zu Hilfe. Aber hinter ihm stand seine weinende Gemahlin mit dem Nothruf ihres gestürzten Vaters, vor ihm winkte die kaiserliche Gnade, und sein Entschluß blieb unerschüttert. Wie matte Pfeile, die dem bundbrüchigen Freunde nachgesendet werden, gleiteten die Beschuldigungen Chursachsens und Hessens an ihm ab, und mit der Beantwortung rüstete er sich für ihren Gegner. Mit siebenhundert Reitern (nach Andern mit 1000 Mann) zog er nach Landshut, und vereinigte sich am 15. September 1546 mit dem kaiserlichen Heere. Der

Churfürst Joachim hielt sich vom Schauplatz der kriegerischen Bewegungen partheilos zurück, und schien die Entscheidung der Würfel abzuwarten. Diese gleichgiltige Stellung, die keine Achtung gebot, aber seine Länder rettete, verscherzte ihm die öffentliche Meinung und trotzig forderte ihn Ferdinand zu Prag durch die Vernichtung seiner Erbverträge mit Liegniz heraus. Wie auch Joachim die Federn seines Kabinets gegen diesen Gewaltschritt in Bewegung setzen mochte; der böhmische König überhob sich eines Rechtsstreites, den die Waffen nicht führten, und der Churfürst glaubte kein anderes Mittel zu besitzen, als die Urkunde im Archiv seines Hauses einem kommenden Enkel aufzusparen.

Unterdeß waren schon die ersten Würfel gefallen, und die Truppen der oberdeutschen protestantischen Städte, unter dem Kommando des talentvollen Schärtlin, hatten ihre Bewegungen nach den tyrolischen Gebirgen begonnen, um die Vereinigung des päpstlichen Hilfsheeres mit dem Kaiser zu verhindern. Karl stand 15,000 Mann stark zu Regensburg, und beantwortete troz dieser Schwäche die entschuldigenden Erklärungen des Churfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen mit der Acht. Die Schnelligkeit, womit diese Fürsten eine Armee von 80,000 Mann an die Donau versetzten, gab dem Glück der Protestanten einen schwindelnden Aufschwung, und drohte dem spanischen Karl das Schicksal Friedrichs III. zu bereiten. Aber schon der erste Aufflug weckte alle kleinlichen Leidenschaften auf, und ehe noch ein Schwertstreich gefallen war, beneidete man sich schon um die Ehre des Siegers. Die zitternde Bedenklichkeit der

Städte schlug ihren fähigen Feldherrn in die Fesseln von schädlichen Rücksichten, und die italischen Truppen drängten sich ungehindert bis zu Karl hindurch, während 14,000 Mann aus den Niederlanden unter dem Grafen von Egmont zu seiner Verstärkung vorrückten, ohne daß es die Verbündeten verhindern konnten. Noch stand das Spiel ungleich, und noch konnten die Protestanten durch entschlossene Bewegung bei Gingen dem Kaiser Bedingungen vorschreiben, als der Herzog Moriz von Sachsen mit den Ungarn Ferdinands die offenen Grenzen des Churfürstenthums Sachsen überschwemmte, und den bestürzten Regenten von den Ufern der Donau zurückrief. Noch einmal schwur das Glück den Fahnen Johann Friedrichs, und lieferte bis auf geringe Reste sein geplündertes Land und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in seine Hände. Aber in Schwaben ging mit jener Trennung jeder günstige Stern unter, und die Wolken, die an der Donau sich zusammengezogen hatten, stürzten sich mit einer plötzlichen Wendung nach Sachsen, um sich an den Ufern der Elbe zu entladen. Karl rückte nach seinen Siegen in Schwaben durch die böhmischen Wälder in Meißen ein, vereinigte sich mit Moriz, und der Churfürst von Sachsen zog sich in die Ebenen von Wittenberg zurück.

Diese Wendung, die den Kriegsbrand unerwartet an seine Grenzen schleuderte, hielt der Churfürst von Brandenburg für den äußersten Zeitpunkt, durch eine leichte Abweichung von den Gesetzen der Neutralität dem zürnenden Sieger entgegenzukommen, und um sich zu decken, in der Meinung der protestantischen Welt

den letzten Rest der Achtung zu wagen. Er schickte seinen Prinzen mit 500 Reitern in das Lager des Herzogs Moriz von Sachsen, und schenkte diesem jugendlichen Fürsten Gelegenheit, sich einen traurigen Antheil an der Vernichtung des Churfürsten von Sachsen zu verschaffen. Denn ohne ihm Zeit zu lassen, sich nach Wittenberg zu werfen, hatte Karl mit Hülfe eines verrätherischen Landmanns seine Reiterei durch die Elbe gesetzt, und zwang ihn bei Mühlberg am 24. April 1547, eine Schlacht anzunehmen. Nach dem Unglück dieses Fürsten, der verwundet und gefangen von dem Sieger mit schneidendem Stolz empfangen wurde, rollte sich der Himmel mit furchtbarer Last auf die Herzen der Protestanten, und ein Schreck zitterte durch die evangelische Welt. Darnieder lagen alle Hoffnungen, und bang sah man schon den vernichtenden Blitzstrahl auf die neue Kirche schleudern. Denn alles Schicksal ruhte jetzt in der Hand eines Einzigen, und dieser Einzige, der jetzt allmächtig gebieten konnte, war den Einflüsterungen seiner Spanier hingegeben, die von Religionshaß glühten. Im Lager vor Wittenberg sprach man das Todesurtheil über den Gefangenen, und machte peinliche Anstalt zur Vollstreckung, um seiner belagerten Gemahlin die Schlüssel zur Stadt abzuängstigen.

Auf diese Nachrichten, von denen Joachim betroffen ereilt wird, fliegt er nach der Elbe, und der unerhörte Moment reißt ihn zur Entschlossenheit auf. Mit Beredtsamkeit ruft er alle Dienste Sachsens für Oestreich in Karls Gedächtniß zurück, und weckt Namen von Helden auf, die den unglücklichen Gegnern

die Hand der Gnade gereicht haben. Ohne Albrecht von Sachsen, sagte er, sei Oestreich für Friedrich III., ohne ihn die Niederlande für Maximilian verloren gewesen, ohne Friedrich den Weisen sei seine Majestät nicht auf den deutschen Thron gestiegen. Ein Beispiel, wie seine Spanier rathen, stehe noch nicht in den Annalen des Reichs, und von dem Willen der Stände, nicht von der Willkühr der Majestät hänge die Entscheidung ab, ob es aufzustellen sei. Und wenn Karl sich nicht bedenke, wenn er einen geachteten, von seinem Lande angebeteten Fürsten mit der Hinrichtung eines Räubers brandmarke, so rolle sein Blut noch in seinen Söhnen, und schon am Richtplatz werde die Furie des Kriegs wieder aufwachen. Für sie werde sich Deutschland bewaffnen, für sie die protestantische Kirche; wer jetzt noch scheu sich verborgen, dem werde die Gefahr den Muth der Verzweiflung einhauchen, und wer jetzt noch für Oestreich sein Leben wage, werde zitternd vor Oestreich sich in Oestreichs Gegner verwandeln. Ein Kampf, wie dieser sei endlos, und mitten unter den Waffen seiner Leibwachen habe seine Majestät den Stahl zu fürchten, der sein Herz suche. Der Sieg, habe Karl geäußert, gehöre dem Herrn, aber eben dieser Herr im Himmel fordere Gnade von dem Sieger, der Gefangene bitte darum, und alle Umstände rathen, sie zu gewähren."

So gewiß die Drohung Karls nur ein Gaukelspiel war, er überzeugte sich doch, es endigen zu müssen und die Protestanten nicht auf das Aeußerste treiben zu dürfen. Denn noch stand Philipp von Hessen vor ihm in Rüstung, und mit dem Nothschrei der

evangelischen Kirche und der ständischen Freiheit konnte er die Hälfte Deutschlands in einen gefährlichen Vereinigungspunkt hinreißen. Den böhmischen Boden hatten Zuckungen erschüttert, die Gefahr der Protestanten zitterte über die Gebirge hinein, und ein Aufschwung in Deutschland gegen Oestreich mußte die böhmischen Hussiten gegen Ferdinand unter die Waffen bringen. Nach dem Sieg bei Mühlberg dachte Karl an den alten Glanz der Könige, und an den weiten Umfang ihrer Rechte, sein Plan, sie zurückzufordern, blieb nicht mehr zweifelhaft; aber der Weg dahin lief über tausend sorgsam gehütete Interessen der Fürsten, und nur mit langsamer Hand war in verborgenen Kanälen eine gefürchtete Gewalt nach der andern zu untergraben.

Dem Churfürsten von Brandenburg kam daher Karl schon entgegen, als dieser ihn noch mit allen Hilfsmitteln der Ueberredung bestürmen zu müssen glaubte, und seine Drohung löste sich in Milde auf, als die Churfürstin von Sachsen in Begleitung Joachims ihm knieend die Schlüssel Wittenbergs überreichte und für den unglücklichen Gemahl um Gnade flehte. Der Churfürst empfing das Geschenk des Lebens, aber wie vielmehr als das lag verloren hinter ihm, seine Freiheit, seine Würden, über die Hälfte seiner Länder, und in tiefem Schmerz sah er den ganzen Glanz seines Geschlechts auf das verwandte Haupt des Herzogs Moriz niederfallen, der ihn und die Protestanten verrathen hatte.

Dieses Schicksal war geeignet einen Heldengeist zweiter Ordnung von einer solchen Gnade zurückzu-

schrecken, und Philipp von Hessen gehörte nicht zu ihr. Aber dieser Fürst hatte längst den Stern verloren, der seinem Leben eine sichere Richtung verliehen hatte, und die Donner von Mühlberg waren erschütternd durch alle seine Entschlüsse gedrungen. Was er, bis jetzt noch unbesiegt, und in voller Rüstung gewinnen konnte, wenn er sich dem Kaiser ergab, kam auf die geschickte Hand eines Vermittlers an; was er verlieren würde, wenn er nach der Niederlage seiner treuesten Freunde die verwegene Wette des Kampfes fortsetzte, konnte kaum zweifelhaft bleiben, und führte im günstigsten Falle auf ein unabsehbares Leichenfeld, wo seine Länder seine Siege beweinten. In dieser Stimmung fanden ihn die Vermittlungsanträge der Churfürsten Moriz und Joachim, die ihn zu Leipzig bestürmten, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Aber bis zu dieser Muthlosigkeit war Philipp selbst in den bangsten Stunden noch nicht gefallen, und reiste, auf das Aeußerste gefaßt, über Weißenfels zurück, während der Kaiser noch im Lager vor Wittenberg stand. Jetzt nun am Vorabend der letzten Entscheidung war die ganze Schwere des Kriegs und des Friedens in die Hände der Churfürsten Moriz und Joachim gelegt, vor ihnen lag das lockende Feld der Vermittlung, aber eben dieses Feld war so schlüpfrig und von spanischer Politik so mit geheimen Fallgräben durchstochen, daß sie sich verwirren mußten, welchen Weg sie auch einschlagen mochten. Auf die leise Frage, bis auf welchen Punkt die Ungnade des Kaisers es treiben würde, wenn sich Philipp freiwillig ergeben würde, erhielten sie eine Erwiederung in Wor-

ten, die troß, daß sie beruhigend lauteten, in dem weiten Umfang ihrer Bedeutung unermeßliches Unglück einschlossen. Hatten sie die undeutliche Sprache misverstanden, oder spielte man mit ihnen Betrug; sie unterhandelten auf dem Grund dieser Antwort mit dem Landgrafen, und verbürgten sich für sein Leben, für seine Freiheit, für seine Länder. Mehr zu retten, konnte Philipp selbst nach den kühnsten Anstrengungen nicht hoffen, er legte die Waffen nieder, und begab sich mit den Herzögen von Braunschweig, die er aus der Gefangenschaft entließ, auf den unglücklichen Weg nach Halle, wo der Kaiser am 10. Juni angekommen war. „Ziehet hin,“ sagte Karl zu Joachim, der dem Landgrafen entgegenreiten wollte, und ihm seine bange Erwartung nicht verbarg, „wir sind nicht gewohnt, unser Wort zu brechen.“ Sicher, wie nie, begleitete daher der Churfürst mit Moriz den vertrauungsvollen Fürsten in die Mauern herein. Nach einigen Verhandlungen führten sie ihn zum Kaiser, dem er knieend Abbitte leistete; aber schon auf dem Angesicht Karls lagen die Wolken, die sich über dem Haupte Philipps zusammenzogen. Des Abends saßen die Churfürsten mit ihm und dem Bischof von Arras, Granvella, an der Tafel bei dem Herzog von Alba, als ihnen die Spanier anzeigten, daß sie Befehl hätten, den Landgrafen zu verhaften. Kurz darauf trat die spanische Wache ein. Entrüstet über ein Verfahren, das ihrer Bürgschaft Hohn sprach, und sie zu Werkzeugen der Arglist machte, eilten sie am folgenden Morgen in das Gemach des Kaisers, aber keine Bitte erweichte ihn. Kalt in seine Größe ge-

hüllt, erwiederte er, er halte, was er versprochen habe. Mit glühendem Blut verließ Joachim das Zimmer, und stieß auf den Herzog von Alba. Auf diesen abgemeßnen Spanier, und auf diesen allein, dem er den Verrath beimißt, entladet er die ganze volle Schaale seines Zorns, der Moment treibt ihn über alle Grenzen seiner friedlichen Natur hinaus, und der Degen zuckt in seiner Hand, um ihn niederzustoßen, als sich der Marschall von Trotte in seine Arme stürzt. Jetzt endlich überfliegt ihn die Reue, dem östreichischen Karl die Protestanten geopfert zu haben, jetzt kommen Augenblicke, wo er sich an seine Waffen erinnert, aber mitten in dieser Wallung überfällt ihn die Furcht, und ruhig begleitet er den gefangenen Landgrafen bis Naumburg, wo er von ihm Abschied nimmt. Ohne ihn gehen die Ereignisse ihren Weg, während eine andere Hand sich vorbereitet, ihnen eine Wendung zu geben.

Auf einer Zusammenkunft in Ulm, wo er sich durch seine Gesandten vertreten ließ, rückte Karl der Ausführung seines stolzen Entwurfs näher, und ließ die Stände des Reichs zu einem Bunde auffordern, um die morschen Formen zusammenzuhalten. Als Seele einer Vereinigung, aus deren Schoos sich eine gewisse Masse von Kräften mit Schnelligkeit entwickeln ließ, konnte er jedem Widerstande Trotz bieten. Aber hatte die Gefahr warme Freunde seiner Absichten um ihn versammelt, so machte sie sein Glück ihm treulos, und auf den katholischen, wie auf den protestantischen Ständen lastete die Furcht vor seiner Allmacht. Mit der Scheiterung eines Gedankens eröffnete er daher den Reichstag zu Augsburg fast im Schoose seiner

Heere, und war im zweiten, das Kammergericht in seine Hände zu spielen, glücklicher, als er gehofft hatte. Denn die Stände überließen ihm unter dem Vorbehalt ihrer Rechte für dieses Mal die Anordnung des obersten Gerichtshofs. Wenig für einen mittelmäßigen Kopf, für Karl unermeßlich viel! Nichts aber durchschnitt mehr seine Plane, als die Glaubensspaltung. Immer mußte der Religionshaß, sobald er sich für diese oder jene Seite erklärte, eine gefährliche Parthei gegen ihn aufstellen, und immer war es der Papst, der ihn unterhielt. Durch keinen einzigen seiner Schritte hatte Karl im Laufe dieses Kriegs eine feindliche Absicht gegen die Reformation, durch keinen einzigen eine Unterstützung des päpstlichen Glaubenseifers verrathen. Diese Haltung, eine meisterhafte Berechnung, wenn ihm kirchliche Dogmen überhaupt nicht gleichgiltig gewesen wären, unterhielt die Hoffnungen der Protestanten und die Befürchtungen der Katholischen. Beiden waren Zugeständnisse abzulocken, wenn er es verstand, jenen zu schmeicheln, und diese nicht zu zerstreuen. Hatten indeß die Fürsten Deutschlands im Laufe der Jahrhunderte die königliche Krone fast nur auf den Namen herabgesetzt, und waren diese erst herunterzudrücken, wenn jene ihren alten Glanz zurückempfangen sollte; so war ihm der Papst noch gefährlicher gewesen, und hatte in dem Herzen Deutschlands einen ewigen Widerstand gegen das Oberhaupt desselben aufzuregen, und zu unterhalten gewußt. Jetzt konnte Karl hoffen, diesen hartnäckigsten Gegner der königlichen Gewalt in gefahrlosere Schranken zurückzuweisen, und die Deutschen gegen Rom zu gebrauchen. Mit eisernem Wil-

len forderte er daher die Fortsetzung des (tridentinischen) Conciliums auf deutschem Boden, nachdem der Papst Anstalt getroffen hatte, es nach Bologna zu verlegen, und als dieser bei dem Blick auf seine Gefahr kein Ohr dazu hatte, beschloß Karl selbst das Geschäft der Ausgleichung bis zu einer Kirchenversammlung zu übernehmen, die er nach seinen Absichten lenken konnte. Er ließ daher von dem Bischof von Naumburg, Julius Pflug, von dem Titular-Bischof von Sydon, Michael Helding und dem churfürstlich brandenburgischen Hofprediger, Johann Agricola von Eisleben, sechsundzwanzig Artikel entwerfen, um dadurch die entzweite Kirche zu versöhnen. Die beiden ersten dieser Männer waren Katholiken, die den Frieden liebten, Agricola Protestant, von glühender Ehrsucht, mit dem Gefühl der Unentbehrlichkeit den Versuchungen zugänglich. Dieser Gelehrte der heiligen Schriften war seit einigen Jahren an den brandenburgischen Hof gerufen worden, und hatte sich in das Vertrauen Joachims um so leichter eingeschlichen, da Beide sich in schwankenden Meinungen trafen. Unter den Händen der kaiserlichen Gnade, welche Geschenke auf ihn ausströmte, war dieser Mann wenig um die großen Fragen der Reformation bekümmert, und glaubte unermeßlich viel zu retten, wenn er den Protestanten beide Gestalten des heiligen Nachtmahls und ihren Priestern die Erlaubniß vorbehielt, bis zum Ausspruch eines allgemeinen Conciliums das menschliche Recht der Ehe zu behaupten. Die Heiligen wurden wieder eingesetzt, die Messen, die Processionen, die Bilder, der alte Glanz der Kirche wieder hervorgerufen, die Lehren vom

Glauben, von der Versöhnung und von guten Werken, jene Grundfesten der Reformation verfälscht. Diesen Entwurf, gewöhnlich das Interim genannt, ließ der Kaiser am 15. Mai 1548 in der Reichsversammlung vorlesen, und noch schwiegen betroffen alle Lippen, als der Churfürst von Mainz im Namen der Stände sich für die Annahme erklärte.

Die Ueberraschung hatte bisher die Zungen, die Verlegenheit den Entschluß gefesselt, und die bewaffnete Stellung des Siegers von Mühlberg machte den Verwegensten bedenklich. Aber wie Nebel fällt es von den Augen Karls, als er die Unterzeichnung verlangt. Keine einzige jener glänzenden Erwartungen, die er an dieses Interim bindet, trifft ein, und mit auffallenden Schritten sieht er sich in seinen Planen rückwärts gehen. Einige unterschreiben, weil sie zu müssen glauben, Andere wollen sich erst mit ihren Geistlichen bedenken, unter Allen der erste, wirft der Markgraf Johann von Küstrin jede Rücksicht ab. „Bei dem Ausbruch des letzten Krieges,“ sagt er, „habe ihm die Majestät versichert, daß er nicht auf die evangelische Lehre, nur auf den Ungehorsam ziele, und er habe sich nicht bedacht, ihr Alles anzubieten, was er gekonnt. Für sie habe er die Waffen getragen und Bündnisse zerrissen, um sie mit ihr zu schließen. Dennoch gelte es jetzt seinem Glauben und dem Evangelium, er bitte die Majestät, seines Gewissens zu schonen. Aus seinem Munde hört Karl, daß der Churfürst von Mainz seine Befugnisse überschritten habe; alle Ueberredungen, die von der Autorität der Krone unterstützt werden, bietet

er gegen den Hohenzoller auf, und kann seinen Willen nicht erschüttern.

Um das Letzte zu versuchen, ruft er die Ueberredungskünste Agricola's und seines Bruders des römischen Königs Ferdinand zu Hilfe. Aber jenen weist Johann verächtlich mit dem Vorwurf einer zweideutigen Haltung ab, und dieser ist nicht glücklicher. „Er werde nie einräumen," erwiederte er diesem schriftlich, „was wider Gott, sein heiliges Wort und sein Gewissen sei. Solle er darüber, daß er das Interim ablehne, die Ungnade ihrer kaiserlichen und königlichen Majestäten auf sich laden; so müsse er es Gott befehlen, und sich seiner Unschuld trösten. Es handle sich hier um Seel' und Seligkeit, und Gott allein, nicht der Welt stehe es zu, darüber zu rechten. Nicht ihn allein betreffe diese Sache, sie betreffe seine Unterthanen, und er wisse nicht," schloß er, „gegen wen er sein Gewissen und Seelenheil sonst zu vertreten habe, als allein gegen Gott." Alles von dem gefährlichen Beispiel fürchtend, befiehlt ihm endlich der Kaiser, den Reichstag zu verlassen, und ruhig reitet Johann in sein Land zurück, an dem das Interim spurlos vorüberfliegt. Aber mit ihm schwindet die Bewegung nicht, Bremen, Kostnitz, Zweibrücken erklären sich dagegen, und an Magdeburg will der Kaiser die Acht vollstreckt wissen, die er nach der Mühlberger Schlacht gegen diese Stadt ausgesprochen hat. Statt die Partheien, die katholische und die protestantische, für dieses zweideutige Geschenk einer Religionsordnung durch Erkenntlichkeit näher an sich zu binden, was er beabsichtigt hatte, drängte er beide weiter von sich zurück. Jene war

nicht gesonnen, etwas zu opfern, diese nicht, etwas aufzunehmen. Karl war erstaunt, daß der Besitz der geistlichen Güter, deren Zurückgabe das Interim nirgends gefordert hatte, die protestantischen Fürsten so wenig bestach, und daß sie noch an etwas mehr dachten, als an weltlichen Vortheil. Gleichwohl zeigte ihm sein Plan zu kostbare Belohnungen, um sich durch leisen Widerstand abschrecken zu lassen. Während er beschloß, um jeden Preis dieses Vergleichsmittel zu versuchen, traf er Anstalt, den Schlußstein seines Entwurfs einzusetzen, und die Niederlande unter dem Namen des burgundischen Kreises mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Mit diesem Gedanken standen zwei Vortheile zu gewinnen. Durch den Verband mit Deutschland mußten die Niederlande gegen Frankreich geschützt, und jeder Krieg, der dem Hause Oestreich galt, mußte vom Reich geführt werden. Aber was dem Kaiser noch wichtiger war, als dieses, das Gewicht dieses Hauses mußte im Fürstenrathe steigen, und es bedurfte nur der Einwilligung Ferdinands, um dem spanischen Philipp, dem finstern Sohne Karls, die römische Königskrone abzutreten. Mit dem ersten Anschlag dieser Saite schloß sich der Reichstag, und Karl mußte abwarten, wie weit die nächste Zukunft seinen Erwartungen entgegenkommen würde.

Keiner von den protestantischen Fürsten war bereitwilliger, die erste Hälfte dieser Erwartungen, die an dem Interim hing, zu erfüllen, keiner war ängstlicher darauf bedacht, die zweite, die Wahl Don Philipps zum römischen Könige zu vereiteln, als Joachim von Brandenburg, und an beiden hatte seine Furcht vor

der Uebermacht Karls gleichen Antheil. In seinem eignen Entwurf einer Religionsordnung hatte er sich mit dem Kaiser auf halbem Wege getroffen, und einer Natur, wie Joachims, kostete es keine Ueberwindung, die andere Hälfte nicht bedenklicher zurückzulegen. Der Kelch und die Ehe der Priester, deren Zugeständniß das Interim der römischen Kirche abnöthigte, schienen ihm Eroberungen, die eines Gegendienstes werth waren, und der Gewinn für den Preis einiger Fragen der Gewissen noch groß genug. Eben jener Agricola, der Mitschöpfer dieses Werkes, hatte alle Zugänge zu seinen religiösen Ueberzeugungen besetzt, und eben so schwankend, wie sein Fürst, ihm die wohlthätigen Folgen ausgemalt. Joachim forderte daher seine Geistlichkeit nach Berlin, und war überrascht, auf solchen Widerstand, auf eine solche Spaltung der Meinungen zu stoßen. Leuthinger, ein Prediger zu Landsberg, schleuderte vor den Augen Agricola's, der das Wort führte, die Schrift in das Feuer, und der Reichstag von Augsburg wiederholte sich auf dieser Synode. Jetzt überraschte den Churfürsten die Furcht so unvorbereitet, daß sie ihn vor der Versammlung über die Lippen flog, und daß er sie vor den Folgen des kaiserlichen Zornes warnte, die sich an diese Weigerung knüpfen würden. Aber unerschütterlich hält die Hälfte dieser Geistlichen an den großen Interessen der Reformation, die andere schwankt ungewiß zwischen der römischen Kirche und der protestantischen. Gegen jene scheint kein Ausweg zu bleiben, als Gewalt, und mit dieser ist selbst in dem glücklichsten Falle nichts gewonnen. Diese Spaltung, die selbst, wenn sie sich auf seine Seite neigte, seine

Absichten durchschnitt, und seine Stellung zwischen den zerrissenen Meinungen seines Landes und dem Kaiser, trieben den Churfürsten nach Jüterbock, um mit dem Churfürsten Moriz von Sachsen, dem Fürsten Georg von Anhalt, und dem Bischof von Naumburg, Julius Pflug, sich über die Mittel zu bedenken, das Interim einzuführen, ohne die lauten Forderungen der Gewissen zu verletzen. Es war vorauszusehen, daß man sich zwischen den widerkämpfenden Meinungen durchdrängen mußte, und Melanchthon selbst, der zu dieser Zusammenkunft eingeladen war, rieth zur Auswahl. Aber wie man sich auch winden, wie man auch anmaßlich den menschlichen Gebeten den Weg abstecken mochte, wie man auch dort den Glanz kirchlicher Formen retten, und die Andacht auf dem eiteln Wege der Ceremonien zum Himmel leiten, hier die Elemente der Reformation verschmelzen wollte; das Jahrhundert schlug dennoch jeden Vergleich aus. Auf die Spitze der Entscheidung getrieben, durch Schmähschriften gereizt, und durch Verfolgungen in unversöhnlichem Haß geschieden, forderten die Kirchen dort wie hier unbedingte Gläubige, und für die Staaten wohl, doch nicht für die Geister gab es noch eine Vermittlung.

Denn während noch die schwermüthigste Stimmung auf Deutschland lag, und alle lebendige Bewegung scheu zu stocken schien; arbeitete die Zeit schon an den Stoffen, die plötzlich den gelähmten Aufschwung wieder erweckten, und eben jener Joachim, der noch die undankbare Bemühung fortsetzte, auf dem Mittelwege des Interims die kaiserliche Absicht zu unterstützen, wurde von demselben Beweggrunde bestürmt, sie zu durchkreu-

zen. Welchen Gebrauch die östreichisch-spanische Fürstenlinie von ihren ungeheuern Mitteln machen würde, wenn es ihr gelang, den deutschen Thron wie ein Erbtheil zu besetzen, konnte nicht mehr zweifelhaft bleiben, und doch verlor Karl diesen Schlußstein seines Planes keinen Augenblick aus dem Gesicht. Schon war Don Philipp auf dem Wege nach Augsburg, um durch seine persönliche Erscheinung die Stände für den Gedanken seines Vaters empfänglicher zu machen, und die sichtbare Gewalt des Ansehns, mit der Karl auf die deutschen Fürsten drückte, ließ keinen großen Widerstand befürchten. Bei der Muthlosigkeit der Stände schien die große Wendung noch allein in den Händen Ferdinands zu liegen, den der kaiserliche Bruder bisher umsonst zur Abtretung der römischen Königswürde versucht hatte. An diesen Ferdinand schickte Joachim seine Boten, um ihn vor den Umstrickungen der spanischen Politik zu warnen, und in ihm dem Entwurf des Kaisers ein unübersteigliches Hinderniß aufzuthürmen. So zuversichtlich aber auch Ferdinands eigner Entschluß, an dem alle Versuchungen Karls abschlugen, dem Wunsche des Churfürsten entgegenkam; so sehr der Kaiser durch die fortdauernde Gefangenschaft Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen, die Fürsten, durch die Strenge, womit er sein Interim eingeführt wissen wollte, die Gemüther beider religiösen Partheien und durch Veränderungen im Regiment einiger Reichsstädte die Bürger reizte; es ließ sich dennoch nicht absehen, wie man einen Meister, der sich so gut auf den Gebrauch aller seiner Mittel verstand, an der Ausfüh-

rung seines letzten Entwurfs verhindern konnte, ohne ein ähnliches Schicksal zu befürchten, wie es den Schmalkaldischen Bund getroffen hatte. Mit dem Tode Pauls III. (1549) hatte Karl einen gefährlichen Gegner verloren, und so wenig die Wahl des Farnese, Julius III. in seinen Absichten lag, so nahm doch dieser Papst eine gefällige Stellung zum Kaiser an, und erklärte sich für die Fortsetzung der Kirchenversammlung in Trident. Selbst sein talentvoller Schüler, Moriz von Sachsen, weigerte sich zwar durch seine Gesandte auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) ein Concilium anzuerkennen, dem nicht zugleich der Papst unterworfen wäre, und auf dem den protestantischen Geistlichen nicht gleiche Entscheidungsrechte mit den katholischen Bischöfen abgetreten würden. Aber die vorsichtige Berechnung dieses Widerstandes ließ vermuthen, daß er zurückgenommen werden würde, wenn es die Umstände forderten, und diese Gegenerklärung wurde nicht beachtet. Auf die Gemüther drückte daher eine trübe Ahnung nach der andern, und die Gefahr für die Freiheit der deutschen Stände stieg mit der Gefahr für die protestantische Kirche.

Unter diesem hoffnungslosen Zustande, der auf allen Geistern lag, wie der Alp, waren bei Magdeburg die ersten matten Flammen eines neuen Kriegs aufgeschlagen, und lenkten noch die Augen des Augsburger Reichstages auf diesen Herd des Protestantismus, der bisher allen Drohungen Karls gespottet hatte. Leichte Gefechte mit den Tangermündern meldeten leise das kommende Gewitter an. Der alte Hein-

rich von Braunschweig, persönlich gegen die geächtete Stadt gereizt, hatte sich aufgemacht, den Tag der Rache zu beschleunigen, und der Herzog Georg von Mecklenburg, ein feuriger Kopf, der den Krieg liebte, weil er die gleichförmige Bewegung des Friedens haßte, war verwüstend mit 4000 Mann an die Elbe gezogen. Nicht gesonnen, Widerstand mitten auf seinem Wege zur Allmacht zu dulden, übertrug der Kaiser dem jugendlichen Helden, Moriz von Sachsen, die Vollstreckung der Acht, und forderte den Churfürsten von Brandenburg auf, ihn zu unterstützen. Die Stände der Mark bewilligten dem Regenten 50,000 Gulden, und seine Truppen brachen auf. Aber alle Ereignisse, die ihm im Laufe seines Lebens begegnet sind, scheinen sich verschworen zu haben, diesen Fürsten zu einer zweideutigen Haltung zu zwingen, und sonderbar, diese Schwankung, bei ihm Eigenschaft des Charakters, in seinem Kabinet vielleicht Berechnung, ist fast immer die Mutter seines Glücks geworden. Als Karl nach dem Mühlberger Treffen die Acht auf Magdeburg schleuderte, verschenkte er an Joachim für Dienste, die dieser ihm nicht geleistet hatte, alle Handelsprivilegien der Stadt. Eine wohlfeile Gnade, die wie Spott aussah, denn mit allen seinen Ländern besaß der Churfürst nicht Macht genug, Mageburg zur Abtretung dieser Privilegien zu nöthigen. Aber der Augenblick der Reichsbewaffnung gegen sie warf ihm dringende Winke hin, sich dieses Geschenkes zu erinnern, und aus dem Ruin dieser Stadt sich diese Hebel des Reichthums zu holen. Diese lockende Aussicht, die ihn zum heftigen Gegner machen konnte, wurde gleichwohl von dem Ge-

danken an den erzbischöflichen Stuhl durchkreuzt. Immer hatte sich das protestantische Magdeburg hartnäckig geweigert, das Regiment des eifrig katholischen Erzbischofs Johann Albrecht anzuerkennen, und die Wahl Friedrichs, des zweiten Sohnes Joachims, zum Nachfolger, die erbitterten Gemüther nicht beruhigt. Wie es auch kommen mochte, der Churfürst sah jetzt die Vortheile seines Hauses auf das Spiel gesetzt. Denn fiel Magdeburg und schloß es mit dem Tage der Eroberung seine glänzende Geschichte; so waren dem künftigen Erzbischof alle jene kostbaren Hilfsquellen seiner Hauptstadt abgeleitet, und Brandenburg verlor, was der Glanz der kirchlichen Würde nicht ersetzen konnte. Schlug es trotzig jeden Versuch seiner Demüthigung ab; so waren diese Würde und jene Hilfsquellen eben so unsichere Hoffnungen, und der beneidenslose Besitz war nur mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Moriz von Sachsen befand sich in keiner bessern Stimmung. Mit dem Fall des Churfürsten Johann Friedrich war Magdeburg fast noch der einzige Punkt, an dem die Hoffnungen der Protestanten hingen, und mit dem ersten muthigen Widerstand gegen die Befehle Karls hatte sich diese Stadt auf eine beispiellose Höhe in der öffentlichen Meinung geschwungen. Wie wenig Moriz auch im eigenen Interesse handelte, da er das Schwert gegen sie zog, und wie unantastbar von der Verläumdung auch seine Vollmachten lauteten; immer trafen die Verwünschungen der evangelischen Welt nur ihn, wenn er glücklich war, und der Hohn nur ihn, wenn er es nicht war. Noch stand er geächtet da in

der Meinung der Protestanten, die er verlassen hatte, und der ganze weite Umfang der kaiserlichen Gunst konnte ihm die verscherzte Achtung nicht ersetzen. In demselben Grade, wie er bei seinem Glück gefallen, war Johann Friedrich bei seinem Unglück gestiegen, und der Fürst, der über den Nacken des Gestürzten auf den Churfürstenstuhl sich geschwungen hatte, fand in keinem einzigen Herzen seiner neuen Unterthanen einen Glückwunsch. Innere Bewegungen durchzuckten das erworbene Land, und jeder Schlag, der für den protestantischen Glauben geschah, mußte gegen Moriz gerichtet seyn. Im Rücken daher eine zweideutige Eroberung, die mit den Waffen geschützt werden mußte, vor sich eine reiche, mit unerschöpflichen Hilfsmitteln versehene Stadt, die jeden Versuch der Gewalt zweifelhaft machte, und Meisterin der öffentlichen Meinung seines eigenen Landes war, sah sich Moriz auf einen gefahrvollen Posten gestellt, und der günstige Fall vor diesen Mauern, wie der ungünstige, konnte den Haß seiner neuen Unterthanen zum Ausbruch zeitigen. Ueberdieß hatte er von Karl erlangt, was er gewollt. Alles, was er von jetzt an für ihn wagte, war nur Opfer, und eben dieses Opfers schien ihm Karl nicht mehr werth, denn wie es auch beschaffen seyn mochte, immer mußte es bei den Absichten des Kaisers die Gefahr der deutschen Freiheit steigern. Die Wärme des jungen Churfürsten für seinen Wohlthäter hatte sich also auf der Höhe seines Glückes abgekühlt, und wenn auch in seiner Brust noch dieselbe Liebe für ihn schlug, so drückte die Politik die Erinnerungen seines Herzens zurück.

Hatte diese Stimmung beider Churfürsten ver-

schiedene Quellen, so äußerte sie doch gleiche Wirkung, und es gab selbst Motive, in denen sie sich gemeinschaftlich trafen. Wie Moriz, hatte Joachim die Meinung der Protestanten zu schonen, und so bereitwillig er dem Kaiser im Interim entgegengekommen war, so wenig war er gesonnen, den Protestantismus zu stürzen. Wie Moriz, hatte er sein Wort für die Freiheit des gefangenen Philipp von Hessen eingesetzt. Jener wie dieser wurde durch die hartnäckige Weigerung Karls den Anklagen jenes unglücklichen Fürsten und den öffentlichen Vorwürfen preisgegeben, und mit kindlicher Hast rief ihnen der junge Wilhelm von Hessen die Bürgschaft für seinen Vater und das Versprechen in's Ohr, sich gefangen in seine Hände zu liefern, wenn man dem Landgrafen seine Freiheit nicht zurückgäbe. Joachim, wie Moriz, hatten als Reichsfürsten die schonungslose Ueberlegenheit Karls zu fürchten, jener war eben so wenig geneigt, wie dieser, über den Ruin der Freiheit, der religiösen und der politischen, in die kaiserliche Gunst sich zu erheben. Ehe sie daher noch Truppen in Bewegung gesetzt hatten, begegneten sie sich schon in gleicher Gesinnung, und schlossen zu Jüterbock einen geheimen Vertrag mit dem erwählten Erzbischof Friedrich, daß die Stadt nach ihrer Eroberung allen drei Fürsten erblich zufallen sollte. Mit diesem Pakt war selbst für den schlimmen Fall der gewaltsamen Einnahme das milde Schicksal Magdeburgs entschieden.

Aber so dringende Aufforderungen Moriz hatte, diese Rücksicht unter die prahlerische Außenseite des Eifers für den Kaiser zu verbergen, eben so starke Be-

weggründe besaß Joachim, den Schein der Ergebenheit gegen den römischen Stuhl zu retten, denn ohne die Gunst des Papstes stand unter den schwülen Umständen kein Pallium für seinen Sohn zu hoffen. Ohne Schonung eines weltlichen Vortheils warf sich zwar im Augenblick, wo die Bewegungen gegen Magdeburg begannen, der Markgraf Johann von Küstrin zwischen seinen Bruder und die geächtete Stadt, und drohte, die Waffen gegen ihn zu ziehen, wenn der Churfürst protestantisches Blut vergießen würde; aber eine Unterredung zu Tangermünde schloß ihm die Lippen, und alle Umstände deuten eine geheimnißvolle Absicht an.

Diese Stimmung der Fürsten theilt sich, wie eine ansteckende Krankheit, dem ganzen Lager vor Magdeburg mit. Der Krieg wird ein Spiel, das man kaum mit dem Leben einiger Landesknechte besetzt, und in dem Heere, wo man den protestantischen Glauben betet, scheint der Kaiser keinen warmen Freund mehr zu haben, als seinen Bevollmächtigten Lazarus von Schwendy. Unterdeß weiß Moriz den fähigen Partheigänger und Verbündeten Magdeburgs, Hans von Heideck, bei Verden mit ungefähr 6000 Mann an sich zu ziehen, und eröffnet durch ihren vieljährigen Freund Unterhandlungen mit der Stadt. Unter einer achtzehn monatlichen Belagerung reiften alle Plane einem tief verborgenen Ziel entgegen, und als sich Magdeburg auf Kapitulation ergab, erhielt es mehr, als es nach den glänzendsten Thaten zu hoffen hätte wagen können. Während Joachim und Moriz der protestantischen Stadt ein überraschendes Glück in den

Schoos warfen, bereiteten sie sich, den Einladungen auf die päpstliche Kirchenversammlung zu Trident zu folgen, und beide erreichten damit, was sie gewollt hatten. Der Sohn Joachims, Friedrich, stieg mit der Bestätigung des römischen Hofes auf den erzbischöflichen Stuhl, und Moriz schläferte Karl, seinen Meister, ein, dem man von allen Seiten Argwohn gegen die Absichten des Churfürsten eingeflüstert hatte (1551).

Der erste Schritt, den Moriz nach Inspruck richtete, von wo aus der Kaiser das Concil zu Trident zu lenken gedachte, war das Zeichen zu einem unerhörten Schlag. Das Gefüge dieses Planes war so kunstvoll eingesetzt und verborgen, daß Karl noch nicht daran glauben wollte, als der Sachse schon mit 25,000 Mann nach Schwaben aufbrach. „Wenn ich wüßte, daß mein Hemd von meinen Gedanken Nachricht hätte, ich würde es von mir werfen," rief der fränkische Markgraf Albrecht von Brandenburg aus, als er schon im Begriff stand, bei Rotenburg an der Tauber mit 12,000 Mann zu seinem Jugendfreunde Moriz zu stoßen. Im Bunde mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, der sich zum Beschützer der deutschen Freiheit aufwarf, und dafür Kambray, Toul, Metz und Verdun sich ausbedung, mit den Truppen des Landgrafen Wilhelm von Hessen und Albrechts von Mecklenburg verstärkt, warf sich das Heer auf Donauwerth und Augsburg, und schnitt dem Kaiser im südlichen Deutschland den letzten Haltpunkt ab. Kriegserklärungen reißen dem erstaunten Karl den Schleier von den Augen, und die versammelten Väter zu Trient

fliehen erschrocken nach Italien. Jetzt, da er am emsigsten damit beschäftigt ist, sieht er den Bau seines stolzen Entwurfs zusammenfallen, und sendet seinen Bruder Ferdinand nach Linz, um von dem unaufhaltsam vordringenden Helden einen Waffenstillstand zu erhalten, und Zeit zu gewinnen, seine Spanier in Bewegung zu setzen. Aber Moriz, dem das Glück am Augenblick hängt, findet ihn mit ungewissen Hoffnungen ab, rückt in Tyrol ein, wo die Ehrenberger Klause durch Verwegenheit des Mecklenburgers fällt, und erscheint in Inspruck, als Karl, vom Podagra gepeinigt, auf unwirthlichen Gebirgspfaden entflohen, die Brücken hinter sich abwirft, und in einem Zuge dreißig Meilen weit nach Villach stürzt. In jener Stadt fand der übermüthige Soldat einmal den Wahlspruch des Kaisers Plus ultra angeschrieben, und setzte mit spöttischem Witz hinzu: „Von Inspruck nach Villach!"

Es lag eben so wenig in den Absichten des Churfürsten Moriz, sich des Kaisers zu bemächtigen, und die alte Ordnung der Dinge, durch die er selbst aufgestiegen war, gewaltsam umzustürzen, als einen Krieg fortzusetzen, in dem er bis jetzt fast noch keinen bewaffneten Feind gefunden hatte. Der einzige Augenblick, dem Kaiser Zugeständnisse abzutrotzen, war erschienen, der folgende mußte ihm schon seine unermeßlichen Hilfsmittel wieder öffnen, und einen Krieg mit einem weit überlegenen Gegner entzünden, wenn man unvorsichtig war, ihn auf das Aeußerste zu treiben. Mitten auf seinem wunderbaren Wege legte sich dem Churfürsten die Nothwendigkeit in den Schritt, stillzustehen, und den Enkeln seiner Generation die Vollendung eines

Werkes zu hinterlassen, das der Freiheit der Fürsten und der Gewissen galt. Nicht seine Schuld ist es, daß diese Enkel so klein hinter dem Vorbilde zurückblieben, und dem siebenzehnten Jahrhundert keinen dreißigjährigen Krieg ersparten. Zu Linz war man übereingekommen, in Passau Unterhandlungen über den Frieden zu führen, und als sie eine Stockung zu überfallen drohte, rückte Moriz noch vor Frankfurt am Main, um Hessen zu decken, und dem Kaiser für seine niederländischen Heere den Stützpunkt wegzunehmen. Hier fiel Georg von Mecklenburg, und noch sterbend rief der Jüngling dem bewegten Helden zu: „Vollende, was Du begonnen hast!"

Keinen andern Antheil hatte der Churfürst von Brandenburg an dieser Unternehmung, als den eines schweigenden Beobachters, und kaum hatte er seine Einwilligung in den Entschluß seines Bruders gegeben, 2000 Mann unter die Fahnen des Markgrafen Albrecht zu stellen. Während Moriz noch der Freiheit der Religion und der Fürsten eine sichere Bürgschaft suchte, arbeitete Joachim, die Vortheile der Belagerung von Magdeburg auf einem andern Wege einzuernten, und seinen Sohn Friedrich in das Erzstift einzuführen. Dieser Prinz starb zwar in der jugendlichen Blüthe, aber der Churfürst hatte nicht umsonst der Stimmung der Gemüther die Richtung gegeben, und wußte seinen dritten Sohn Sigismund, einen vierzehnjährigen Knaben, in den gewonnenen Vortheil einzusetzen. Das durch den Tod Friedrichs erledigte Hochstift Havelberg ließ er verwalten, und begann nach und nach die weltlichen Früchte der Refor-

mation einzutragen, während er seine Gesandten nach Passau geschickt hatte, um auch mit Moriz die Ernte seiner Thaten zu theilen. Erst jetzt, im ganzen Laufe von 31 Jahren, zum ersten Mal seit dem großen Tage von Worms, wurde dem katholischen Theil das Zugeständniß der protestantischen Glaubensfreiheit entrissen, und beiden Partheien der ruhige Besitz ihrer Religion verbürgt. Aber auch jetzt, welch eine schwankende Eroberung für die Waffen des sächsischen Helden, und wie dringend forderten ihn dennoch alle Umstände auf, mit ihr sich zu begnügen! Wie ungewiß war die letzte Ausgleichung der Glaubensspaltung einem Reichstage, der binnen sechs Monaten gehalten werden sollte, und wie zweideutig noch der Schlußstein den Händen eines allgemeinen, oder nur besondern deutschen Conciliums aufgespart! Moriz fühlte, daß er auf dem halben Wege stillstand, und drang in einem Nebenvertrage dem römischen Könige Ferdinand einen Vergleich ab, daß der Friede in der Religion selbst nach der möglichen Scheiterung einer Reichstagsvermittlung in Kraft bleiben sollte, aber der Kaiser, über seine Zugeständnisse schon beschämt, war nicht zu bewegen, diesem Artikel seine Genehmigung zu ertheilen. Schon auf seiner Flucht aus Inspruck hatte er dem Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen eine bedingte Freiheit abgetreten, und ließ den Landgrafen Philipp von Hessen, um die Bedingungen des Passauer Vertrags zu erfüllen, in sein Land zurückziehen. Seine hochfahrenden Plane waren zerstoben, von jetzt an schreitet er mit gebeugter Seele dem letzten Ziel seines Wunsches entgegen, und nur in wenigen Augenblicken

rafft noch die alte Kraft des Geistes den erloschenen Muth des Lebens auf.

Gleichwohl hatte sich die äußere Lage Karls nach dem Passauer Vertrag sichtbar geändert, und immer noch stand zu befürchten, daß er von seinen Hilfsquellen einen gefährlichen Gebrauch gegen die Protestanten machen würde, denen er die Demüthigungen anzuschreiben hatte. Noch war der Pakt von Passau nichts weiter, als Einleitung eines Friedenswerkes, und noch konnt' es bei Karl stehen, wie dieses Werk beschaffen seyn sollte. Welche Ereignisse konnten ihm bis dahin noch zu Hilfe kommen, um den endlichen Frieden nach seinem Sinne zu stempeln, und wie bereitwillig mußten ihm die innern Bewegungen, die noch fortzitterten, eine Veranlassung in die Hände spielen, seine Zugeständnisse gegen die Augsburgischen Glaubensverwandten zurückzunehmen! Denn der wärmste Freund jenes Moriz, der ihn zum nachgebenden Schritt genöthigt hatte, sein Jugendgespiele, der brandenburgische Markgraf Albrecht von Kulmbach, wies entrüstet jenen Passauer Vertrag zurück, und blieb unter den Waffen. Er hatte nichts gewonnen, als Frieden, eine Eroberung, die er unter allen am letzten zu machen gesonnen war, und im wilden Feuer der Leidenschaft hielt er den Bund mit Frankreich fest, das er für hintergangen erklärte. Diese Macht hatte sich bei der Annäherung eines niederländischen Heeres aus dem Elsas nach Lothringen zurückgezogen, und setzte glücklich den Krieg mit dem Kaiser fort. Selbst als Albrecht, gleichgiltig für wen er die Waffen trug, wenn er sie nur trug, durch lockende Zusicherungen Karls auf die kai-

serliche Seite übertrat, war sein Kampf mit den fränkischen Ständen nicht gestillt, das Oberhaupt gereizt, und allgemeiner blutiger Zwiespalt drohte sich wieder zu entzünden.

Diese Umstände waren für einen Fürsten, wie Joachim von Brandenburg, nicht geeignet, ihn in eine festere Haltung zu versetzen, und ungewiß, nach welchem Ziel diese Bewegung gehen werde, gab er seine schwankende Stellung zwischen Rom und dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß, zwischen Kaiser und Protestanten nicht auf. Immer noch schlief das Interim im Hintergrunde seiner Gedanken, und der Zweifel, ob er es auf dem nächsten Reichstage nicht bedürfen möchte, leitete vorsichtig alle seine Schritte. Die Beweggründe, die den brandenburgischen Joachim furchtsam auf der Schaukel hielten, bewogen den sächsischen Moriz zu entscheidender Maasregel. Mehr, als ein anderer Fürst hatte er Ursache, über den geschlossenen Frieden zu wachen, und sein Passauer Werk geltend zu machen, denn mit der leisesten Schwankung standen alle seine Erfolge auf dem Spiele. Alle Erinnerungen an die Jugend auslöschend, zückte er das Schwert gegen Albrecht von Brandenburg, der sich nach Niedersachsen hereingezogen hatte, und begegnete ihm auf den Feldern von Sievershausen. Dem alten Herzog von Braunschweig stürzten zwei Söhne dahin, und auch Moriz ward vom Schicksal erreicht. Im letzten Kampf für den Frieden scheint die Nemesis seinen ersten Verrath an der Freiheit Deutschlands und der Gewissen zu ahnden, und eine Kugel aus dem Heere seines Freundes reißt ihn von dem erstiegenen

Ziele seiner Plane weg (1553). Seit diesem Tage ist auch Albrechts Stern untergegangen. Noch einmal bei Braunschweig geschlagen, floh er geächtet an den französischen Hof, wo ihn die Gnade demüthigender drückte, als sein Unglück, und schloß endlich nach vier Jahren zu Pforzheim ein Leben, das in das Buch der Helden nicht ohne Flecken eingetragen ist.

Ungeachtet mit dieser Vernichtung ihres wärmsten Freundes die Protestanten dem Kaiser gezeigt hatten, wie sie den Passauer Vertrag verstånden, war doch mit Moriz ihr großer Haltpunkt gefallen, und der Churfürst von Brandenburg bedachte sich noch vorsichtiger, als vorher, durch eine gemessene Haltung dem nächsten Reichstage vorzugreifen. So bereitwillig Ferdinand zu Passau gearbeitet hatte, den lang entbehrten Frieden zurückzuführen, so entschieden erklärte er sich gegen den Wunsch seiner Erbländer, das heilige Mahl unter beiden Gestalten zu genießen. Aus England, wo die katholische Maria den Scepter der Verfolgung schwang, drückten bange Nachrichten auf die Gemüther der deutschen Protestanten, und die Vereinigung jener mit Spanien steigerte die Furcht bis zum Schrecken. Das sächsische Haus, bisher die Säule des evangelischen Glaubens, war seit dem Tode des Churfürsten Moriz von Zwiespalt zerrissen, und das Abscheiden Johann Friedrichs, der nie das verlorne Glück verschmerzen konnte, und dennoch durch wiederholte Bestätigung des Abtretungsvertrags zur Eintracht rieth, löschte die heimliche Erbitterung nicht aus. Voller Sorgen, welche Wendung der Reichstag nehmen werde, lud daher Joachim den Markgrafen Johann nach Berlin ein, um

sich mit ihm und seinen Räthen über die Verhaltungsregeln zu bedenken, die sie ihren Gesandten mitgeben wollten. Im ganzen Laufe dieser Berathung fiel kein Wort auf das Interim. Aber mochte der Churfürst den Widerstand seines Bruders berechnet und daher geschwiegen haben, oder nach der Berathung ihn mit erneuerter Lebendigkeit die Furcht überfallen; er ließ nach der Abreise Johanns einen Artikel in die Instruktion der Bevollmächtigten einrücken und erklärte sich darin für die Annahme des Interims. Noch einmal überflog Johann die churfürstliche Instruktion zu Küstrin, um die Maßregeln seiner eigenen Gesandten darnach zu entwerfen, und entdeckte mit Erstaunen den eingeschobenen Artikel. Augenblicklich ergreift er die Feder, um seinen Bruder zurückzureißen, und ergießt sich in rührende Geständnisse. Der Churfürst selbst habe es erfahren, schreibt er, welche Frucht das Interim geboren. Die Papisten haben ihre Jurisdiction, der falsche Gottesdienst, die Abgötterei ihre Bestätigung wieder erhalten. Die Verfolgung sei an die Stelle des Friedens getreten, gottesfürchtige und gelehrte Männer, Prediger und Pfarrer seien in das Elend hinausgejagt und getödtet worden. Die Gemeinen seien verlassen, Predigtstuhl und Schulen verwüstet, Kinder sterben wie das Thier, ungetauft, Ehen seien durch keine Trauung geschlossen, und viele scheiden ab ohne hochwürdiges Sakrament des Leibes und Blutes Christi. Wäre die Frage vom Interim gewesen, er hätte dem Bruder wohl die Wirkung des Segens zu bedenken gegeben. Denn fast in allen christlichen Kirchen habe der Churfürst das gemeine Gebet verloren, ja es sei wegen des Interims gegen

ihn gerichtet worden. Er wisse, was dieser Segen und dieses Gebet für Frucht geschafft, und die Geschichte sage es, daß der Stamm Brandenburg sich zum unwiederbringlichen Fall neige*), und daß, wenn sie vom Unrecht nicht lassen, wenn sie zu dem Herrn aller Gnade und Barmherzigkeit sich nicht wenden und bei seinem Worte nicht verharren bis an das Ende, es zu besorgen stehe, der zeitliche Ausgang werde noch schrecklicher sich zeigen. Auch sei zu bedenken, fährt Johann in sichtbarer Bewegung fort, was sie vor kurzen Tagen ihrer geliebten Mutter fast in ihrer letzten Stunde verheißen, treu und fest zu halten an dem Bekenntniß bis an das Ende. Nicht den Papisten sei zu trauen, die keinen Ernst haben mit dem Ausgleich, nur Christo und seinem Wort sei zu glauben, denn es sei unmöglich, zweien Herren zu dienen. „Der Herr," lautet es wörtlich am Schlusse seines Schreibens, „ist fromm, wahrhaftig in seinen Zusagungen, gütig, barmherzig, groß, gewaltig, reich, stark und allmächtig genug, was soll uns nun mangeln oder reizen, solchen Herrn zu verlassen oder von ihm zu weichen? Hierum würde ich zu solcher Zeit, da es Eurer Liebden Ernst gewesen, als ich doch nicht hoffen will, nicht allein widerrathen, sondern auch Eure Liebden zum höchsten, ganzen brüderlichen treuen, großen Flehen und Bitten angehalten haben, Eure Liebden davon zu wenden" (2. Febr. 1555). Aber der brennende Strahl dieser Worte fiel auf keinen empfänglichen Boden. Joachim erklärte in seiner

*) Besonders Anspielung auf das Unglück des fränkischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg.

kalten Antwort, die Hoheit des Papstes und die Gewalt der Bischöfe anzuerkennen, wenn den Evangelischen der Artikel der Rechtfertigung, der Kelch und die Ehe der Priester blieben, und seine Gesandten eilten davon.

Unter trüben Aussichten der Protestanten eröffnete der römische König Ferdinand den Reichstag zu Augsburg, und hatte nicht weniger dringende Aufforderungen, auf dem Punkte anzufangen, wo man in Passau geendigt hatte: mit dem Nebenvertrag. Besaß mit Karl die östreichisch-spanische Linie Länder, die, mit Ausnahme der Niederlande, brünstig am Altare des Katholicismus lagen: so sah mit Ferdinand die östreichisch-deutsche Linie ihre Besitzungen auf allen Grenzen der neuen Meinung offen, und in dem Herzen derselben hatte sie sich einen Herd gebaut. In Oestreich beruhte es auf einem Winke, um keine ehelosen Priester, kein eingestaltiges Nachtmahl mehr zu sehen. In Böhmen hatte sich zuerst die große Frage der Gewissen aufgeworfen, und noch standen von einer strengen abschlägigen Antwort gefährliche Folgen zu befürchten. Unter allen war keine Besitzung unsicherer, als die ungarischen Provinzen, und wenn hier der Protestantismus keine so warmen und so zahlreichen Anhänger besaß, so bedurfte es doch der Schonung desselben, um diese Länder zu schützen. Ueberdies hatte sich seit dem Gedanken Karls, seinen Philipp auf den deutschen Thron zu setzen, zwischen beiden Linien der Same des Mistrauens erzeugt, und Ferdinand wie sein Sohn Maximilian waren nicht geneigt, das spanische Interesse auf Kosten des ihrigen zu unterstützen. Sicht-

bar hatte sich Karls eine Gleichgiltigkeit für die Angelegenheiten Deutschlands bemächtigt, die aus dem Mismuth über vereitelte Plane und aus dem Gefühl aufgezehrter Kräfte entsprang. Seine alte, nie aufgegebene Absicht, die Kirchenspaltung um des Staates willen zu schlichten, war zwar nach und nach auf unmerklichen Vermittlungswegen in eine religiöse umgeschlagen und seine dogmatische Meinung hatte sich in seine politische eingedrängt; aber diese Verwandlung, die früher blutige Bürgerkriege hätte entzünden können, war mit dem niedersteigenden Laufe seines Glücks für Deutschland unschädlich geworden. Der ganze Einfluß des östreichischen Hauses auf den Gang des Reichstages ruhte daher fast nur in den Händen Ferdinands, des römischen Königs, und dieser Fürst, wenn ihn auch seine Meinung zu übeln Schritten gegen die Protestanten hätte verleiten wollen, befand sich nicht in dem Fall, dieser Meinung wegen das Schicksal seines Bruders zu wagen. Keiner war daher thätiger, den Frieden auf feste Grundsätze zu gründen, als er, weil keinem der Krieg schädlicher gewesen wäre, als ihm.

Gleichwohl stand auf die Frage, auf welche Grundsätze dieser Friede errichtet werden würde, für die Protestanten noch keine beruhigende Antwort zu hoffen, so lange sie durch ihre sichtbare Schwäche dem katholischen Theil seine trotzige Haltung erleichterten. Selbst ihre Befürchtungen waren so stark, daß kein einziger der größern Fürsten auf dem Reichstage erschien. In diesem Gefühl faßten die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen den Entschluß, sich in Naumburg an einander zu schließen und auf den Grund der erneuer-

ten Erbverbrüderung gemeinsam die Interessen der augsburgischen Confession zu stützen. Es könnte befremden, in dieser Versammlung für den Protestantismus (6. März) einen Fürsten, wie Joachim, zu erblicken, der kurz vorher sich zu Maßregeln gegen ihn hatte hinreißen lassen, wenn sich nicht der Widerspruch theils aus seiner beharrlichen Meinung, daß sich dennoch im Nothfall ein Ausgleich könnte treffen lassen, theils aus demselben Motiv der Furcht erklären ließe, das ihm den zweizüngigen Entschluß eingegeben hatte. Denn diese Furcht, die bei dem Zwist der verbündeten Häuser bisher nicht ungegründet war, mußte in demselben Grade wieder fallen, als die innere Kraft dieser Verfechter der protestantischen Kirche wieder stieg, und als Oestreich Ursache hatte, sie zu schonen.

Dieser Convent allein wäre hinreichend gewesen, die Forderungen Ferdinands von den Protestanten herabzustimmen, wenn auch das katholische Interesse auf dem Reichstage nicht seinen eifrigsten Verfechter in dem päpstlichen Legaten verloren hätte. Dieser Kardinal, der von dem kaiserlichen Bevollmächtigten und den meisten Bischöfen unterstützt wurde, erklärte jeden Friedensversuch so lange für eitel, als man sich in den Glaubenslehren nicht verglichen hätte. Aber während er noch durch eine Bedingung, die wieder auf den Anfang und in unentwirrbaren Kampf zurückführen mußte, die Absicht dieses Reichstages durchschnitt, rief ihn der Tod des Papstes nach Italien zurück. Mit diesem Gesandten und dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Bischof Otto von Augsburg, der ihm folgte, fiel ein schweres Hinderniß des Friedens weg, und Ferdinand, der ihn

besitzen wollte, um welchen Preis es sei, vereinigte endlich die entzweiten Wünsche zu seinem Abschluß. Jetzt erst empfingen aus den Händen des römischen Königs die weltlichen Stände des Reiches das mit vielen Opfern errungene Geschenk der Religionsfreiheit, zu welchem Glauben sie auch sich wenden möchten. Den augsburgischen Confessionsverwandten wurde die Mitbesetzung des Reichskammergerichts zugestanden und der ruhige Besitz geistlicher Güter, die sie bis zur Zeit des Passauer Vertrags eingezogen haben möchten, so wie die bischöfliche Gerichtsbarkeit von dem katholischen Theil abgetreten. Durch eine Reichsexekutions-Ordnung, die er einführte, glaubte Ferdinand diesen Frieden zu bewachen und dann ruhig an das Regiment seiner Länder denken zu können. Aber unter dieser kostbaren Saat schlief der Keim ewigen Haders, denn für ihre großen Zugeständnisse und Opfer forderte die katholische Kirche ein Gegengeschenk und erhielt es in dem Vorbehalt. Diese Verwahrung, die über jeden geistlichen Stand die Entsetzung von seinem Amte und seinen Pfründen aussprach, wenn er die katholische Kirche verließe, führte dem Protestantismus eine unübersteigliche Scheidewand auf, und drückte ihn in die Grenzen zurück, die er bis jetzt erobert hatte. Aller Widerspruch gegen diesen Artikel, den Ferdinand aus Vollmacht eingerückt hatte, war vergeblich, und wenn von einer katholischen Kirche in Deutschland noch die Rede seyn sollte, verlangte sie immer noch wenig, wenn sie sich nichts vorbehielt, als den Umfang von 1555. Denn fast alle nördlichen Länder, im Süden die Pfalz, Baden und Würtemberg, sowie die meisten Reichsstädte

waren von ihr abgefallen. Außer diesem Vorbehalt hatte man mit sorgfältiger Emsigkeit ein zweites unseliges Korn unter die Saat geworfen, und mit Bestimmtheit, vielleicht hier zum ersten Mal einer verderblichen, in diesem Frieden nur die Augsburgischen Glaubensverwandten genannt. Ueber die Reformirten also reichte diese Gnade nicht, sie waren unerbittlich von der Wohlthat der Protestanten ausgeschlossen, und mit genauer Unterscheidung fragte der katholische Theil jetzt nach dem Bekenntniß der Gewissen, um den Augsburgischen Glaubensverwandten in den Reformirten, die zwar ohne fürstliche Vertretung noch ohnmächtig, aber im Aufschwunge begriffen waren, bedeutende Hilfsquellen abzuschneiden. Dies war ein Unglück für die evangelische Kirche, aber die dunkle Sprache jenes Friedens war es auch für die katholische. Der Deutung fähig, nährte sie den ewig wachen Argwohn, und jede Erläuterung, wie sie auch ausfallen mochte, half den Stoff der Entzweiung mit sammeln. Von jetzt an trat zwar in Deutschland ein Stillstand in dem offenen Kampfe ein und die Geister athmeten freier und glücklicher; aber bald unter dem südlichen, bald unter dem nördlichen Himmel zücken einzelne Flammen aus der Erde und schlagen endlich in den ungeheuern Brand des dreißigjährigen Krieges zusammen. Brandenburg theilte das Glück jenes Friedens und sein Unglück (1555).

Als Karl zu Brüssel diesen Reichstagsabschied unterzeichnet hatte, soll er die Feder zerstampft haben und mit prophetischem Geiste die unermeßlichen Folgen eines Friedens überrechnet haben, in dem der letzte seiner goldenen Entwürfe unrettbar unterging. Des mensch-

lichen Wechsels überdrüßig, der ihn aus dem glanzvollen Vorhofe der Allmacht bis zu Demüthigungen eines Ueberwundenen herabgesetzt hatte, von Täuschungen niedergedrückt, die selbst bis in das Innerste seines Herzens seine wärmsten Hoffnungen verfolgten, und von körperlichen Uebeln, den Kindern seiner großen Anstrengungen und seiner Leidenschaften, aus jedem versuchten Aufschwung zurückgerissen, beschloß er seine Kronen abzugeben, und trat seinem stolzen Philipp schon am 25. October die spanischen Niederlande, und zwei Monate darauf seine andern Königreiche mit der neuen Welt ab. Für die letzte, die ihm geblieben war, die deutsche Krone, hatte er keinen Sohn, und mit Ferdinand, in dessen Hände er sie niederlegte (1556), begann die Scheidung seines väterlichen Hauses in die deutsche und in die spanische Linie. Froh, der ungeheuern Bürden entladen zu seyn, verbarg er sich unter den warmen Lüften des spanischen Himmels in das Hieronymitenkloster St. Justi am Fuße des orospedischen Gebirges, fristete sein Leben von den Erinnerungen an seine großen Tage und starb am 21. September 1558.

Während dieser gefürchtete Geist hinter den Pyrenäen seine Entwürfe begrub und jener Friede die bewaffneten Arme Deutschlands, wenn auch nicht die Geister, an das Gesetz der Schonung band, fing der Churfürst von Brandenburg an, sich entschiedener gegen die römischen Interessen zu erklären und der Reformation dankbarer zu werden. Was er auf dem Wege des Interims gesucht hatte, Ruhe, fand er in den Augsburgischen Verträgen, und wohlthätig ersparte ihm das

Glück den Fall, ihr den Protestantismus opfern zu müssen. Der Friede von Augsburg hatte den Verband der Zeiten Karls und Ferdinands zerschnitten und weit hinter Joachim lagen die Aufforderungen von 1548, sich auf Mittelwegen dem Altar der römischen Kirche zu nähern. Von den eigenen Planen Karls gefährdet und von dem spanischen Philipp selbst mit heimlichen Intriguen umsponnen, ließ Ferdinand den letzten Rest der brüderlichen Politik fallen, und mit vorsichtigem Argwohn verwahrten die Fürsten ihre Rechte in einer noch engern Kapitulation, als sie Karl beschworen hatte, gegen jeden Misbrauch der kaiserlichen Gewalt. Weit entfernt, dem neuen Oberhaupte des Reiches zuvorkommend den Weg zur Ausdehnung seiner engen Schranken zu öffnen und mit ihm gleiche Vortheile einzustreichen, trat ihm vielmehr der römische Stuhl feindlich entgegen, und weigerte sich lange, eine Würde anzuerkennen, deren Empfang er nicht mehr verhindern konnte. Durch einen natürlichen Uebergang neigte sich Ferdinand sichtbar nach der Wagschale der Protestanten, und sein Sohn Maximilian gerieth zu Rom in den Verdacht, sich heimlich in die Arme der neuen Meinung geworfen zu haben. Durch die bessere Einrichtung des Reichshofraths, eines Gerichtshofes, dessen Umfang sich nur auf die persönlichen Angelegenheiten des Kaisers erstrecken sollte (1556), wußte zwar Ferdinand sich ein Mittel vorzubehalten, die oberherrliche Gewalt zwischen dem Reichskammergericht und den Ständen einzuschieben, und dadurch dem Zwiespalt mit immer neuen Stoffen zu versorgen.

Aber der Versuch, den von ihm unabhängigen Justizhof des Reiches niederzudrücken, geschah so unmerklich, und der Misbrauch des kaiserlichen mußte so vorsichtig den Nachfolgern aufgespart bleiben, daß die Fürsten die Schlinge nicht erblickten, und Ferdinand vielleicht selbst kaum seinen Wink zur Erweiterung der innern Gewalt verstehen mochte. Welche Beweggründe konnte daher Joachim haben, die furchtsamen Rücksichten gegen Karl auch gegen den Nachfolger desselben zu nehmen? Welche äußern Triebfedern konnten ihn bewegen, durch nachgiebige Stellung gegen den römischen Stuhl an eine Vergleichung der entzweiten Kirchen zu denken, da die Sicherheit der seinigen mit allen ihren Vortheilen ihm verbürgt war, da der Kaiser selbst sie bewachte, und da er, um die Versöhnung möglich zu machen, sich hätte entschließen müssen, von jenen Vortheilen zu opfern? Als daher noch einmal Gesandte des Papstes in Berlin erschienen, um die Kirchenversammlung in Trient wieder in das Leben zu rufen und unter dem Vorwand der Ausgleichung mit jesuitischer Geschäftigkeit den Zunder der Zwietracht wieder aufzublasen, wies Joachim jede Versuchung ab und weigerte sich, die Gerichtsbarkeit des römischen Stuhles und sein Recht anzuerkennen, eine allgemeine Kirchenversammlung auszuschreiben. „Fahrt zum Teufel mit euern Concilien!“ rief er aus, „ich will bei meinem Christo bleiben!“ (1560).

So wenig jetzt der Churfürst von Brandenburg von der Lage der Verhältnisse mehr angetrieben wurde, das päpstliche Interesse zu schonen, so dringend ward

er eingeladen, das protestantische wahrzunehmen. Die Reformation bot den Fürsten alles an, sich auf das Letzte, was ihnen noch gefehlt hatte, auf den Punkt der Souveränetät hinaufzuschwingen, so weit der Umfang dieses Wortes mit der seltsamen Form des deutschen Reiches vereinbar war. Karl V. hatte das mit Beschämung bemerkt, und sein Versuch, diese Macht zu brechen, hatte ihr seit den Tagen von Inspruck nur den Weg mehr gesichert. In den Grenzen der protestantischen Länder gab es keinen fremden Herrn mehr, wie sonst, die reichen Hilfsquellen geistlicher Güter ergossen sich nicht mehr in auswärtige Behälter. Während die Partheien gekämpft hatten, sich gegenseitig niederzudrücken, sorgten sie mit ängstlichem Eigennutz für den innern Gehalt ihrer Macht, und die kaiserliche schwankte, unsicher und eingeengt von den Fesseln der Wahlkapitulationen, über diesen erstarkten Kräften. Um die geistliche Gerichtsbarkeit zu ersetzen, hatte Joachim schon im Jahr 1552 ein Konsistorium eingeführt und sich damit zugleich für das Oberhaupt seiner Landeskirche erklärt. Klöster, freiwillig verlassen oder aufgelöst, hatten ihre Güter an Schulen oder an die fürstliche Kammer abgetreten, und kamen den Finanzverlegenheiten Joachims zu Hilfe. Die Gebäude, aus denen der fromme Müssiggang verschwunden war, verwandelten sich in Zufluchtsstätten der Armuth oder Krankheit, in Predigerwohnungen oder Schulen. Auf den bischöflichen Stühlen von Havelberg und Lebus saß sein jugendlicher Enkel Joachim Friedrich; in beiden Hochstiftern war der protestantische Glaube der herr-

schende, und bereits faßte man den Plan, sie nicht wieder zu besetzen. Das Bisthum Brandenburg verwaltete nach der freiwilligen Abtretung des Herzogs Joachim von Münsterberg (1560) der brandenburgische Churprinz Johann Georg, und die Einziehung wurde beschlossen, wie in Havelberg und Lebus. Den magdeburgischen Stuhl mit Halberstadt hatte Brandenburg besetzt und vollendete mit Sigismund die Reformation. Welche Aussichten eröffneten sich hier einem Kabinet, wenn es verstand, alle Vortheile aus dem vor der Belagerung geschlossenen jüterbockischen Theilungsvergleich zu ziehen? Alle Früchte also, die irgend eine große Veränderung dem fürstlichen Interesse anbieten konnte, hatte dem Churfürsten die Reformation verliehen, alle Nachtheile, mit denen sie ihn bedroht hatte, waren seit dem Religionsfrieden von Augsburg verschwunden. Selbst die letzte Gefahr für sein Haus, durch das Unglück des brandenburgischen Markgrafen Albrecht von Kulmbach, seine Lande an die fränkischen Bundesstände zu verlieren, war durch einen Vertrag zu Wien (1558) entfernt worden, und der nächste Erbe Albrechts, Georg Friedrich, erhielt alle Besitzungen des Burggrafthums Nürnberg zurück. Zwar schoß der Same der Entzweiung selbst unter den augsburgischen Confessionsverwandten üppiger als jemals auf, und die Frage der protestantischen Versammlung zu Naumburg (1561), ob auch über die Anhänger des veränderten augsburgischen Glaubensbekenntnisses sich die Wohlthat des Friedens erstrecke, trennte die Gemüther weiter von einander und bereitete ein Unglück im

sächsischen Hause vor. Aber dieses reizende Schauspiel für den katholischen Theil wurde ihm durch die gemeinsame Verwerfung der tridentinischen Kirchenversammlung und durch die Wahl Maximilians II. zum römischen König vergällt (1562). Denn welche Zeiten für die päpstlichen Interessen ließen sich von einem Fürsten erwarten, der so unzweideutige Proben der freien Meinung gegeben hatte und der mit dem ersten Schritt auf den deutschen Thron sich des alten ehrerbietigen Gebrauchs gegen den römischen Stuhl überhob? Die scharfe Scheidung der augsburgischen Glaubensverwandten von der wachsenden Parthei Zwingli's und Kalvins nährte zwar die Gefahr, die durch den Uebertritt der Pfalz zu den Reformirten gesteigert wurde, und in diese Spaltung warf sich Rom, um das verderbliche Feuer anzuschüren. Aber die Tage des Unglücks für beide Gegner schienen noch so fern in der Dämmerung zu liegen, daß man auf protestantischer Seite nicht für nöthig hielt, sich den Genuß des Friedens und der erhaltenen Vortheile durch bange Befürchtungen zu schmälern. Jetzt endlich auf eine feste Stellung gehoben, und in der freigebigen Ernte des geschenkten Glücks wirft sich der dankbare Joachim unter dem Donner seines Geschützes an dem Altar nieder und setzt einen Festtag zur Erinnerung an die gesicherte Wohlthat der Gewissensfreiheit ein (5. Oktober 1563).

Es war ein Glück für das Haus Brandenburg, daß ihm der augenblickliche Stillstand, der in Deutschland eingetreten war, Zeit genug schenkte, die offen vor

Augen liegende Ernte der Reformation einzutragen und dankbar die neue Ordnung für die kommenden Tage zu befestigen, wo alles zusammentraf, sie aus den Fugen zu heben. Noch glücklicher war es, daß man sich im Kabinete Joachims auf die Winke verstand, welche dieser Umschwung zwar verborgener, aber um desto freigebiger einem verständigen Finder hinwarf. Hatte das hohenzollernsche Geschlecht auf dem churfürstlichen Stuhle bis jetzt Glück gehabt, so hatte es seinen Waffen wenig, seiner weisen Berechnung der Umstände und seinen Verträgen fast alles zu verdanken. Aber noch lagen alle Bereicherungen, die ihm im Laufe von anderthalb Jahrhunderten zu Theil geworden waren, innerhalb des Verbandes des deutschen Reiches, und so sehr alle Veränderungen, die diesen Körper bisher getroffen hatten, nur für die Vergrößerung der Fürstenmacht gearbeitet zu haben schienen; so mußte diese Stellung doch immer von Oestreich abhängig bleiben, so lange es diesem Hause gelang, den Kaiserthron zu besetzen; sie mußte noch schwankender werden, wenn es ihm nicht gelang. Das Gewicht Brandenburgs mußte daher in dem Grade steigen, je weniger es an dem baufälligen Reichskörper hing, und die letzte Stufe zur Souveränetät war einem glücklichen Enkel um so leichter zu erklimmen, je weniger es bei dem Reiche stand, es zu verhindern. Diesen Weg öffnete dem Kabinete Joachims das Herzogthum Preußen, und wenn man bei dem Entwurf, die Churlinie dorthin zu versetzen, an nichts weiter gedacht haben mag, als an Ländererwerb, wenn man es einem kommenden Erben überließ, eine tiefere Absicht

hinein zu legen, so war der Gedanke immer noch wichtig genug. Diese dankbarste Folge der Reformation zieht sich von jetzt an, wie ein Leitfaden, durch alle Unternehmungen Joachims hin, und er eilt, den Fehler seines Vaters zu verbessern. Denn wie die Religion fast die einzige Triebfeder dieses verstorbenen Fürsten gewesen war, so hatte sie ihn, den feurigen Anhänger der katholischen Kirche, auch abgehalten, seine Linie bei der Belehnung mit Preußen zu bedenken, welche die protestantisch gewordene fränkische mit erhalten hatte.

Mit bangen Ahnungen hatte der Markgraf Johann von Küstrin in dem Schreiben an seinen Bruder auf den Fall des brandenburgischen Hauses angespielt, und sein prophetischer Geist hatte ihn nicht belogen, denn seine Linie, wie die preußische und fränkische, gingen dem Erlöschen entgegen. Er selbst besaß keinen Sohn, in Franken starb der geächtete Markgraf Albrecht ohne Kinder, und seine Lande (Baireuth) fielen an seinen Vetter, den Markgrafen Georg Friedrich in Anspach, der sie mit Hilfe der Churlinie aus den Händen der Eroberer zurückzunehmen wußte. In Preußen stand der erste Herzog Albrecht nahe am Niedergange seiner Tage, und auf einem einzigen jugendlichen Sohne Albrecht Friedrich lag die ganze Stütze seines Geschlechts. An diesen Einzigen alle Hoffnungen binden, auf ein Ungefähr der Natur zuversichtlich das ganze Haus bauen, hieß das Glück zu kühn versuchen. Wenn es umschlug und diesem Sohne einen Erben versagte, so mußte das fruchtbare Herzog-

thum nach dem Lehnsvertrage an jenen fränkischen Georg Friedrich fallen, und auch dieser Fürst erwartete noch umsonst einen Sohn. Es war demnach Zeit für Joachim, den Gedanken seines Kabinetes, die Mitbelehnung mit Preußen auch für die Churlinie zu suchen, mit allen Mitteln zu unterstützen, die er aufbieten konnte, wenn er nicht befürchten wollte, dieses Land möglichen Falls an Polen zu verlieren.

In diesem Reiche saß Sigismund August auf dem Throne, der letzte der Jagellonen, welchen Bande der Natur durch seine Schwester, die Churfürstin Hedwig, mit Brandenburg verbunden hatten. Dieser Umstand schien so günstig den Absichten Joachims entgegenzukommen, daß er im Jahr 1557 heimlich den Entwurf in Polen hatte vorbereiten lassen, seinem Sohne Sigismund für den Fall der Erlöschung des königlichen Stammes die Krone in die Hände zu spielen. Aber bei der Verfassung dieses Staates war mit dem Könige noch eben so wenig gewonnen, als bei dem Herzog Albrecht, denn selbst wenn beide sich bereitwillig nach dem Wunsche Joachims fügten, konnte die Laune eines polnischen Reichstages oder die Meinung der preußischen Stände den Plan der Fürsten vernichten. Dieser weite Weg von dem ersten Gedanken bis zu seiner Vollendung und die Berechnung der ökonomischen Opfer, die bei dem übeln Zustande der brandenburgischen Finanzen unerschwinglich schienen, hatten den Churprinzen abgeschreckt, und die Antwort auf die erste leise Frage, die man bereits im Jahr 1548 an Polen und Preußen gerichtet hatte, war nicht ge-

eignet, den Muth zu beleben. Denn wie günstig auch der König Sigismund August bei seiner Thronbesteigung für diese Ausdehnung des Lehnsvergleiches gestimmt seyn mochte: die polnisch-preußischen Stände erklärten sich für den Buchstaben der Verträge, und die churfürstlichen Gesandten Eustach von Schlieben, Georg Sabinus und Paul Prätorius (1559) eröffneten keine glücklichern Aussichten. Politische Erschütterungen in jenen Ländern durchkreuzten den Plan Joachims, und der niedersteigende Tag des Herzogs Albrecht drohte ihn auf halbem Wege zu überraschen. Unablässig belagerten daher seine Geschäftsführer das Ohr Sigismund Augusts und wußten ihn auf dem Reichstage zu Peterkow zu einer schriftlichen Einwilligung zu bewegen (1563). Aber noch war man beschäftigt, für diese Erklärung die preußischen Stände zu gewinnen, als sich aus dem Herzen Braunschweigs ein Menschenknäuel ablöste und mit seiner Bewegung nach den Ufern der Weichsel sich dem Churfürsten in den Weg stürzte.

Mit unermeßlichen Schulden beladen, hatte der Herzog Erich von Braunschweig-Kalenberg 14,000 Menschen aus allen Ländern unter seine Fahnen gerufen und wollte mit dem Handwerk des Kriegs das Glück versuchen. Gleichviel für welchen Zweck, bedurfte dieses Heer eines Schauplatzes, um sich zu nähren, und erhielt von seinem Herrn die Richtung nach den fetten Triften Livlands, einer Gegend, wo schon lange die Kriegsfeuer loderten und wo man einen Käufer für diese Horden anzutreffen hoffte. Diese hungrige Sol-

dateska mitten im Frieden schreckte die angrenzenden Länder auf und bedrohte Brandenburg. Joachim rief durch ein allgemeines Aufgebot zusammen, was die Waffen tragen konnte; aber ein schlagfertiges Heer, das den Durchzug forderte, an seinen Grenzen, und vom Moment hilflos überrascht, sah er sich genöthigt, nach der Erklärung Erichs, daß er Polen gegen Rußland zu Hilfe eile, den Weg durch seine Marken zu öffnen. Der Klageruf des wehrlosen Unterthans, dem der Soldat seine Bedürfnisse abpreßte, erreichte Küstrin zeitig genug, um den Markgrafen Johann vor der Schwäche seines Bruders zu warnen. Immer auf das Aeußerste bedacht und von seinen Sternen selbst in Rüstung gehalten, bewachte er die Grenzen nach Pommern hin und eilte nach Königsberg (Neumark), wo er sich in Vertheidigungsstand setzt und durch seine Kanonendonner die fern vorüberziehenden Braunschweiger zurückschreckt.

Indeß hatte sich der Herzog von Preußen, der, wie Johann von Küstrin, dem Braunschweiger den Durchzug verweigerte, zum Empfang gerüstet und näherte sich mit 5000 Pferden der Weichsel, die Erich zu überschreiten drohte. An den Ufern dieses Stromes standen sich die Heere gegenüber, und ohne zu wissen, zu welchem Ende diese Begegnung führen werde, suchten sie Nüsse, die eben reif waren. Diese Expedition, daher der Nußkrieg genannt und dem Einfall eines ritterlichen Abenteurers ähnlich, wäre wenig geeignet gewesen, den Churfürsten Joachim für das Glück seines Planes zu beunruhigen, wenn sie nicht mit der

Verrätherei eines preußischen Ministers, Paul Scalich, zusammengetroffen wäre, den der Herzog aus dem Staube in seine Freundschaft emporgehoben hatte. Im brutalen Vertrauen auf die fürstliche Gunst, der er sich durch Talente und Geschicklichkeit bemächtigt hatte, wußte er die treuen Diener des Herzogs zu stürzen und ihre Stellen mit seinen Kreaturen zu besetzen. Bei dieser allmächtigen Beherrschung des Kabinets, des Herrn und seines Landes stand der Entwurf Scalichs nicht still. Aller fürstlichen Entschlüsse Meister, faßte man den Plan, das erste Testament des Herzogs zu Gunsten seines Geschlechts zu vernichten und dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg die vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit des Erbfolgers, und die Städte Marienwerder, Memel, Gröbbin und Georgenburg in die Gewalt zu spielen. Ein Schritt zum Zweck, diesen Fürsten auf den herzoglichen Stuhl von Preußen zu führen.

Während dieser Verrath, der Brandenburg hoffnungslos von Preußen trennen mußte, heimlich seiner Reife entgegenschritt, hatte der Braunschweiger umsonst auf einen Wink des Glückes gehofft, welchen Gebrauch er von seinem Heere machen sollte; er konnte die hungrigen Horden nicht mehr zusammenhalten. Unter der schrecklichen Uebung des Handwerks der Freibeuter zogen sie von den Ufern der Weichsel zurück und nahmen noch einmal einen verwüstenden Weg durch die Marken Joachims. Diese Auflösung von 14,000 Mann, die dem Käufer feil standen, entfernte eine große Gefahr von den preußischen Grenzen. Denn welche Tage wa-

ren zu erwarten, wenn Scalich Zeit gewann, diese schlagfertige Waffenmasse für seine Absicht in Bewegung zu setzen. Er war noch beschäftigt, den Paul von Wobser auf Werbung auszusenden, um seine Anhänger in den Vorstädten Königsbergs zu verstärken, als sich vom polnischen Hofe her das Ungewitter über ihn zusammenzog, und der König, durch die Klagen der Verwiesenen, der Stände und des Adels bestürmt, Bevollmächtigte zur Untersuchung nach Königsberg schickte. Drei Geschöpfe dieses Verräthers fielen auf dem Hochgericht, er selbst entwich unter dem schützenden Namen eines Gesandten, und die alte Ordnung der Dinge ward wieder eingesetzt. Brandenburg kehrte in seine Rechte zurück und das Testament für den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg hörte auf, Bedeutung zu haben (1566). Die preußischen Stände erklärten sich zwar für die Ausdehnung des Lehnsvergleichs auf die Churlinie nach großen Opfern der Finanzen Joachims für geneigt; aber von Kummer niedergedrückt und durch diese Ereignisse erschüttert, schloß der Herzog Albrecht die Augen, ohne den Churfürsten weiter geführt zu haben, als auf die Hälfte des Weges (1568).

Den Blick unverrückt auf seinen Entwurf gerichtet, und jedes Ereigniß, das ihn zu begünstigen oder zu verhindern schien, auf den einzigen Punkt berechnend, mußte Joachim jeden Hebel in Bewegung setzen, um den Gedanken seines Kabinets auszuführen. Mitten in diese Arbeit Brandenburgs war der Tod Ferdinands des Ersten gefallen (1564); ein Unglück für Deutschland, wenn sein Sohn Maximi-

lian II. nicht eben so starke Beweggründe gehabt hätte, den Frieden zu bewachen und den Glauben freizugeben, wie jener. Von den spanischen Hilfsquellen abgeschnitten und von dem päpstlichen Stuhle mit argwöhnischem Auge beleidigt, bedurfte Maximilian II. gleich seinem Vater, der Eintracht des deutschen Reiches, und mußte sich hier seine feste Stellung sichern, die er auswärts verloren hatte. Die Duldung, die seinem Vater die Nothwendigkeit vorgeschrieben hatte, nöthigte sie auch ihm ab; aber frei von den Fesseln eines bigotten Geistes, kam er diesem Zwang freiwillig entgegen, und schonte des Protestantismus, weil er ihn achtete. Bei diesem Fürsten ließ sich von Brandenburg eine Probe wagen, und Maximilian II. zeigte sich bereit, die Absicht dieses Hauses in Polen zu unterstützen. So fern auch die Richtung der Interessen dieses Reiches mit den Vortheilen Oestreichs auseinander liefen, in einem trafen sie sich, und dieses einzige war jetzt so dringend geworden, als jemals. Trotz des Waffenstillstandes mit der Pforte, den Oestreich jährlich mit 30,000 Dukaten bezahlte, hatte der Fürst Sigismund von Siebenbürgen die ungarischen Grenzen überschritten, und der Friede mit ihm wurde von Soleyman II. nicht genehmigt. Maximilian eilte nach Augsburg, wo er das Reich versammelt hatte, und forderte Hilfe (1566). Wie keinem vor ihm, kamen die Reichsstände seinem Verlangen zuvor, und deutsche Truppen zogen in die Ebenen Ungarns hinunter, während in Gotha der Herzog Johann Friedrich, von dem geächteten Wilhelm von Grumbach verleitet,

die letzte schmerzliche Erinnerung an den bei Mühlberg verlorenen Glanz seines Hauses büßte, und der Markgraf Johann von Küstrin, im Widerspiel mit der Politik seines Bruders, seine Rüstungen für ihn zu spät vollendete. Aber von derselben Gefahr, in der sich Maximilian befand, sah sich auch Polen umstrickt, und jede Hand, die sich zum Beistand anbot, war ihm willkommen. Welche Hoffnungen ließen sich für Brandenburg an ein Versprechen, diesem Reiche Hilfe zu senden, und an die Vorsprache Maximilians knüpfen, der damit schweigend die lange Acht über Preußen aufhob? Alle Mittel, die Joachim aufbieten konnte, waren daher nur noch auf die Magnaten Polens zu richten. Kaum war die Nachricht vom Tode des Herzogs Albrecht nach Berlin gekommen, als Joachim seine Stände zusammenrief, um seinen erschöpften Finanzen neue Hilfsquellen zu öffnen, und sein Kanzler Lambert Distelmeier, ein Mann von großen Talenten, wußte die Gemüther zu gewinnen. Mit Gold beladen, um es bei den Magnaten in die Schale Brandenburgs zu werfen, und von geistigen Fähigkeiten unterstützt, begaben sich Joachims Gesandte, Levin von der Schulenburg, Abdias Prätorius und Kaspar Flans, unter schimmernder Begleitung nach Warschau, und fanden bereits den einflußreichen Woiwoden von Posen, Lucas Gorka, für ihre Absicht gestimmt.

Unter diesen glücklichen Sternen ward der Reichstag eröffnet und die letzte Scheidekluft zwischen Churbrandenburg und Preußen wurde mit Gold ausgefüllt.

Als daher am Throne des Königs dem jugendlichen Herzoge Albrecht Friedrich von Preußen die Fahne überreicht wurde, berührte auch die Hand der Gesandten dieses Zeichen der Belehnung, und eine Urkunde, die der König am 19. Juli zu Lublin unterzeichnete, überlieferte die empfangenen Rechte der Churlinie Brandenburg den dankbaren Enkeln Joachims (1569).

Achtes Buch.

Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zu der im Jahre 1569 stattgefundenen ersten Mitbelehnung des churbrandenburgischen Hauses über dasselbe.

Preußens älteste Geschichte ist unerquicklich, wie der Himmel, der in früher Zeit über das halbversandete, von geringen Höhen durchschnittene Land seine Nebel ausgebreitet hat. Der erste Bote aus einer bekanntern Welt, Pytheas, den die gallische Handelsstadt Massilia nach dem Norden sandte, stieß an den Küsten des baltischen Meeres auf Abkömmlinge der Gothen, die Ostiäer oder Aestier, und der Bernstein, besonders das reiche Geschenk Samlands, hatte Wege in den üppigen Süden Europa's gefunden, ohne daß man hier sein Vaterland kannte. Erst nachdem der römische Ritter, den der Kaiser Nero dieses Harzes wegen nach dem fernen Norden ausgesendet hatte, nach Italien zurückgekehrt war, wurde die entdeckte Straße nach den Fundgruben dieses Schmuckes häufiger besucht und die Kenntniß der Römer von dem Bernsteinlande lichtvoller. Die Bewohner, die Tacitus unter dem weiten Namen der Sueven mit umfaßt, nöthigten durch Fleiß der Erde die ersten Bedürfnisse an Getraide und Früchten ab und besaßen an der abendlichen Küste einen heiligen Göttersitz. Jenseits der Weichsel an ihren östlichen Ufern dehnten sich weit nach Morgen hinein die Go-

then, über den Pregel hinaus der kurischen Nehrung entlang die Aestier und hinter ihnen die Finnen und Veneder aus. Aber die Erschütterung des Markomannischen Krieges, der die Völker unter einander würfelte, lief bis an die Küsten der Ostsee und veränderte auch hier die Gestalt des Landes. Die Veneder, Völker slavischer Geburt, drängten sich aus ihrem weiten östlichen Gebiet in die verlassenen oder eroberten Wohnsitze der Gothen ein und besetzten die Strecken von der Mündung der Weichsel an bis an das kurische Haff. Ein Gothenzweig war weiter nach den südlichern Gegenden hinaufgerückt, und stieß im Mittag an die Finnen, die an Polen grenzten. An die abendlichen Ufer der Weichsel lehnte sich das Gebiet der Burgundionen bis in das mittägige Pommern hinein, und an den Küsten hin lebten noch die alten Rugier. Südlich von den Venedern wohnten die Galinder, östlich von diesen die Sudener, wahrscheinlich Sudauer, und über beiden bis nach Polen hin die Igyllionen. Unter diesen Völkerschaften nach den Küsten der Ostsee hin hatten sich die Velten, Hosier und Carbonen angebaut. Nach den gewaltsamen Bewegungen, welche die Erscheinung der Ostgothen am schwarzen Meere hervorbrachte, fielen die Bewohner der Ostseeküsten unter die Herrschaft Hermanrichs, und, vielleicht begünstigt von dem fernen Könige, dehnten die Aestier ihre Besitzungen auf Kosten der slavischen Stämme aus. Als nach dem Sturze des Hunnenkönigs Attila Horden slavischer Abkunft die Gegenden Böhmens, Mährens, Kärnthens, an der Saale und Elbe überströmten, und Zweige derselben Polen, Pommern und andere angrenzende Länder be-

setzten, waren die Bewohner Preußens ringsum von Slaven umgeben, die germanische Welt an den Küsten der Ostsee westlich von der Weichsel verdrängt und dieser Strom nur noch eine schwache Scheidewand geblieben.

Nachdem sich die gährenden Völkermassen gesetzt hatten, und nur noch einzelne Kämpfe um den Boden geführt wurden, wo sie stillstanden, führten Noth und Gewohnheit eine Vermischung in den verschiedenen Bewohnern Preußens herbei, und die ersten Spuren eines gemeinsamen Bundes zogen sich durch diese rohe Welt. Eingewanderte Gothen aus Scandinavien wußten sich durch Glück und geistige Fähigkeit eines Uebergewichts zu bemächtigen, und Widebod, Befehlshaber der Widen oder Vidivarier, Abkömmlinge der Gothen, erhob sich zum Oberhaupt seines Volks, das herrschsüchtig auf die andern drückte. Die blutigen Zwiste, die aus der Vernichtung des Gleichgewichts entstanden, wurden in der Versöhnung Widebods mit dem Griwe, dem Haupte der Aestier, Galinder und Ulmerugier ausgeglichen. Dieser Griwe (vielleicht Grawe, Graf), der oberste Richter und Priester, setzte, wie es scheint, mit Widebod eine gemeinsame Ordnung in menschlichen und göttlichen Dingen ein, und nach ihrem Tode theilte sich das Land unter mehrere Vorsteher mit fast gleichen Einrichtungen. Während sich im Westen und Süden Europa's unter Karl dem Großen die Erschütterungen der Nationen nach und nach in die menschlichere Regel der Staaten verloren, setzten die dem fränkischen Eroberer unerreichbaren Bewohner der baltischen Länder ihr dunkles Leben fort und verschwanden fast ganz dem

Auge der Geschichte. Nur einzelne Boten aus jener umnachteten Welt meldeten ihr von Kriegen mit den Masoviern, die nördlich von den Polen wohnten, von Kämpfen mit scandinavischen Seeräubern, die alle Meere unsicher machten, und von einzelnen Ansiedlungen dieser Horden auf dem preußischen Boden. Erst am Ausgange des neunten Jahrhunderts erzählte der Seefahrer Wulfstan seinen Zeitgenossen von jenen Völkern, von ihren Sitten und ihren Gesetzen. Aber diese Zeit, die sie aus ihrer Verschwiegenheit riß, war auch die letzte ihres Friedens, und mit dem Tage, wo der Polen Herzog Misico, aus Liebe zur schönen Fürstin Böhmens Dombrowka, die Taufe empfing (966), begannen die Jahrhunderte ihres Unglücks. Die alten Namen einzelner Völker erloschen, und unter der gemeinschaftlichen Benennung Preußen (Po-Ruzzi, Pruzzi, Anwohner der Russen) suchte der Pole den Feind seines Glaubens und seiner Herrschsucht an den baltischen Küsten auf.

Das ganze Gebiet dieses Volks war nach der alten Theilung in eilf Landschaften zerfallen, die wieder in kleinere zersplittert waren und von Burgen vertheidigt wurden. Zwischen der kulmischen und Masovien floß die Drewenz, und die Weichsel schied sie im Abend von Kujavien und Pommern. Im Norden derselben hinter der Ossa und einem unwirthlichen Walde lag Pomesanien, das sich im Norden bis an das frische Haff, im Abend bis an die Weichsel, im Osten bis an die Elbing und den Drausen-See ausdehnte und von Sümpfen durchschnitten war. Ueber diesen See und die Elbing nach Abend zu führte der Weg nach Poge-

sanien, das im Norden von dem frischen Haff, im Süden von dem Weske-Fluß, und im Osten von der Passarge bespült ward. Die Landschaft Ermland oder Warmien schloß sich im Abend an Pogesanien an, endigte sich im Norden am frischen Haff und wurde östlich von Natangen, dem Barterland und südlich von Galindien umgeben. Das fruchtbare Natangen stieß westlich und nördlich an das frische Haff, an den Pregel bis an die Alle, die es von Bartien trennte, einer Landschaft, die ihren größern Umfang bis an den Pregel, (wahrscheinlich) bis an die Angerap und südlich bis an Galindien ausdehnte. Ihr Name weckte die Erinnerung an die alte germanische Welt auf, die auf ihrem Boden gelebt und Spuren hinterlassen hat. Galindien, die größte unter den Landschaften Preußens, die mit der Nacht der Wälder und mit Sümpfen durchzogen war, sah gegen Süden nach Masovien, gegen Osten nach Polexien und gegen Westen nach Warmien oder Ermland. An ihrer nördlichen Grenze wurde sie durch den Spirding-See, die Talter- und Johannisburger Wasser von Sudauen abgeschnitten, das im Osten von Lithauen, im Norden (wahrscheinlich) von Nadrauen und Schalauen, im Westen von Bartien begrenzt ward. Die Flüsse Pregel und Angerap zogen die Scheide zwischen Bartien und Nadrauen, das im Norden durch die Memel von Schalauen, und im Westen durch die Deime von Samland getrennt war. Diese letztere Landschaft, die berühmte Mutter des Bernsteins, scheint ihre Grenzen wie ihr Schicksal gewechselt zu haben. Im Norden und Westen zog sich die See und das kurische Haff an ihren Enden hin,

der Pregel und das frische Haff schieden sie im Mittag von Natangen; aber ihre Küsten wurden im Laufe der Jahrhunderte von stürmischen Ostseewogen und den Bewegungen des frischen Haffs umgestaltet und ganze Strecken Landes verschlungen. Von Norden aus lief westlich der große heilige Wald, der sie gegen den Andrang der Fluthen schützte und in dessen Dunkel der Göttersitz Romowe stand. Schalauen streckte sich zwischen Nadrauen, dem kurischen Haff und der Swente aus, und wurde, wie die meisten, von einzelnen Herren beherrscht.

Dieser Grenzenzug, wie ihn Johannes Voigt entwirft, lag in der Natur des Landes und vielleicht in dem Wesen der verschiedenen Völkerschaften, die es besetzt hatten. Aber diese Zerstückelung ohne sichtbare Seele eines politischen Zusammenhanges wurde oft die Mutter innerer Zwietracht und öffnete dem Feinde leichter die Grenzen. Am Regiment jeder Landschaft pflegten zwei Oberhäupter zu stehen, ein Anführer im Krieg (Reiks) und ein Richter im Frieden (Griwe), der zugleich der erste Priester war *). Aber wo die Grenzen ihrer Vollmacht endeten und ob sie gemeinschaftlich nach einer Absicht handelten, ist nicht außer Zweifel zu stellen. Herr über die Gewissen, in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt und Schiedsrichter in der sinnlichen Welt, wie in der übersinnlichen, wo es keine Grenzen giebt, behauptete der Griwe eine weit über-

*) Wahrscheinlich ist das Wort auch verwandt mit dem angelsächsischen Gerefa, Sciregerefa. Auch deutet das französische Greffier darauf hin.

legene Macht über den Landesfürsten, der, wie es scheint, nie ein Gesetz ohne oberpriesterliche Bestätigung einführen konnte. So sehr diese Einrichtung geeignet war, alle Lichtfunken einer menschlichen Kultur zurückzudrängen, so gewiß war sie die Bürgschaft der Freiheit, weil es im Vortheil beider Oberhäupter lag, sich gegenseitig auf dem Wege zur Tyrannei zurückzuhalten. Diese Freiheit wurde eine der stärksten Mauern gegen den eindringenden Feind und verlängerte die Kämpfe über Jahrhunderte hinaus. Die gefährliche Scheidung eines gemeinsamen politischen Bandes zwischen den Landschaften wurde daher durch diese Freiheit, die alle wie eine heimliche Zauberfessel umschlang, und durch Gleichheit des religiösen Wahnes ausgeglichen.

Kein fremder Fuß durfte den heiligen Götterhain betreten, wo der Griwe in seinen Geheimnissen mit dem Himmel lebte, und selbst dem Landesfürsten stand der Weg dahin nur in den Tagen der drängenden Gefahr offen. Wer die Marken dieser einsamen Behausung der wilden Thiere überschritt, war unrettbar dem Tode anheimgefallen. Durch seine Boten verkündigte der Griwe dem Volke die Gesetze, und das sterbliche Auge, das ihn jemals gesehen hatte, pries sich glücklich. Mit stummem Gehorsam nahm das Land seine Befehle an und kein Zweifel tastete an dieses Wort der Götter. Die Donner des Himmels und die Blitze der Wolken dienten seinen Wünschen, und unerbittlich schleuderte seine Hand sie auf den Uebertreter seines Willens. Diese ungeheure Macht pflegte der wilde Sohn der Natur durch Wahl der Unterpriester immer in die Hände eines Greises zu legen, und die Geschichte meldet von keiner

Absetzung. Wenn er, der Jahre und der Fülle seiner Allmacht müde, sein Amt abgeben wollte, bestieg er den Scheiterhaufen, und schrieb seinen Namen mit der Flamme, die ihn verzehrte, in das ewige Gedächtniß des Volkes ein. An der heiligen Eiche zu Romowe, in einer Aue, auf der tiefes Schweigen lag, waren die Bilder der Götter aufgestellt. Der feuerfarbige Gott Perkunos, dessen Locken Flammen waren, das Bild des gewaltigen Elements der Erde, stand in der Mitte, und vor ihm brannte ein ewiges Feuer, das von geweihtem Eichenholze genährt wurde, und den Priestern, wenn es erlosch, das Leben kostete. Im Donner sprach der Gott mit dem Griwe, und auch hier, wie in Hellas, war ein glücklicher Sterblicher, wer von dem Blitz zu den Göttern abgerufen wurde. Die Asche seines ewigen Feuers war die Mutter der Gesundheit, und aus den Gewässern, die ihm geheiligt waren, trank der Gläubige Fülle des Wohlseyns. Der zweite Gott, Potrimpos, lockte die Saaten aus der Erde, und dieser Schöpfer des Glücks im Krieg und Frieden trug auf seinem jugendlichen Haupte einen Kranz von Achren. Getraide und Wachs, worauf man Weihrauch streute, wurden zur Ehre seines Namens verbrannt und das Blut geopferter Kinder träufelte zu seinen Füßen. Wie dem Perkunos das Feuer, ward dem Potrimpos eine Schlange in einer Urne mit Milch und Getraide unterhalten und für ein unantastbares Heiligthum angesehen. Drei Tage vor dem großen Opfer genoß der Opferpriester keine Speise, schlief auf der nackten Erde und streute Weihrauch in das ewige Feuer. Neben diesen Sinnbildern des Lebens stand zu Romowe

ein Greis mit bleichem Antlitz, langem, grauem Barte und das Haupt von einer weißen Binde umhüllt. Seine Zeichen waren drei Todtenköpfe, eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh. Menschen und Thiere fielen ihm als Opfer, mit ihrem Blute benetzte man den Rasen, und am Opferfeste loderte eine Flamme aus einem Topfe, der mit Talg gefüllt war. Zitternd nannte jede Lippe seinen Namen, denn dieser Gott hatte Freude an der Qual der Menschen, und dienstbar eilte man zu den Opfern, um den Zorn dieses gefürchteten Wesens zu versöhnen. Er war das Bild der Vernichtung und hieß Potollos oder Pikullos (Petollos, Patello, Patollo). Außer diesen Göttern, den mächtigsten des Himmels und der Erde, hatte der rohe Wahn dieser Söhne der Wildniß für jede Kraft der Natur sich ein Bild geschaffen, das sie inbrünstig anbeteten, weil es ihr Leben galt. Die Ernte, die der Preuße dankbar eintrug, die Welle, auf die er sich wagte oder die drohend an seine Küste schlug, das Himmelslicht, die Heerden, der Wald, der Handel wurden von ihm gütigen Göttern anvertraut und ihre Bilder verehrt. Der Hollunderstrauch, der dem Baumgott grünte, war heilig durch das ganze Land. Weibliche Götter standen den Gebärenden bei, riefen das Grün der Auen und die Blumen aus der Erde, waren Führerinnen der Wanderer oder trieben die Sterne auf ihren Bahnen. Andere drückten mit Angst die menschliche Brust, schnürten ihr den Athem zu oder entführten hilflose Kinder. Die Lüfte, das Innere der Erde, die Wasser waren mit Geistern erfüllt, die Wohl und Weh über die Lebenden verhängten. Heilige Felder,

heilige Berge und Thiere gab es, und das weiße Roß, das mit der prophetischen Gabe beschenkt war, erinnerte an den alten germanischen Gebrauch, es für gottgeweiht zu halten.

Die Priester, die in verschiedenem Range unter dem Griwe standen und gewöhnlich Waidelotten (Seher) hießen, lasen im Buche der Zukunft Glück und Unglück, ertheilten den Segen oder besorgten die Opfer. Diese Diener des Heiligen waren von dem menschlichen Glück der Ehe ausgeschlossen, gleich den Priesterinnen, welche besonders die Kunst der Prophezeihung übten, und nicht selten, wie in Germanien geschah, bedeutendes Ansehen im Lande besaßen. Der Zug der Winde, der Meeresschaum, der Rauch und die Feuerflamme, Loose und andere Hilfsmittel dienten den Wahrsagern zu Orakeln des Schicksals.

Die Reiks verwandelten zwar nach und nach, wie es fast bei allen Völkern geschehen ist, den Befehl des Heeres in fürstliche Macht und vollstreckende Gewalt; aber der Krieg, der ihr Hebel war, blieb ihr Element. Sie boten die wehrhaften Männer des Landes auf und suchten an der Spitze derselben Ruhm oder Tod, ohne im Heere von den Befehlen des Griwe beschränkt worden zu seyn. Die Edeln führten dem Reiks einzelne Haufen an, und es traf sich, daß sie bisweilen seine Stelle verwalteten, wenn er abwesend war. Gleich dem wendischen Geschlecht, das sich in Deutschland eingedrängt hatte, hatte nicht die Natur, nur die Noth dem Preußen eine kriegerische Seele eingehaucht, und die Landschaften gingen einzeln, wie es der Augenblick der Gefahr heischte, auf den Kampfplatz; nur der stei-

gende, allgemeine Drang vereinigte sie bisweilen unter eine Fahne. Der Krieg war noch keine Kunst, er war das rohe Handwerk der Stärke, aber eine gewisse List, ihn zu führen, machte ihn dem Feinde gefährlich und blutig. Da jeder Arm, der die Waffen tragen konnte, in der Stunde der Gefahr aufgeboten wurde, so stieg die Stärke der Heere oft auf eine furchtbare Höhe, und man konnte zuweilen die sämmtliche preußische Macht auf 400,000 Mann anschlagen; eine Zahl, die zugleich einen Maßstab der Bevölkerung giebt. Mit einer langen Keule und mehrern kleinern, die auf den Gegner geworfen wurden, mit Wurfschleudern oder steinernen Streithammern und Aexten ging der Preuße auf das Schlachtfeld hinaus, und vergiftete Geschosse sandten den gewissen Tod in die feindlichen Schaaren. Schwert, Schild und Lanze wurden erst im Laufe der langen Kämpfe mit Polen und Deutschen eingeführt. Ehe das Heer sich in Bewegung setzte, legte man den Göttern die Frage über Glück und Unglück vor, und schoß in das Herz eines Gefangenen, der an einen Baum gebunden war, einen Pfeil ab, um in der Strömung seines Blutes günstige oder ungünstige Zeichen zu lesen. Der Preuße pflegte den Angriff abzuwarten und dem Feinde durch verstellte Rückzüge und Hinterhalt empfindliche Wunden zu schlagen. Hinter den Mauern seiner Burgen, die mit Wällen und Graben umgeben, und meistens, wie es scheint, von Holz erbaut waren, wurde der Sieg der Gegner zweifelhaft, wenn die offenen Schlachten schon gewonnen waren. Belagerungen feindlicher Burgen wurden mit Ausdauer fortgesetzt, und die ersten rohen Elemente der Kunst

setzte der Preuße mit Geschicklichkeit in Bewegung. Die Gefangenen fielen den Göttern als Dankopfer, und die heilige Handlung war das Gepräge einer wilden Natur. Der edelste der Gefangenen, den man durch das Loos wählte, wurde in voller Rüstung auf sein Pferd gebunden und mit diesem über einem Holzstoße verbrannt. Die übrigen, gleichviel, ob Männer oder Frauen, starben gewöhnlich unter erdrückenden Arbeiten eines qualvollen Todes, oder wurden getödtet, wie es ihrem Herrn beliebte. Die Grausamkeit wuchs mit den Kriegen, und schaudernde Beispiele belasteten den preußischen Namen mit den Flüchen der christlichen Welt.

Dieses kraftvolle Geschlecht schützte sich anfangs, gleich den Wenden, nur in Hütten von geflochtenen Weiden gegen die feindlichen Elemente. In dem Verkehr mit fremden Nationen lernte es Häuser von Steinen bauen, in deren Mitte ein Block den Heerd bildete. Einfach in seiner Tracht, wie in seinen Sitten, ging es hinter dem Pfluge, oder jagte in den ungeheuern Wäldern. Dörfer entstanden, aber Städte gab es nicht, mitten auf seinem Wege nach einem menschlichern Zustande überraschten es die Kriege mit christlichen Völkern, die ihm ihre Sitten aufdrangen und seine eigenthümliche Entwickelung störten. Der Anblick des Preußen verrieth seine nordische Natur, seine weiße Haut, sein goldgelbes Haar stellten ihn neben den Germanen. Der Rock, eng und von Linnen oder Tuch, wurde mit einem Gürtel zusammengehalten, weite Beinkleider reichten bis auf die Knöchel, und nur im Winter trug er eine Mütze von Pelz; im Sommer standen Haupt und Brust dem Wetter bloß. Das Weib hüllte sich in lei-

nenes Gewand, doch ohne Brust und Arme zu bedecken. Jene schmückte es mit messingenen Ketten, diese mit Spangen, die Finger und Ohren mit Ringen. Den Besitz des Mannes mußte die Gattin gewöhnlich mit zwei Gefährtinnen theilen, die ihr jedoch unter den reichen Ständen zugleich dienstbar waren. Sklavin und unbedingt dem Willen des Mannes unterworfen, wurde sie als Gegenstand, der einen Preis hat, von dem Vater erhandelt und als Gegenstand von dem Gatten betrachtet. In stolzer Einsamkeit pflegte er das Mahl einzunehmen, und sein Weib nur zu rufen, um sich oder seinen Gästen die Füße waschen zu lassen. Starb er, so war sie dem Sohne wie ein Erbtheil anheimgefallen, und dieser konnte selbst seine Stiefmutter in sein ehelich Bett aufnehmen, ohne ein Gesetz zu verletzen. War die verlobte Jungfrau aus dem elterlichen Hause auf dem Wagen, den ihr der Bräutigam entgegenschickte, an dem Bezirk seines Eigenthums angekommen, so umtanzte er sie dreimal, in einer Hand ein Getränk, in der andern einen Feuerbrand haltend, und ermahnte sie, das Feuer in seinem eigenen Hause zu bewahren, wie im väterlichen. Man führte sie an den Heerd und wusch ihr die Füße, worauf man Gäste, Brautbette, Hausgeräth und Vieh mit dem Wasser benetzte. Vergaß das Weib die Achtung gegen den Mann, so wurde es mit einem Steine am Halse durch die Dörfer getrieben, bis der Griwe ihr Vergehen für abgebüßt erklärte; hatte dieselbe sich aber an ihm vergriffen, so büßte sie dies mit dem Verlust der Nase. Die Beschimpfung seiner Namens büßte das jugendliche Weib mit Ruthenschlägen, das bejahrtere mit dem Feuertod. Seine ge-

brechlichen Söhne durfte der Vater in das Wasser versenken oder durch Schwert und Flammen tödten, sowie es auch dem Sohne verstattet war, den Lebensfaden seiner kraftlosen Eltern zu durchschneiden. Mädchen wurden dem Tode bestimmt, wenn ihre Anzahl den Wunsch des Vaters überstieg. Diese Gesetze, die fast bei allen rohen Nationen wiederkehren, waren Kinder der Armuth und der Preuße hing den Schleier der Religion über diese schreckliche Nothwendigkeit. Wählte der Greis nicht selbst den Tod oder verhängte ihn sein Sohn nicht über sein Leben, so ward er von Haus zu Haus verpflegt und unantastbar, wie der Gott, konnte er die Rechte der Gastfreundschaft genießen, die heilig war, wie im ganzen Norden.

Der Handelsverkehr mit nachbarlichen Völkern, selbst über die See, hatte der Kultur den Weg in das Land geöffnet; aber Religion und Krieg scheinen diese Fremde abgewiesen zu haben. Nur zweifelhafte Spuren verrathen hier und da die Kunst schriftlicher Mittheilung. War ein Geschäft auf eine Zeit bestimmt, die über den Augenblick hinaus lag, so bemerkte der Preuße so lange das Ende jeden Tages auf einem Holze oder durch Knoten in einem Riemen, bis der verabredete erschien. Er kannte keine Stunde und bezeichnete einzelne Abschnitte des Tages nach den Erscheinungen des Himmels. Sein Jahr theilte er einfach nach den beiden Hauptveränderungen der Natur in Winter und Sommer ein und die einzelnen Abschnitte nach dem Mondwechsel, deren Namen er von gewissen Erfahrungen entlehnte. Er scheint, wie der Lithauer, einen dürren, einen Krähen-, Kukuks-, Tau-

ben=, Birken=, Saat=, Linden=, Getraide=, Brunst=, Blätterabfalls=, Erdfrost= und Winter=Monat gehabt zu haben. Die Rückkehr des Frühlings und die Ernte wurden durch Feste gefeiert. Bei jenem fand sich der Priester ein und ergriff unter Gebet an den Gott der Früchte, Pergubrius, eine Schaale voll Bier, trank sie aus und warf sie dann mit den Zähnen rückwärts über den Kopf. Unter denselben Zeremonien flehte er den Gott Perkunos um Regen, Sonnenschein und um Entfernung böser Geister an und bat zum dritten Mal unter gleichem Gebrauch den Sternengott um Licht und Wärme, den Gott der Fülle um eine reiche Ernte. Darauf lief die Schaale von Mund zu Mund, ohne daß eine Hand sie berühren durfte. Diese Feste, wie den Gast, den er aufnahm, ehrte der Preuße durch Trunkenheit.

Wie seine irdische Welt, war seine überirdische beschaffen, und der Mensch vertauschte bei dem Niedergange des Lebens nichts als den Schauplatz. Seine Waffen nahm der Mann, ihre häuslichen Werkzeuge das Weib mit hinüber, jener setzte seine Raubzüge, diese ihre Sklavendienste fort. Ueber einen Kranken, der unheilbar darnieder lag, sprach der Beschluß der Freunde, des Vaters oder der Kinder, den Tod aus, der durch Erstickung erfolgte; Kinder vornehmen Geschlechts aber trug man bei hoffnungslosem Zustande auf den Scheiterhaufen. Die Leichname wichtiger Männer verstand man lange vor Verwesung zu schützen. Man gürtete ihnen das Messer um, man hielt Trinkgelage, während der Todte in weißen Kleidern in der Mitte der Gäste auf einem Stuhle saß, man trank

ihm zu, man empfahl ihm Grüße an die abgestorbenen Verwandten und reichte ihm Zehrung auf den Weg. Wettrennen der Männer und Wehgeschrei der Weiber erwiesen ihm die letzte Ehre, und während der Scheiterhaufen aufloderte, auf dem der Leichnam in seinem Strohbette saß, sangen Priester den Ruhm seiner Thaten ab. Seine Asche sammelte man in eine Urne und legte sein Geschmeide mit hinein. Um die Gruft, in die sie versenkt wurde, war ein Kreis von Steinen gezogen oder die Stätte sah einem Rade ähnlich, wo die Speichen von dem Zentralpunkte der Urne ausliefen. Neben sie wurden Gefäße mit Getränk gefüllt und Zeichen des Schmuckes hingestellt, und ein flacher Stein und Sand bedeckten sie. An dem dritten, sechsten, neunten und vierzigsten Tage nach seiner Bestattung wurden über seinem Hügel Trinkgelage gehalten, wozu der Verstorbene selbst eingeladen war, und mit jedem Jahre beging man ein allgemeines Todtenfest.

Diese heidnische Welt schlief noch fast unbekannt und ruhig in ihren Wäldern, während die Slaven an der Elbe und Oder in furchtbaren Kämpfen mit dem Kreuze lagen, als im Jahre 997 eines Tages ein Mönch (Graf Adelbert Woycech) aus Böhmen an den Ufern des Haffes landete und über die glücklichen Pflüger den Brand Jahrhundert langer Kriege schleuderte. Dieser Mönch, den seine Eltern für die Kirche bestimmt hatten, und der in Magdeburg unter dem Erzbischof Adelbert auferzogen war, hatte nach dem Tode dieses Geistlichen den bischöflichen Stuhl von Prag bestiegen, aber solchen bereits nach kurzer Zeit wieder verlassen. In Rom, wohin er sich begeben hatte, wurde er zwar

veranlaßt, Ring und Stab wieder zu ergreifen, aber schon nach zwei Jahren floh er nochmals die Mauern Prags, weil er einer Ehebrecherin eine Freistätte hatte gewähren wollen. Zum zweiten Male suchte er die Verschwiegenheit eines römischen Klosters und zum zweiten Male verließ er es, um seinen Stuhl in Prag wieder in Besitz zu nehmen. Er nahm seinen Weg zu dem Herzog Boleslav von Polen, um von hier aus die Frage über die Aufnahme an die Böhmen zu richten, und da er abgewiesen wurde, verkündigte er in Chroatien und Ungarn den Namen Christi. Aber zu stolz für die unbeachtete Ehre einzelner Bekehrungen, beschloß er, ein ganzes Volk von den alten Göttern an den christlichen Altar zu rufen, und fuhr die Weichsel hinab nach Danzig, wo er ganze Schaaren Neugieriger taufte. Seine Begleiter waren Gaudentius und Benedikt. Von hier aus wendete er sich zu Wasser nach den östlichen Gegenden und lief (wahrscheinlich) in die Mündung des Pregels ein, wo er an einer kleinen Insel an das Land stieg; nicht geneigt, diese Gäste aufzunehmen, trieben ihn die Bewohner auf das jenseitige Ufer, wo er gastlich in einem Dorfe aufgenommen wurde. Aber das zusammengelaufene Volk, der unerbittliche Feind des christlichen Namens, gab ihm die Weisung, ohne Verzug abzureisen, wenn er das Leben retten wollte. Er entfernte sich und betrat unterhalb dieser Gegend noch einmal den Boden, wo er fünf Tage in einem Dorfe zubrachte. Eines Mittags, als er mit seinen Begleitern durch einen öden Wald gewandert war, öffnete sich ein freies Feld und lud sie zum Schlummer ein. Plötzlich mit dem Geräusch eines wilden Heeres

stürzte ein Haufe Menschen aus der Waldung heraus und legte sie in Fesseln, denn sie hatten die heilige Erde um Romowe betreten. Im Vorgefühl seines Schicksals richtete er sein Gebet gen Himmel und empfing den Mordstoß eines Priesters, nachdem er es kaum vollendet hatte. Seine Gefährten entkamen nach Polen und der Herzog Boleslav erkaufte den verstümmelten Leichnam von den Preußen, um ihn in der Hauptkirche zu Gnesen beizusetzen. Der Name des Märtyrers verbreitete sich durch alle Länder, und Wunder, die an seinem Grabe geschahen, machten ihn dem Jahrhundert unsterblich. Der heilige Adelbert hinterließ seinem schwärmerischen Nachfolger Bruno, einem gebornen Herrn von Querfurt, kein glücklicheres Geschick. Denn auch dieser Mönch, der mit dem Wort das preußische Land für die christliche Kirche zu erobern glaubte, büßte den religiösen Ehrgeiz mit seinem Leben (1009, nach Andern 1008).

Zum Unglück Preußens trafen diese Ereignisse, welche die christliche Welt bewegten, mit den Eroberungsentwürfen des Herzogs Boleslav Chobri von Polen zusammen und lieferten ihm schimmernde Beweggründe, sie auszuführen. Denn wie groß auch der Antheil seyn mochte, den dieser fähige Kopf an dem Vortheil der Kirche nahm; immer war es nur sein eigener, der ihn bewaffnete und seine innere Bewegung über den Untergang eines Geistlichen, den er verehrte, zur Genugthuung aufforderte. Mit einem Heer, an dessen Spitze er den Sieg ergriff, stürzte er sich durch das kulmische Land auf das unvorbereitete Preußen, warf Feuer in die hölzernen Schutzwehren und trieb mit dem Schwerte

der Verwüstung die erschrockenen Bewohner in die Freistätten ihrer Wälder hinein. Romowe ging unter und die Götter wurden gestürzt. Das Land unterwarf sich dem Sieger und zahlte mit dem Gelübde der Taufe Tribut (1015). Unterdeß hatten auch dem dänischen Könige Kanut dem Großen die Erinnerungen an die frühere Abhängigkeit der preußisch-gothischen Stämme von dem Mutterland die Waffen in die Hände gegeben und trieben ihn mit einer Flotte von den pommerschen Küsten, die er unterwarf, nach Samland und auch diese Landschaft unterlag (1016). Bei diesem allgemeinen Unglück hätte Preußen die Geschichte seiner Freiheit geschlossen, wenn den Siegern die Behauptung des Landes so leicht geworden wäre, wie die Eroberung. Aber Gefahren im Osten und Westen seines Reiches lockten die Waffen Boleslavs nach andern Richtungen hin und unter dem Schein des Gehorsams arbeiteten die Landschaften Preußens bereits an ihrer Erhebung. Als daher dieser Held der Schlachten mit dem Glanz des königlichen Namens von dem Schauplatze abtrat, ohne seinen Nachfolgern seine Fähigkeiten und sein Glück zu hinterlassen (1025) und Polen erst von Bruderkriegen erschüttert, dann der Thron durch die entnervenden Lüste Misecko's untergraben wurde, rissen die Preußen das lockere Band des Tributes mit den ohnmächtigen Herrn auseinander und vernichteten die Spuren ihrer Erniedrigung. Aber die Quelle ihres Unglücks, die Zersplitterung der Landschaften, wußten sie nicht zu verstopfen, jede einzelne webte an ihrem eigenen Schicksale ohne gemeinsame Verbindung und ihre Freiheit war nur ein Geschenk der Ohnmacht nachbarlicher Reiche.

Unterdeß zersprangen in Polen mit dem Tode Miesko's (1034), der sie noch schwach zusammen gehalten hatte, alle Fugen der Ordnung und das Land wurde der Raub wilder Faktionen. Der Mundschenk des verstorbenen Königs, Maslav, entwich nach Masovien, wies damit allen Vertriebenen die Straße nach einer Freistatt an, bevölkerte diesen Boden mit den Unglücklichen Polens und entwarf mit dem ehrgeizigen Griff nach den Zügeln des Regiments zugleich den Plan eines Kriegs gegen sein Vaterland. Böhmen schickte seine Heere in die entblößten Grenzen und plünderte Gnesen, das die heiligen Ueberreste des Märtyrers Adelbert entführen sah. In dieser Noth wurde Kasimir, der Sohn Miesko's, aus den fernen Klostermauern Clugny's auf den väterlichen Thron gerufen, wußte die entzweiten Kräfte zu versöhnen, verband sich mit seinem Schwager, dem Großfürsten Jaroslav von Rußland, und drang in Masovien ein (1042). Unterdeß hatte Maslav in der Erbitterung der preußischen Provinzen gegen Polen Hilfsmittel entdeckt. Von Kasimir geschlagen, warf er sich in die Arme dieses Volkes, gewann es durch glänzende Aussichten auf Sold und Plünderung, und rückte an der Spitze eines zusammengerafften Heeres wieder in Masovien ein, um die verlorne Fürstenwürde zu behaupten. Aber sein Glück war treuloser, als seine Talente, und noch einmal mußte er sich, nachdem der Kern seiner Truppen vernichtet war, nach den Wäldern der Preußen flüchten, wo ihn sein letztes Geschick erreichte. Denn von dem Blute der Gefallenen aufgefordert und in ihren Hoffnungen von Maslav hingehalten, knüpften sie ihn un-

ter höhnischem Spott an einem Baume auf. Masovien kehrte unter die Herrschaft Polens zurück, und die Preußen, die sich zum Widerstand zu ohnmächtig fühlten, boten dem erzürnten Sieger Tribut und Gehorsam an.

Aber unter dem Schleier dieser schmeichlerischen Demüthigungen, welche den König Kasimir einwiegten, brüteten die Preußen über Entwürfen, ihre Freiheit zurückzufordern. Die Pomesanier richteten in der weiten Waldung, die auf der Grenze zwischen ihrem Lande und dem Kulmischen sich ausstreckte, eine Burg unter dem Namen Grudenz (Graudenz, von andern Grodna und Grodeck genannt) an der Mündung der Ossa in die Weichsel auf. Alle Bewegungen, die aus dem Schooße des Volkes entsprangen, meldeten einen Schlag an und man wartete nur die gelegenen Momente ab, während der Pflug ruhig die Erde durchschnitt und der Handel seinen Weg ging, wie zuvor. Unter dem Blendwerk dieses äußern Friedens starb Kasimir (1058). Dieser Augenblick schien den Preußen günstig, sich des Tributes zu entschlagen und von Graudenz aus die nahen Felder Polens und Pommerns zu verwüsten, während die Böhmen den jugendlichen König Boleslav II. von der andern Seite beschäftigten. Er eilte zwar, mit einem Feinde Frieden zu schließen, um den andern zu vernichten, und bestürmte die preußische Veste; aber ringsum auf verödetem Boden und in der ungeheuern Waldung von allem Leben abgeschnitten, außer von dem Thier der Wildniß, von den Belagerten hartnäckig zurückgeschlagen und von der Kunst nicht unterstützt, mußte sich das polnische Heer zurückziehen und

den Preußen den Weg nach Pommern frei lassen. Auch dieses Land, das alte tributpflichtige, riß sich daher von Polen ab und erklärte sich zu seinem Gegner. Auf diese Nachricht eilte Boleslav, nachdem er Verstärkungen an sich gezogen hatte, wieder zurück, um die Vereinigung der Pommern und Preußen zu verhindern, und begegnete in der Nähe von Graudenz dem feindlichen Heere, das sich am jenseitigen Ufer der Ossa gelagert hatte. Der angeschwollene Fluß war den Preußen gefährlicher, als dem König, denn für sicher hinter den reißenden Wellen gehalten, stand ihr Lager unbewacht dem kühnen Polen offen, der sich in das Wasser stürzte und es überfiel. Eine Niederlage, die alle Hoffnungen mit darniederriß und die Blüthe der preußischen Männer vernichtete, öffnete das wehrlose Land dem Sieger, der es verheerte. Als sich daher Boleslav in seine Grenzen zurückzog, war das ganze westliche Preußen wieder in Abhängigkeit gefallen und niedergebeugt dem glücklichen Ueberwinder tributpflichtig (1064).

Dieses Schicksal lag funfzehn Jahre auf dem Lande, das sich nicht zu erheben wagte, als Boleslav durch Tyrannei und Mord die Krone verlor. Jetzt, wo dieser gefürchtete Name erlosch, versuchte es noch einmal die Fesseln Polens abzuschleudern und zum Glück traf es sich, daß dem König Wladislav Hermann mehr an ihrer Bundesfreundschaft, als an ihrem Tribute lag. Gleichwohl war die Furcht vor polnischer Herrschaft um nichts ruhiger geworden, und als die Pommern das Joch der Vögte Wladislav's abwarfen, stellten sich die Preußen bei ihren Heeren ein. Daher verloren sie am Tage der Himmelfahrt Maria's mit

der Schlacht bei Raciasz unsern Nakels nochmals Freiheit und Kraft (1091), und der erneuerte Aufschwung warf sie nur tiefer in das Elend. Denn mit dem Sieg bei Drzen (Driesen) über die Verbündeten hatte Wladislav zwar nichts gewonnen, als ein blutiges Leichenfeld, das er verließ, und sein nächster Feldzug wurde ohne Schlacht gegen ihn entschieden (1092). Aber die ergiebigen Hilfsquellen, die sich dem Polen öffneten, ersetzten seinen Verlust, während Preußen und Pommern noch aus allen Wunden bluteten. Mit einem furchtbaren Menschenhaufen stürzte er sich auf das nachbarliche Pommern, verwandelte die blühende Schöpfung in Wüsten, ging dann über die Weichsel und legte seinen ehernen Arm über die hilflosen Provinzen. Das Elend in dem ausgebrannten Lande erstieg eine grauenvolle Höhe und führte die Gesandten der Ueberwundenen zu den Füßen Wladislavs, um Gnade zu erbitten. Der Friede kehrte wieder in den Wäldern Preußens ein, aber es war der Friede, der auf Schlachtfeldern nach dem Tage des Kampfes liegt (1093).

So wenig auch die Religion die wahre Triebfeder dieser Kriege gewesen war, so laut wurde doch ihr Name gemisbraucht und vor dem Gebäude herrschsüchtiger Plane prahlerisch der christliche Altar hingestellt. Aber was den polnischen Eroberern den Vorwand geliehen hatte, wurde den Preußen die Seele aller Bewegungen, und wärmer, als zuvor, mit der ganzen Inbrunst unglücklicher Betenden warfen sie sich an den Bildern ihrer Götter nieder. Dieser Weg aus dem gedrückten Leben, die einzige Rettung in das verlorene Gebiet der

Hoffnung, führte langsam, aber gewiß zur Erhebung, und dankbar geben ihnen die Götter zurück, was sie ihnen entgegengetragen hatten, Vertrauen. Der trägen Erholung ihrer physischen Kraft eilte die moralische voraus und mit der jugendlichen Generation wuchsen die gepflegten Keime der Vergeltung auf. Alle Ereignisse, die ein böser Stern über Polen verhängte, dienen von jetzt an den Preußen, und mit geschäftiger Emsigkeit hilft er die Bruderkriege, die ihm den Frieden verbürgen, auf dem Boden seiner Feinde nähren. Daher sieht man ihn bald unter polnischem Panier gegen polnischen Namen, bald mit Pommern verbündet in kleinen Zügen gegen polnische Gewalt. Mit demselben Haß, mit dem er sich gegen die Schöpfer seines Unglücks wendete, riß er sich von den langen Gefährten, den Pommern, los, als diese in die christlichen Kirchen traten und das Kreuz die nachbarlichen Länder bis an seinen Grenzstrom eroberte. Einsam von dem gemeinsamen Band der christlichen Nationen abgetrennt und zuversichtlich seinem alten Glauben hingegeben, bereitete er die Tage vor, wo Polen vor seinem Namen zitterte. In diesem Reiche wiederholten sich die wilden Zeiten der politischen Auflösung, Theilungen und Leidenschaften zerrissen den Boden, und die Gemüther verloren den Haltpunkt der Einheit.

In dieser Stimmung hatte Preußen über funfzig Jahre unter äußerm Frieden an seiner Erholung gearbeitet und ein neues Geschlecht war für das Vaterland aufgewachsen, als B o l e s l a v von Polen nach geendigten Bruderkriegen mit seinen Besitzungen Kulmerland, Kujavien, Masovien und Dobrin der Nachbar Preußens

wurde und aus unbekannten Ursachen die Waffen gegen dieses Land ergriff. Unter dem schimmernden Vorwande der Religion drang er in die unbewachten Grenzen ein und erklärte, den Frieden nur den Bekennern des Evangeliums zu gewähren. Christliche Priester zogen mit seinem Heere und hofften hinter der Ernte des Schwertes den Samen ihrer Kirche auszuwerfen. Unvorbereitet von dem Krieg überfallen, boten die Preußen Tribut und Taufe und wußten mit diesen Versprechungen den Eroberer zu entfernen. Aber kaum hatten sie die gewünschte Zeit gewonnen, als sie die christlichen Priester wieder aus dem Lande trieben und dem Herzog Boleslav IV. das Zugeständniß ihrer alten Götter durch Geschenke abkauften. Durch den Sturz derselben hatte er die Preußen an ihrem Nerv angegriffen, durch die Wiedereinsetzung gab er ihnen das Lebenselement zurück. Da der erste Schritt gelungen war, wagten sie den zweiten und weigerten sich, Tribut zu zahlen. Boleslav setzte sich in Rüstung und ging mit drei Heerabtheilungen über die Ossa, um durch die große Waldung zwischen dem kulmischen Lande und Pomesanien in die Ebenen Preußens einzudringen. Moräste und Dorngesträuch dehnten sich vor seinem Marsche aus und eine verführerische Decke von Gras verhüllte die sumpfigen Tiefen. Die Stimme von preußischen Führern, die sich dem Herzog bereitwillig angeboten hatten, lockte das polnische Heer auf einen einzigen schmalen Pfad, der durch die Moräste führte. Diesen Augenblick hatten die Preußen abgewartet, um schlagfertig aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und den Tod zu verbreiten. Von allen Seiten stürzte das Geschoß auf die Ueber-

raschten, vor ihnen, neben ihnen der Feind und bodenlose Tiefen fielen sie dahin ohne Schlacht, drängten sich unrettbar in das Moorgewässer und standen verwirrt der furchtbaren Ernte der Keulen still. Boleslav floh und erreichte mit geringem Rest seine Grenzen; sein Bruder Heinrich fiel, mit ihm wurde die Blüthe Polens in diesen Sümpfen begraben oder endete unter den Qualen der Sieger. Masovien und das kulmische Land lagen offen, und der Preuße hielt das schreckliche Gericht der Vergeltung (1161, nach anderer Angabe 1167). Mit seinem Heere hatte der Herzog Boleslav die Ruhe seiner Tage verloren und starb im Jahr 1173, ohne seit jener Niederlage das Glück wieder gekannt zu haben.

Ueber die Landschaften Preußens war seitdem die Sonne des Friedens aufgegangen und beschien lange Jahre den Handel und den Pflug, während in Polen nach dem Tode Boleslavs IV. die Zerrüttungen bürgerlicher Kriege verzehrender als jemals wieder aufwachten. Zwar wußte endlich Kasimir, der Bruder des gestorbenen Herzogs, sich allein an die Spitze des Regiments zu stellen (1191) und die Preußen zu einem flüchtigen Tribut zu zwingen (1192); aber mit seinem Tode (1194) zerstob das Glück der Ordnung wieder und seine unmündigen Söhne sahen diese Gewalt oder jene, je nachdem es Zufall und Ueberlegenheit wollten, sich in ihr väterliches Erbe theilen. Diese unheilvolle Zeit, wo nur das Recht der Stärke galt, war nicht zu Unternehmungen gegen das nachbarliche Preußen geeignet und selbst die räuberischen Einfälle dieses Volkes fanden keinen Rächer. Die unentwirrbaren Knäuel der

Rechte und der Leidenschaften löste endlich der Tod zweier Prätendenten, Miesko's (1202) und Romans von Wolhynien (1205), auf, und die Söhne Kasimirs, Lesko und Konrad, traten ruhiger die Herrschaft über die väterlichen Lande an. Nach dem Gebrauch der Jahrhunderte verständigten sich die Brüder in einer Theilung; Lesko, der ältere, erhielt Krakau, Sendomirien, Pommern, Lancicz und Syradien, und Konrad wurde Herr Masoviens, Kujaviens und der dobriner, michelauer und kulmischen Lande (1205). So fern und theilnahmlos dieses kleine Ereigniß an den Grenzen der preußischen Provinzen vorüberging, so wichtig waren für sie die Folgen, die daraus entsprangen, und so gewiß knüpft sich an jene Theilung der Anfang einer drangvollen Zeit, die ihre Götter, ihre Sitten, ihre Freiheit verschlingt.

Bei der Entblößung seiner Grenzen von einer achtungswerthen Macht, bei der Hilflosigkeit seines erschöpften Landes und den geringen Hilfsmitteln der Erholung lag es im Vortheil Konrads von Masovien, die gefahrvolle Nachbarschaft der heidnischen Götter so weit als möglich zu entfernen und auf dem friedlichen Wege der Belehrung alle Früchte einzuernten, die er zu ohnmächtig war, mit den Waffen zu erlangen. Aber fast in allen Unternehmungen trat ihm der launische Zufall entgegen, und alle Maaßregeln, die er ergriff oder unterstützte, die wilde Natur der nachbarlichen Preußen zu brechen und seinem Lande Frieden zu verschaffen, waren immer nur auf die Zerstörung desselben gerichtet. Wie rasch sich auch seine Erwartungen an das Glück des polnischen Abtes Gottfried vom Kloster Lukina

knüpften, der mit einem Mönch Philipp zwei preußische Oberhäupter für das Christenthum zu gewinnen wußte (1207); mit der Ermordung dieses Mönches verfielen dennoch wieder alle Spuren des friedlichen Werkes, und kaum war der günstige Anfang eines zweiten Versuches geeigneter, die Hoffnungen wieder zu beleben. Denn mit allen Fähigkeiten eines glücklichen Missionärs ausgestattet, wußte zwar der Mönch Christian aus dem Kloster Oliva bei Danzig, das der erste christliche Fürst von Pommern, Subislav, gegründet hatte, vom kulmischen Lande aus einige Funken seiner Religion in die Gebiete von Löbau und Pomesanien hinein zu werfen (1210) und zwei Landesfürsten, Warpoda in Pogesanien, Suavabunc in Löbau, von ihren alten Göttern abzuziehen. Aber kaum hatte er sich mit diesen fürstlichen Jüngern auf den Weg nach Rom begeben (1214), um dem Papste seine glänzenden Erfolge zu berichten, als seine Pflanzung wieder vernichtet wurde. Dieser Geistliche, dem jene getauften Oberhäupter vor dem päpstlichen Stuhle ihre Gebiete zueigneten und damit die erste bischöfliche Würde in Preußen verschafften, hatte daher seine Geschenke wieder aus den Händen des Heidenthums zu erobern und wirkte sich die Erlaubniß von Rom aus, die Waffen der geistlichen Welt in Bewegung zu setzen (1217). Die Vollmacht, Kathedralkirchen zu bauen und Bischöfe einzusetzen, traf mit den erneuerten Zerstörungszügen der Preußen nach dem Kulmischen und Masovien zusammen, und stand mit dem Unglück seiner Besitzung in höhnischem Widerspruch. Dem unaufhaltsamen Feinde mußte Konrad von Masovien Tribut und glän-

zende Geschenke entgegen tragen und bei einem Gastmahl seine eigenen Gäste plündern, um sich mit den Preußen abfinden zu können (1218).

Bei diesen Unfällen hing die einzige Hoffnung noch an dem Kreuzheer, das sich auf den Nothruf Christians aus Deutschland, Böhmen, Mähren, Schlesien, Pommern, Polen und Ungarn zusammenzog und im Jahr 1219 zum Schutz der kulmischen Grenzen einrückte. Die Burg Kulm stieg wieder aus ihren Trümmern und Konrad von Masovien schenkte dem Bischof Christian einen Theil des verwüsteten Landes, so wie auch der Bischof von Ploczk, dessen Sprengel sich über dieses Gebiet erstreckte, ihm alle seine Rechte darauf abtrat. Andere Fürsten und Herren öffneten, gleich ihnen, ihre freigebige Hand und die bischöfliche Kirche von Kulm stand nun auf Grund und Boden. Aber dieser Boden sah einer Wüste ähnlich und diese Geschenke, erst unter der Sonne eines langen Friedens etwas werth, lagen nach dem Abzuge des Kreuzheeres (1223) den räuberischen Angriffen der Preußen hilflos hingegeben. In furchtbarer Bedrängniß sah der Bischof noch in demselben Jahr die wilden Horden hereinziehen, Kulm, Masovien überströmen, zweihundert Kirchen in Feuer auflodern, die Priester, die Nonnen unter Qualen hinopfern und den Herzog Konrad in seine letzte Zufluchtsstätte Ploczk an der Weichsel zurückgeworfen. In dieser Noth entwarfen die bedrängten Fürsten den Plan zur Stiftung eines Ritterordens, nach Art der Templer und der Brüder des Ritterdienstes Christi in Livland, und wiesen den ersten vierzehn Gliedern auf der Grenze zwischen Ma-

sovien und Kulm einen Ort zum Aufbau der Burg Dobrin, die Hälfte des Landes, das sie gemeinschaftlich erobern würden, und das Gut Cedlitz zu ihrem einstweiligen Unterhalt an. Diese Kämpfer für den Glauben nannten sich die Ritter von Preußen oder die Ritterbrüder von Dobrin *).

Aber noch hatte man die Mauern Dobrins nicht vollendet, als sich die Preußen auf diese Schöpfung stürzten und in den Raub des kulmischen Landes theilten. Der Herzog eilte den Rittern mit einem Heere zu Hilfe, übergab ihnen die Leitung und traf den Feind in der Gegend von (dem nachmaligen) Straßburg. Nach einer zweitägigen Schlacht neigte sich der Sieg zu dem preußischen Panier und das masovische Heer entfloh. Nur fünf Ritter retteten sich in die Mauern Dobrins und rangen lange Zeit mit dem Hunger um ein beneidensloses Leben. Der Nerv des jugendlichen Ordens war durchschnitten und die nachbarlichen Länder lagen wieder wehrlos dem Haß der Preußen offen. Von allem menschlichen Beistand verlassen, ohne Hilfsquellen, ohne Hoffnung, der christlichen Welt, die sich nach Asien drängte, Theilnahme an einem vergessenen Land an der Weichsel abzugewinnen, suchten Christian, der Bischof, und der Herzog Konrad Rettung bei dem deutschen Ritterorden und knüpften Unterhandlungen mit seinem Meister, Hermann von Salza, an. An dieser einzigen Wendung hängt von jetzt an das Schicksal Preu-

---

*) Auch Ritter Christi, Brüder des Ritterdienstes Christi in Preußen.

ßens, und lange Jahrhunderte erhalten von diesem Gedanken ihre Rechtung.

Dieser Orden verdankte seine Entstehung dem Mitleid. Die großen Unfälle der christlichen Heere im Morgenlande hatten einige bremische und lübische Kaufleute bewogen, im Lager der Deutschen vor Akkon am Berge Toron aus den Segeln ihrer Schiffe Zelte zu erbauen, um den hilflosen Pilgern und Kranken ein Obdach zu gewähren. Die Ritter des deutschen Hospitals zu Jerusalem leisteten ihnen Beistand, und der Herzog Friedrich von Schwaben, der zum Unglück zu spät mit seinem Heer gelandet war, faßte den Gedanken, einen ähnlichen Ritterorden für Deutsche zu stiften, wie er in den Templern und Johanniterrittern besonders für Franzosen und Italer gegründet worden war. In einer Versammlung von Fürsten, Bischöfen und den beiden Meistern dieser Orden eröffnete der Herzog seinen Plan, und nach gemeinsamer Berathung wurden die Statuten des neuen Ordens nach den Gesetzen der Templer und Johanniter entworfen, die Stiftung der heiligen Jungfrau geweiht und die Glieder mit dem Namen: Ritter unserer lieben Frauen oder deutsche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem bezeichnet (1190). Der Papst bestätigte den Orden (1191), und der deutsche König Heinrich VI. trug dem Herzog Friedrich von Schwaben auf, Ritter aufzunehmen. Dieser Fürst ward aber von der Seuche weggerissen, ehe ihn die Boten aus dem Abendlande wieder erreichten. Vierzig Männer edeln Geschlechts wurden hierauf in einer Versammlung des Königs von Jerusalem und der deutschen Fürsten zu Glie-

dern des Bundes, und Heinrich Walpot von Bassenheim, aus den Gegenden des Rheins, zum obersten Meister ernannt. Nach der Eroberung von Akkon kaufte der Ordensvorsteher einen Garten nach dem Meere hin, und ließ Kirche, Hospital und andere Gebäude mit einem Thurm an der südlichen Mauerspitze aufführen. Diesen ersten Sitz der Ritter nannte man gewöhnlich das deutsche Haus und sie selbst auch Ritter vom deutschen Hause. Der Papst Cölestin III., der sie begünstigte, half ihrer Verfassung nach, erklärte Männer von unfreier Geburt für ausgeschlossen und bestimmte zum Wappen einen weißen Schild mit schwarzem Kreuze. Gleich den Templern war ein weißer Mantel, auf dem ein schwarzes Kreuz geheftet stand, das Ordenskleid. Da in Jerusalem noch das deutsche Hospital, die eigentliche Mutter des Ordens, vorhanden war, ernannte man einen Aufseher, der bald den Namen Großkomthur erhielt, und wählte zu den kirchlichen Diensten Priester, die jedoch erst dreißig Jahre später als Ordensglieder aufgenommen wurden. Im Jahr 1197 überließ der König Heinrich VI., der mit Prätendenten um Sicilien kämpfte, dem deutschen Orden das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit in Palermo mit allen Besitzungen desselben und schenkte ihm Zollfreiheit für seine Bedürfnisse und die Gerichtsbarkeit innerhalb der Güter. Eine Begünstigung, die der Grund der deutschen Ballei in Sicilien wurde. Nach dem Tode des ersten Meisters, dem Otto von Karpen folgte (1200—1206), erhielt zwar der Orden unter Hermann Barth neue Schenkungen in Utrecht, Reichenbach und Armenien, aber erst Hermann von

Salza, ein Thüringer von Geburt, erhob ihn durch Geschicklichkeit und Talente im Kriege wie in der Politik zu einer glänzenden Rolle (1210). Vom Kaiser begünstigt, vom Papst als brauchbarer Hebel seiner Absichten betrachtet, wußte der Orden sich gegen die Angriffe der Geistlichkeit zu schützen, erweiterte die Grenzen seines Umfangs durch die Aufnahme von Halbbrüdern, die sich bald durch alle Länder verbreiteten, und sah seinen Meister zum Reichsfürsten erheben (1226).

Auf dieser Bahn des Glückes fanden ihn die Gesandten Konrads von Masovien in Italien, und boten ihm das kulmische Land und ein Gebiet zwischen dem Herzogthum und den preußischen Grenzen als Entschädigung an. Der Kaiser Friedrich II., zu dem sich Hermann von Salza nach Rimini begab, stellte ihm eine urkundliche Vollmacht aus, die gegenwärtige und künftige Schenkung Konrads von Masovien anzunehmen und alles Land, das der Orden in Preußen erwerben würde, ohne Steuer- und Dienstpflicht mit dem ganzen Umfange landesherrlicher Gewalt zu besitzen. Diese Vollmacht, mit der überlieferten Meinung von der Herrschaft des römischen Reiches über den Weltkreis, nicht aus dem Rechte eines Besitzes ertheilt, und die päpstliche Bestätigung bewog den Hochmeister Hermann, zwei Gesandten aus dem Schooße seines Ordens nach Masovien zu schicken und mit dem Herzog über bestimmtere Bedingungen zu unterhandeln (1226). Konrad versicherte ihnen nach der Einwilligung seiner Gemahlin Agaphia und seiner Söhne, Boleslav, Kasimir und Semovit, mit Brief und Siegel den

Besitz der Lande Kulm und Löbau und alle Eroberungen im heidnischen Gebiet, und verzichtete auf alle Ansprüche. Hermann wies daher einem Theile seines Ordens unter dem Befehle Hermann Balks, den er zum Verweser des überwiesenen Landes erklärte, den Weg nach den Ufern der Weichsel an (1228).

Die trüben Erfahrungen indeß, die der Orden in Ungarn gemacht hatte, riethen dem Präceptor des Landes Preußen, unter welchem Namen Hermann Balk den Boden betrat, die Unternehmung auf den sichern Grund der Verträge zu stützen und über jeden Punkt eine genaue Bestimmung zu fordern. So sehr man an dem Hofe Konrads und Christians geneigt war, durch eine dunkle Sprache sich den Fall vorzubehalten, gelegentlich über die Grenzen der Befugnisse des Ordens zu entscheiden, so wenig wurde man von den Umständen begünstigt, um die Unterhandlungen auf die Spitze der Alternative zu treiben. Der Herzog stellte daher eine neue Urkunde über die Schenkung und ihren Umfang aus, die keiner Deutung und keiner Ausflüchte fähig war, alle Rechte wurden genau bezeichnet und die Eroberungen im preußischen Gebiete dem Orden als unantastbares Eigenthum mit Genehmigung der Bischöfe und der Magnaten verschrieben. Mit dieser Urkunde war alles Recht des Herzogs auf das kulmische Land und die Eroberungen in Preußen verfallen, und die Ritter übernahmen dafür die Verpflichtung, ihn mit Gut und Blut zu vertheidigen (1230). Aber ungeachtet dieser unzweifelhaften Zugeständnisse, die dem Herzog von der Nothwendigkeit abgetrotzt wurden, sah sich der Orden gegen den Bischof

Christian noch in keine feste Stellung versetzt; seiner Verschreibung war stillschweigend der Sinn der Lehnsherrschaft untergeschoben, und mit den glücklichsten Anstrengungen konnten nach dieser Bedeutung die Ritter nichts gewonnen haben, als die Ehre, die Werkzeuge der Hierarchie zu seyn. Hermann Balk stellte daher die Bedingung der unbeschränkten Abtretung zwischen dem Orden und dem Bischof auf und wurde freigebig von dem Drang der Noth unterstützt, wie bei dem Herzog. Mit der neuen Urkunde, die er ihm einhändigte, sah sich Christian gezwungen, den ganzen Entwurf eines geistlichen Supremats zu vernichten, trat ihm den Genuß der Zehnten im Bisthum Ploczk, so weit sie ihm selbst zur Unterstützuug zugestanden worden waren, ohne Einschränkung ab, bestätigte die unbedingte herzogliche Schenkung des kulmischen Landes und behielt sich nur die geistliche Gerichtsbarkeit vor. Zugleich übergab der Bischof Günther von Ploczk dem Orden alle Besitzungen seiner Kirche auf dem kulmischen Boden, die geistlichen Einkünfte und den Patronat der Kirchen mit dem ganzen Umfang des Eigenthumsrechtes (1231).

Während durch diese Verträge sich der Orden an dem nordischen Boden festklammerte, kehrte sein Hochmeister Hermann von Salza von den Küsten Asiens zurück, versöhnte den Kaiser mit der zürnenden Kirche und bewog den Papst, der neuen Schöpfung in Kulm durch Kreuzpredigten zu Hilfe zu eilen. Noch einmal setzte die erschütternde Stimme Roms die Christenheit in Bewegung, und ein Heerhaufe unter dem Burggrafen von Magdeburg betrat die ferne Erde, wo der

Landmeister Hermann Balk unter ewig feindlichen Angriffen bereits die Burg Thorn und andere aufgebaut hatte.

Ansiedler aus Deutschland, welche die päpstliche Bulle dahin gerufen hatte, bevölkerten die jugendlichen Pflanzungen und die Städte Thorn, Kulm und bald darauf Marienwerder an den Grenzen Pomesaniens entstanden. Jene erhielten magdeburgisches Recht, und der Geist Deutschlands drängte sich über die Ufer der Weichsel hinein. Bei der Nachricht von einer neuen Verstärkung, die das christliche Heer auf zwanzigtausend Mann erhöht, meldeten sich die Preußen zur Taufe und lockten den Bischof Christian in ihre Gefilde. Aber kaum hatte er sie unter leichter Bedeckung betreten, als sie ihn umringten und zum Gefangenen machten. Mit Spaltungen bedroht, wartete das christliche Heer den Winter ab, der ihm die gefahrvollen Sümpfe bedeckte, und rückte in Pomesanien ein, wo es sich an der Sirgune (Sorge) den preußischen Waffen gegenüber sah. Eine Schlacht bis zur untergehenden Sonne entschied nicht, am folgenden Morgen spann sich der blutige Faden wieder an und die Pomesanier wurden zurückgeworfen. Um Rache an dem Herzoge Suantepolk von Pommern zu nehmen, der den Sieg an die christliche Fahne gefesselt hatte, schritten die Preußen mit Feuer und Schwert über die Weichsel und vernichteten das schöne Kloster Oliva (1234).

Dieser vorüberfliegende Raubzug hielt das Werk der Eroberung nicht auf, und der Widerstand der Preußen hob nur das Glück des Ordens. Nicht gesonnen, einen Schritt vorwärts je wieder rückwärts zu

thun, richtete der Landmeister die Burg Rheden auf den pomesanischen Grenzen auf, verschmolz den Rest des dobriner Ordens mit dem seinigen, indem er das Land desselben an den Herzog Konrad zurückgab, und wußte sich gegen die Forderungen des Bischofs Christian, der seine Freiheit wieder erlangt hatte, mit Hilfe eines päpstlichen Legaten zu behaupten. Hermann von Salza, in der Ferne unermüdlich thätig, wie Balk im Lande, verstand es, die religiöse Bewegung der Gemüther für seine Absichten zu benutzen und neue Kreuzfahrer nach dem Norden zu schicken. Aus allen Ländern eilten Ritter zu dem Gelübde und warfen den weißen Mantel mit dem Kreuze um. Der Markgraf Heinrich von Meißen führte dem Kampfe neue Kräfte zu, und die preußischen Wehren in Pomesanien fielen, überall wurde Tod oder Taufe verbreitet, und das ganze Gebiet mit Schnelligkeit erobert. Dies war der erste Fuß Landes in Preußen, und immer tiefer ging der Stern dieses Volkes seinem Niedergange entgegen. Um Meister des Drausensees zu werden, des Schlüssels zur Landschaft Pogesanien, baute der Markgraf von Meißen zwei Kriegsschiffe und ließ bei seiner Heimkehr einen Theil seines Heeres zurück. Während der Landmeister die Schiffe auf dem Drausensee bis an die Vereinigung desselben mit dem Flusse Elbing schickte, um Haltpunkte zu gewinnen, war sein Heer zu Lande bis dorthin vorgedrungen und richtete die Burg Elbing auf (1237). Von dem unaufhaltsamen Heer der Christen zurückgedrängt, von der See abgeschlossen und ohne gemeinsames Band mit den übrigen Landschaften beugte auch Pogesanien seinen

Nacken unter die Gewalt, seine Götter verschwanden, und das Kreuz stand an der Stelle ihrer Bilder. Lübecker wurden von den Eroberungen angelockt, bauten sich Elbing zur Stadt auf und versetzten den Handel und die Kultur in das auflebende Land. Aus Polen siedelten sich neue Bewohner an, über den ganzen eroberten Gebieten lag Friede und ein mildes Regiment, neubekehrte Preußen traten in dieselben Rechte, wie die Eingewanderten, und unter der Sonne dieses glücklichen Zustandes setzte die Religion ihre friedlichen Eroberungen fort.

Während die schönen Tage für den deutschen Orden so lockend aufgingen, hatte sich das Glück gegen die Schwertritter in Livland verschworen und überhäufte sie von allen Seiten mit Unfällen. Fünf Jahre lang von den Lithauern und Esthen bedrängt, von den Russen angefeindet, mit Dänemark im Krieg und durch innere Zwiste in ihrer Kraft gebrochen, beschlossen sie, sich unter die glücklichern Fittiche des deutschen Ordens zu flüchten und durch den Ordensmeister Volquin Unterhandlungen anzuknüpfen. Da der Hochmeister Hermann von Salza nach beschwichtigten Bedenklichkeiten in die Vereinigung willigte, begab sich Hermann Balk nach Livland und ordnete die Verhältnisse mit Dänemark, das zwei Drittheile aller Eroberungen auf heidnischem Gebiet sich vorbehielt. Aber während diese geschickte Hand das Schicksal der Schwertritter hob, die ihr Gewand mit dem weißen Ordenskleide vertauschten, entfiel seinem Stellvertreter in Preußen, Hermann von Altenburg, das Glück; seine Härte brachte die Gemüther in Bewegung, und

eine Abtheilung seiner Ritter wurde in der Gegend Honeda an der Küste Warmiens vernichtet. Dieser Unfall, der den Muth der heidnischen Landschaften wieder hob und die zweideutige Stellung, die der Herzog Suantepolk von Pommern gegen den Orden annahm, riefen den Landmeister Hermann Balk nach Preußen zurück, wo ihn Boten des Hochmeisters zu einer Versammlung nach Marburg einluden. Aber noch ehe er die Stadt erreichte, verbreitete sich die Nachricht vom Tode Hermanns von Salza, und er selbst stand am Ende seiner Bahn (1239). Mit diesen Männern waren unschätzbare Stützen des Ordens gebrochen, Salza mit seinem persönlichen Gewicht an den Höfen Roms und des Kaisers, mit seiner gewandten und klugberechneten Lenkung der neuen Schöpfung, Balk mit der vorsichtigen Vollstreckung empfangener Befehle und mit dem Geist der Mäßigung. Zwar bestieg der Landgraf Konrad von Thüringen, aus Gelübde bereits Ordensbruder, den hochmeisterlichen Stuhl; eine neue Kreuzfahrt unter dem Herzog Otto von Braunschweig half nach furchtbaren Schlachten bei Balga das Bartenland, Natangen, Galindien und Warmien zum Theil überwältigen (1240). Aber jene Triebfedern der Schonung und die kluge Vereinigung widerstreitender Interessen waren aus dem Werke der Eroberung verschwunden, und die Erbitterung der besiegten wie der unbesiegten Preußen fand giftige Stoffe.

Die heimliche Gährung, durch die Mittel, sie zu dämpfen, nur noch gesteigert, hatte schon eine Landschaft nach der andern ergriffen, als ein furchtbarer

Mogolenschwarm, aus den Ebenen Rußlands sich herauswälzend, die südlichen Grenzen Preußens bedrohte und die Macht des Ordens zur Deckung dorthin zog. Der Gedanke des Aufstandes fand ein bereitwilliges Ohr an dem Herzog Suantepolk von Pommern, der seine Grenzburgen in Stand setzte und durch Neckereien den Orden herausforderte. Zugleich erfuhr man das Ableben des Hochmeisters Konrads von Thüringen und die Wahl Gerhards von Mahlberg schien nicht gefährlich zu seyn (1241). Jetzt rissen sich Natangen und Warmien auf und stürzten auf Pomesanien und Kulm. Suantepolk überschritt die Weichsel und vereinigte seine Fahnen mit der preußischen. Eine furchtbare Verwüstung auf dem Lande wie in Burgen und Städten verbreitete sich, Ansiedlungen loderten auf, an viertausend deutsche Einwanderer fielen unter dem Schwert der Eroberer, und die Ritter sahen sich rettungslos in die Burgen Thorn, Kulm und Rheden eingekeilt. In dieser ungeheuern Noth wagte der alte Dietrich von Bernheim das Aeußerste, stürzte sich aus dem bedrängten Kulm auf die pommersche Veste Zartowiz am abendlichen Weichselufer, um den Herzog zum Rückzug zu zwingen, und nahm sie durch Ueberraschung. Das Heiligthum Suantepolks, das Haupt der heiligen Barbara, wurde entführt und sein Angriff zurückgeschlagen (1242). Noch einmal zog er erfolglos über die gefrorene Weichsel, um die Verheerung des kulmischen Landes zu vollenden, indem er zurückgetrieben wurde. Diese Wendung versetzte den Krieg nach Pommern, an dem die Ritter das schreckliche Recht

der Vergeltung übten, und nöthigte den Herzog noch zur rechten Zeit zum Frieden, als schon aus Rom die Stimme zum Kreuzzuge gegen ihn sich erhob und seine eigenen Brüder sich wider ihn erklärten (1243). Dieser Friede, der die Preußen muthlos niederbeugte, und der Tod des Bischofs Christian, der sich selbst von Rom aus in seinem ehrgeizigen Plane gekränkt sah, schenkte dem päpstlichen Legaten, Wilhelm von Modena, der sich dort befand, Zeit genug, das Land kirchlich in Bisthümer einzutheilen: Kulm zwischen der Weichsel, der Drewenz und Ossa mit dem Gebiet Löbau; Pomesan zwischen der Ossa, Weichsel und dem Drausensee bis an die Passarge; Ermland von der lithauischen Grenze zwischen dem frischen Haff, dem Pregel, dem Drausensee und der Passarge. Nadrauen und Schalauen wurden zu einem vierten Bisthum bestimmt, aber sie lagen noch unerobert in den Händen des Heidenthums. In Kulm wurde der Predigermönch Heidenreich, ein Gefährte Christians, in Pomesan Ernst aus Torgau, in Ermland Heinrich gewählt (1244), und erhielten im folgenden Jahr die Weihe. Den Verweser des Bisthums Lübeck, Albert, ernannte der Papst Innocenz IV. zum Erzbischof Preußens, Livlands und Esthlands, der zuerst den Landesbischöfen eine unabhängige Stellung vom deutschen Orden sicherte.

Dieser Friede trug alle Keime des Kriegs in seinem Schooße und die Furcht vor der steigenden Macht des Ordens war in Suantepolks Seele nur um so stärker geworden. Ohne seine Geißeln zu achten, unter denen sich sein eigener Sohn befand, fiel er

wieder in das kulmische Gebiet und zwang die Ordensmarschälle, Berlewin und Dietrich von Bernheim, zur Rettung des Landes sich aus der Burg zu wagen. Am Renser See fanden sie ihn und den Tod, und Kulm stand ohne Vertheidiger. Da warfen sich die Frauen in die männliche Rüstung und wiesen jeden Angriff ab. Wie ein zürnender Löwe schritt Suantepolk in die Grenzen Kujaviens, verbreitete überall Elend und kehrte in das Kulmische zurück, wo er auf das Haupt geschlagen wurde. Während des Stillstandes, dessen beide Parteien zur Erholung bedurften, bereitete man sich zu neuen Schlachten vor; Suantepolk setzte seine Burgen in festen Stand, beunruhigte die Weichsel, und der Orden suchte Hilfe in den christlichen Ländern, erklärte den unwürdigen Hochmeister Gerhard von Mahlberg für abgesetzt und hob den Grafen Heinrich von Hohenlohe auf den Stuhl, während in Preußen Poppo von Osterna die Würde des Landmeisters erhielt Rom ließ das Kreuz predigen und Poppo schützte Kulm durch die Errichtung besserer Vertheidigungswerke. Das Kriegsfeuer war kaum bei Elbing, auf der Weichsel und in Pommern wieder aufgelodert (1245), als neue Kreuzfahrer und der Hochmeister Hohenlohe, der erste unter den Meistern des Ordens, den preußischen Boden betraten (1246). Durch diese Kräfte verstärkt, rückte Poppo in Pommern ein, und verwandelte das ganze Land bis an die Ostsee in eine Heimath des Jammers. Niemals von feurigerm Muth, als im Unglück, rief Suantepolk unter seine Fahnen, wer die Waffen tragen konnte, zog Preußen an sich und bot den Rittern die Wette

einer Schlacht an. Aber sein Stern war untergegangen, der Kern seines Heeres wurde erschlagen, und fliehend mußte er seine empfangenen Wunden in einen rettenden Schlupfwinkel tragen. Noch einmal wurde Friede geschlossen und noch einmal gebrochen; erst nach einer Niederlage bei der neuerbauten Christburg und nach Zerstörung aller seiner Hilfsquellen legte der gebeugte Fürst das Schwert nieder, erhielt seinen Sohn gegen das Versprechen zurück, die Preußen nie gegen den Orden zu unterstützen, und arbeitete mit dem Gefühl der Demüthigung an der Erholung seines ausgesogenen verwüsteten Landes (1248).

Eines Feindes ledig, der mit seiner Noth nur fürchterlicher geworden war, richtete der Orden seine Waffen gegen die abtrünnigen Provinzen und brach siegesgewiß in Warmien ein. Aber mit jedem Schritt wurde der Heimweg immer schwieriger, in ihrem Rücken bewaffneten der Fanatismus und die Freiheit die Bewohner der Wälder, und als er nach Balga zurückgehen wollte, sah er sich unfern des Flusses Pasmar von einem preußischen Heer abgeschnitten. Kämpfe und Hunger zwangen ihn, Bedingungen anzubieten, aber seine Geißeln, die er stellte, wurden mit erfinderischem Mordgeiste geopfert und kein Ausweg blieb übrig, als die Waffe. Vier und funfzig Ritter fielen und der Kern war vernichtet. Da eilte aus Brandenburg, Breslau, Merseburg und Schwarzburg Hilfe herbei, und Pomesanien, Warmien, Natangen und Bartien wurden überfallen, der losgebundene Sieger erwiederte die Unmenschlichkeit und der hilflose Preuße bot Frieden und Unterwerfung an. Auf Kulm wurden

die Unterhandlungen gepflogen, den Ueberwundenen wurde das Recht, Eigenthum zu besitzen und es einem Erben zu hinterlassen, und freie Verfügung über ihre beweglichen Güter zugestanden, so wie die Kirche sich verpflichtete, Schenkung an unbeweglichen den Erben kaufsweise zurückzugeben. Gesetzliche Ehen und polnisches Recht wurde eingeführt, die Aussetzung der Kinder oder ihre Opferung verpönt, der Zehnte an die Kirche, Abgaben und Waffenpflicht dem Orden verbürgt und der Friedenskuß besiegelte die Versöhnung mit den neuen Gläubigen des Evangeliums (1249).

Wie fest aber auch das Band schien, das man um die erworbenen Landschaften geworfen hatte; immer war es nur die Gewalt, die sie unter dem Joche hielt, und die unsichere Lage des Ordens, welche diese Gewalt steigerte, zeitigte auch die Gefahr. Erschöpfung hatte beide Theile zum Frieden gezwungen; aber während dieser flüchtigen Erholung, die dem Orden kaum Zeit gönnte, die innern Zwiste mit dem Erzbischof Albert zu entfernen und die Wahl fähiger Ordenshäupter zu bedenken, bereitete sich schon eine große Erschütterung vor. Der Großfürst Mindowe von Lithauen, der dem Christenthume Vernichtung geschworen hatte (1257), wurde zwar geschlagen, nahm die Taufe und die königliche Würde von Lithauen an, und von dieser Seite gedeckt, unternahm der Orden unter dem Komthur von Christburg, Heinrich Stango, einen Zug zur Unterdrückung Samlands bis Romowe. Aber hier waren die Ritter unglücklich und blieben dort in schwankender Stellung. Erst nach dem Beistand aus den christlichen Ländern, mit dem der neue Hochmeister

Poppo von Osterna erschien, unterlagen Großbartien und Galindien wieder (1253). Umsonst baute man die Memelburg, die sich bald zur Stadt erhob, um die Verbindung der Samländer mit den feindlichen Samaiten zu verhindern (1254); die Gefahr war nicht zu beschwören und erst von dem König Ottokar von Böhmen, der mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg und einem starken Heere zu Hilfe eilte, wurde Samland überstürzt, Romowe vernichtet und dem Lande bürgerliche Ordnung nach der Weise der Ritter und kirchliche Einrichtung unter einem Bischofe aufgezwungen. Treu dem militärischen Grundsatze, jeden Fuß breit Landes mit Burgen zu besetzen, errichtete der Orden nach der Abreise des Königs auf einer Anhöhe auf der südlichen Grenze Samlands nahe am Pregel eine Veste, und nannte sie, zur Ehre seines Namens, Königsberg. Sie erhielt bald darauf eine Kirche, die dem heiligen Nicolaus geweiht wurde, und einen Komthur in dem Ordensritter Burchard von Hornhausen (1255).

Dieses flüchtige Glück überdeckte arglistig die Gefahr, die heimlich immer weiter den Boden der Ordensherrschaft unterwühlte, und ein Einbruch der Nadrauer in das samländische Gebiet, der die Treulosigkeit an den Göttern rächte, warnte die Ritter eben so vergeblich, wie eine aufrührerische Bewegung der Samländer, weil jener schnell vorüberflog und diese gedämpft wurde (1256). Unter diesen Umständen bestieg der Graf Gerhard von Hirzberg den landmeisterlichen Stuhl, wie Hanno von Sangerhausen den hochmeisterlichen (1257). Der Orden setzte immer neue Glieder

an, und frische Glaubenszüge verstärkten die geschwächten Kräfte. Aber die Tataren bedrohten noch einmal die Grenzen, ungewöhnliche Anstrengungen, die Gefahr abzutreiben, wälzten Lasten auf die Schultern der Neubekehrten, die sie zu Boden beugten; überall standen Burgen auf aus der Erde, und schienen den Rest der preußischen Freiheit erdrücken zu wollen (1258). In dieser Lage, die alle Verhältnisse vergiftete, trat in Hirzbergs Amt, der es niederlegte, Hartmud Grumbach, ein Mann, der mit geiziger Berechnung des Vortheils alle Eigenschaften eines Despoten besaß (1259). Die Preußen fanden geheime Verbindungswege zu den Tataren, die sie zu Hilfe riefen, und während der Papst seine Kreuzprediger aussandte, um auf jene furchtbar wankende Erde neue Verstärkung zu schicken, und der Orden Bündnisse mit nachbarlichen Fürsten suchte, ergriff der König Mindowe von Lithauen die Waffen gegen ihn, schlug ihn an der Durbe und vernichtete das Herz seiner Macht (1261).

Während in Kurland die Kraft des Ordens brach, erschienen eines Tages die Edeln aus Natangen und Ermland bei dem Ordensvogt Walrad Mirabilis, der auf Lanzenberg am frischen Haff gebot, und forderten Milderung der Frohndienste und Abgaben. Bei einem Gastmal, bei welchem der Vogt die Lieferung des Pflugkorns nicht erlassen zu können erklärte, wurden plötzlich alle Lichter verlöscht, um ihn zu morden. Der Panzer, den derselbe unter dem Gewande trug, rettete ihn, und als wäre es ein unbeachtet Spiel gewesen, lud er die Abgeordneten bald noch einmal zur Tafel. Mitten unter dem Genuß ließ er ringsum

Feuer in das Gebäude werfen, und die verrammelten Thüren hinderten jede Flucht. Die Gäste verbrannten; der Vogt entfloh.

Jetzt zum ersten Mal zuckt ein Gedanke der Freiheit durch alle Provinzen; Samland, Natangen, Warmien, Bartien, Pogesanien ergriffen die Waffen, ihre Häupter sind Jünglinge, die in deutschen Schulen gebildet und in deutschen Heeren gedient hatten. Der christliche Altar fällt, wo man ihn findet; Flammen lodern aus den Wohnungen ihrer Peiniger auf; was einen christlichen Namen trägt, blutet zu ihren Füßen. Immer neue Heere stehen aus der Erde auf, in die Burgen flüchtet sich, wer kann; Mauern gewähren die einzige Sicherheit; durch das ganze Land geht kein Fuß eines Ordensritters mehr, Ruinen bedecken die Erde, der christliche Gott ist gestürzt, und an den grauenvollen Tagen der Vergeltung steckt die preußische Freiheit ihre blutige Fahne auf (1261).

Diese Schreckenspost durcheilte bald alle christlichen Länder. Aus Rom rief der Papst um Hülfe für seine untergehende Kirche, und neue Schaaren seiner Gläubigen, mit ihnen der Landmeister Helmerich von Rechenberg, setzten sich nach der Weichsel in Bewegung. Der Heerhaufe rückte in Natangen ein und wurde bei Pokarben vernichtet; ein zweiter, der ankam, ging in Samland unter. Der Muth der Preußen stieg bis zur Begeisterung, und keine Wahl gab es mehr zwischen Tod und Freiheit. Den wilden Krieg ordnete der erste Anflug eines Planes und die gelernten Künste wurden schrecklich gegen ihre Lehrer gebraucht. Drei Landschaften stellten ihre Heere unter den Befehl des

Pogesaniers Auctumo und des Ermländers Glappo, und führten Belagerungskriege, da sie hier keinen Feind im offenen Felde mehr fanden. Heilsberg, die Burg des Bischofs von Ermland, fiel, und Braunsberg (1262). Königsberg, Kreuzburg, Bartenstein wurden bestürmt und der Hunger wüthete in den Mauern. Da erschien vom Rheine her unter dem Grafen von Jülich und Mark ein neues Glück der Hülfe und der Hochmeister Hanno von Sangerhausen selbst. Fast ohne Kampf drang das christliche Heer bis Königsberg vor, schlug 3000 Preußen bis auf den letzten Mann zu Boden, entsetzte die Burg, die vom Bischofe dem Orden abgetreten wurde, und setzte sie in festen Vertheidigungsstand. Mitten in dieser Arbeit stürmte eine neue samländische Heermasse aus den Wäldern und ließ 7000 Mann auf dem Schlachtfelde liegen. Der Kampf um Königsberg versetzte sich auf den Pregel, der Preuße warf eine Brücke über den Strom, schnitt die Zufuhr ab, und zwang die Besatzung, den Tod der Schlacht dem Hungertode vorzuziehen. Die Verzweiflung der Christen eroberte die Brücke und erntete den Sieg, den die Samländer wieder mit 5000 Mann bezahlten. Nach diesen Verlusten lag das geschwächte Land auf Augenblicke dem Sieger offen, der neue Warten errichtete (1263).

Aber während die täuschende Dämmerung des Glücks für den Orden wieder aufging, hatten sich die Natanger nach Kulm gestürzt, und vernichteten in einer furchtbaren Schlacht den Landmeister Helmerich von Rechenberg mit seinem Heer. An der bartischen Grenze fiel Bartenstein; Nadrauer, Sudauer und

Lithauer rissen die Samländer wieder auf, und wenn sich auch Wachlau hielt und Tapiau erbaut wurde, die Noth stieg dennoch mit jedem Momente (1264). Da eilte der Hochmeister wieder nach Rom, um seinen Hilfruf zu erheben, wußte zu Quedlinburg den Landgrafen Albrecht von Thüringen und den Herzog Albrecht von Braunschweig zum Beistand zu bewegen (1265), und den Markgrafen Otto von Brandenburg mit seinem Sohn und Bruder nach Preußen zu ziehen, mit dem er selbst wiederkam. Aber das Heer blieb unthätig, ging bald in die Heimath zurück und hinterließ kein Gedächtniß, als die Brandenburg am frischen Haff, die ihren Namen zur Ehre des Markgrafen von Brandenburg erhielt (1265). In dieser bedrängten Lage verhallte auch die Stimme der Mönche für das Kreuz in den christlichen Ländern vergeblich, und in kleinen Kämpfen schien der Krieg der Freiheit mit der Herrschaft langsam und unglücklich für den Orden zu erlöschen. Unter den Händen der Pogesanier sank die Christburg in Trümmern, ein Ordensheer ward an der Sirgune aufgerieben und hier und dort fielen Mauern. Um alles Unglück auf das Haupt der Ritter zu häufen, trat Pommern wieder feindlich gegen sie auf und unterstützte den Krieg, der sich in die westlichen Landschaften zog. Bei Marienwerder entspann sich die Schlacht, der Preuße siegte und die Stadt fiel in Asche (1267). Wie auch durch die Ankunft des Königs Ottokar von Böhmen, der weite Plane an seine Waffen band, ein neuer Tag des Glücks aufzugehen schien, der Friede mit Pommern war doch nur die einzige Frucht, die er dem Orden bei seiner Heimkehr hin-

terließ (1268). Kurz darauf schlugen die Flammen zum zweiten Mal aus dem verjüngten Marienwerder, Spittenberg mußten die Ritter selbst vernichten, und die kaum angelegte Starkenburg an der Grenze Pomesaniens und Kulms wurde von preußischen Händen wieder dem Boden gleich gemacht. Das kulmische Land wurde Raub des Großfürsten Troinat von Lithauen, der verheerend durchzog, und nach ihm rangen die Sudauer glücklich nach dem Recht, Verwüstung zu verbreiten. Ohne Hoffnung, den Rest der unsichern Eroberung zu behaupten, legte der Landmeister Ludwig von Baldersheim sein Amt nieder und zog sich nach Deutschland zurück (1269). Nach einer Zwischenverwaltung Konrads von Thierberg übernahm Dietrich von Gattersleben die Würde, seine Fähigkeiten waren jedoch dem Drange der Umstände nicht gewachsen (1271).

Auf die äußerste Höhe der Hilflosigkeit getrieben, würde der deutsche Orden das preußische Land auf immer verloren haben, wenn die äußern Verhältnisse in Pommern, Deutschland und Rom eben so ungünstig gewesen wären, wie seine innern. Der Herzog Mistevin war aber in ferne Kriege verwickelt, in Deutschland zuckte die alte Glaubensbegeisterung noch einmal auf, und der Papst Gregor X. wußte diese Stimmung der Gemüther für Preußen zu entzünden. Der Markgraf Dietrich von Meißen rückte mit einem Heer in Pomesanien ein, vereinigte sich mit den Rittern, schlug den Feind an der Grenze Natangens, gewann die Schlachten bei Braunsberg und Brandenburg und fesselte das Glück wieder an die deutschen

Fahnen. Im Schooß des Ordens stieg der Muth, wie er in dem erschöpften Preußen fiel, und mit geschickter Hand leitete der Marschall Konrad von Thierberg das Ruder unter dem Landmeister. Der Meißner ging zwar zurück (1272), aber mit den preußischen Führern war die Seele dahin und eine Landschaft nach der andern fiel ausgesogen und zerdrückt dem Sieger in die Hände. Natangen, Ermland, Samland und Bartien hatten keine Kräfte mehr aufzubieten, und der Sieg der Pomesanier an einer Mühle bei Elbing kostete ihnen selbst bald den Rest ihrer Stärke (1273). Konrad von Thierberg, der zum Landmeister erwählt wurde, während sein Bruder die Marschallswürde übernahm, ließ die Marienburg an der Nogat erbauen (1274—1275) und warf die Sudauer aus Bartien, das sie aus Rache verwüsteten. Zu gleicher Zeit versetzte er den Krieg nach Nadrauen und Schalauen, und beide Landschaften, fast allein noch dem Schwert der Ritter gegenüber, unterlagen dem verjüngten Glück des Ordens (1276). Zwar bewegte eine neue Zuckung der Freiheit die bedrängten Preußen, und in Sudauen schwankte die Entscheidung (1277), Thierberg trat vom Schauplatze zurück, und Konrad von Feuchtwangen, der ihm in der zweifachen Würde über Preußen und Livland folgte, gab sie an Mangold von Sternberg ab; aber in Sudauen rang das letzte furchtbare Haupt, Skomand, fruchtlos gegen die Eroberer, und warf sich hoffnungslos an dem christlichen Altar nieder (1279). Als bald darauf der Ordensmarschall Konrad von Thierberg der Jüngere auf den landmeisterlichen Stuhl stieg und jede Eroberung

mit Gewalt und Milde zu behaupten wußte, ging auch der letzte Aufflug in Sudauen unter, der Anführer Skurdo verwüstete noch sein eigenes Land und ging von dem väterlichen Boden, den er nicht mehr vertheidigen konnte, nach Lithauen (1283). Die alte heidnische Welt war zusammengestürzt, neue Ansiedler, die in die Wüsten einzogen, führten neue Zeit herbei, Dörfer, Burgen, Städte standen auf, die Morgenröthe einer menschlichern Bildung brach aus den furchtbaren Gewitterwolken der Kriege hervor, und auf seiner väterlichen Erde sitzt der Preuße, der noch übrig geblieben, unter einem fremden Geschlecht, verkannt, argwöhnisch zurückgestoßen und mit düstern Erinnerungen an die Zeit seiner Freiheit.

Gingen indeß in Preußen dem Orden friedlichere Tage auf, so war seine Besitzung in Livland mehr als zuvor von den Lithauern bestürmt, und fast alle Anstrengungen waren nach diesen Gegenden zu richten. Der Orden trug daher seine Waffen nach Samaiten, und wußte sich im endlosen Kriege einiger Vortheile zu bemächtigen; aber dem Feind mit ungleichen Kräften gegenüber, wurde der Landmeister von Livland erschlagen und der Rest seines Heeres zersprengt (1287). Diese Wendung brachte die Stellung des Ordens von neuem in Gefahr, und der Weg, den der Feind zu den unterdrückten Preußen zu finden wußte, lief in heimlichen Zuckungen aus, ungefähr wie ein Verwundeter sich krümmt, bevor das Leben entweicht. Mit der Erbitterung der Zerstörer stürzten die Lithauer sich nach Samland herein und trugen den Raub der neuen Schöpfung davon (1289). Zwar wurde der Kampf

wieder in die Grenzen Lithauens versetzt, unter ewigen Schwankungen des Glücks fortgeführt und ein Theil Samaitens erobert, aber nach einem zehnjährigen Wechsel hatte man noch keinen Frieden erringen können. Von dem Haß der Livländer gegen den Orden hereingelockt, schlugen ihn die Lithauer auf seinem eigenen Boden, und um den Drang der Lage zu steigern, ergriff der Erzbischof von Riga die Waffen gegen ihn (1298). Diese Gefahr trieb indeß alle Kräfte auf, das Heer der Geistlichen und das lithauische wurden geschlagen und der gefangene Erzbischof mußte über den Frieden unterhandeln. Ein lithauisches Streifcorps von 6000 Mann, das Dobrin geplündert hatte, wurde geschlagen, und die Gefahr immer weiter nach den Grenzen zurückgedrängt, die man durch Burgen zu decken suchte.

Unterdeß hatte der Herzog Sambor von Pommern, ein Fürst, der die kluge Politik Suantepolks vergaß, die Schenkung des Gebietes Wenzeka oder Mewe an das Kloster Oliva wankelmüthig zurückgenommen und mit allen Rechten an den deutschen Orden abgetreten (1276). Dieser Landstrich zwischen der Mündung der Werissa (Ferse), Garz und Raikau, Stargard, Thymau bis an die Wengermitze wurde die erste, wenn auch noch streitige Brücke der Ritterherrschaft über die Weichsel nach Pommern, und Mistevin bedachte sich eben so wenig, andere Besitzungen, Schwez, Nauenburg und Thymau zu übertragen, wie Ratibor, einen Theil seines Gebietes bei seinem Eintritt in den Ordenskörper. Kaum aber sah sich Mistevin allein in die Herrschaft der pommerschen Lande eingesetzt, als

er die Schenkung Sambors widerrief und sie nochmals dem Kloster Oliva zusprach. Da die Entscheidung an den päpstlichen Hof gespielt wurde (1282), erklärte sich Mistevin zwar zur Abtretung des ganzen Gebiets Mewe, mit Ausschluß der Besitzungen und Rechte Oliva's, aber er deutete an dem Vertrage, und erst im folgenden Jahre überließ er dem Orden die bestrittene Besitzung, die ganze Nehring und das Kloster Pelzlin. Dieser Schritt führte weiter. Denn kaum war Mistevin todt und mit ihm der Stamm seines Hauses erloschen (1295), als die Herzöge von Vorpommern wegen Verwandtschaft und Vertrag, Brandenburg wegen geleisteter Hilfe und empfangener Ansprüche auf Danzig, Polen wegen Erb- und Herrschaftsrechten über diese Küstenländer nach den hinterlassenen Besitzungen griffen. Der Markgraf Waldemar von Brandenburg schritt zur Belagerung Danzigs, Polen zog den Orden in das Spiel und trieb die Brandenburger zurück. Gemeinschaftlich mit ihm besetzte es Burg und Stadt, aber der Orden machte eine Forderung von 100,000 Schock böhmischer Groschen für Kriegskosten geltend, wußte die polnische Besatzung mit Gewalt zu verdrängen und unterhandelte mit dem Markgrafen von Brandenburg über die Abtretung seiner Ansprüche. Da dieses Haus gegen eine Entschädigung von 10,000 Mark Silbers brandenburgischer Währung zurückging, ergriff der Orden die Waffen gegen Polen und spielte das Land in seine Gewalt, ohne von der Ohnmacht der vorpommerschen Herzöge in seinen Eroberungen aufgehalten zu werden (1311).

Diese glückliche Ausdehnung seiner Grenzen ver-

setzten den Orden in die Nothwendigkeit, gegen Polen unter den Waffen zu bleiben und die Verbindung mit Lithauen zu hindern, das unter ewigem Wechsel des Glücks den Kampf fortspielte. Aber während er jetzt wagte, was ihn früher rettungslos gestürzt haben würde, setzte das Werk des innern Friedens seine wohlthätige Bewegung fort, und alle Keime des bürgerlichen Glücks schlugen aus. Konrad von Masovien hatte ihm ein Recht auf das kulmische Land, die Meinung der Welt und seine Waffen auf das preußische verliehen, die Menschlichkeit übernahm von jetzt an das Geschäft, die Geschichte wegen des Blutes zu versöhnen, das diese Eroberungen gekostet hatten. Mit der Taufe erlangte der Preuße wieder persönliche Freiheit, sein Abfall vom Christenthum und Orden kostete ihm dieses Vorrecht. Der Edle behielt sein freies Besitzthum, der Gemeine mußte Dienste und Lasten übernehmen, beide waren dem Orden mittelbar oder unmittelbar unterworfen. Die Withinge besaßen auf ihren väterlichen Erbgütern Freiheit von allen Diensten und Leistungen, in dem ihnen vom Orden überwiesenen Besitz waren sie in Gutsunterthänigkeit getreten, Freiherr in jenem, Vasall in diesem. Die Güter der zweiten adelichen Klasse der Stammpreußen, der Freien, waren nur der Zehntleistung und der bäuerlichen Dienste entbunden, und diese Lehen konnten von Sohn zu Sohn vererbt werden, fielen aber dem Orden anheim, wenn ein solcher Erbe fehlte. Diejenigen Güter, welche an preußische Landesgeborne mit kulmischem Recht verliehen wurden, standen unter Zehntpflicht und hatten der bischöflichen Kirche von jedem Pfluge einen Scheffel Roggen und von

jedem Haken einen Scheffel Weizen abzuliefern. Dem Orden waren sie durch Zinspflicht verbunden und erfüllten sie gewöhnlich durch Abgaben von zwei Pfunden Wachs und fünf thornscher oder elbingischer Pfennige. Den Kriegsdienst bestimmten Zeit und Verhältnisse, und so wenig jene Ordnung immer in ihrem Gleise blieb, eben so wenig griff ein unverbrüchliches Gesetz in das bürgerliche Leben ein. Die übrigen Bewohner genossen theils des Dorfrechts in Gemeinen und standen unter dem Landvogt oder einem Starosten (Schultheißen), oder waren Unterthanen eines Gutsherrn, beide unterschieden sich wenig in ihren bürgerlichen Rechten. An die Gutsherrn wurde zwar vom Orden die Gerichtsbarkeit oft verliehen, aber nur wenn dieß ausdrücklich geschah, war der Unterthan des Gutsherrn zugleich an sein Gericht gewiesen. In der allgemeinen Heerfolge, statt der frühern, wo jede Landschaft nur für die Landschaft kämpfte, und in der ungewissen Bestimmung der Unterthanlasten wurde der Zunder der innern Unzufriedenheit aufbewahrt. Aus dem Schooße der angesiedelten deutschen Ordensvasallen, die meistentheils aus adelichen Geschlechtern entsprossen waren und große Vorrechte erhielten, gingen die eigentlichen Landesritter hervor. Die Städte, die mit ihrer Entstehung zugleich ein Gebiet erhielten, hatten einen Schultheißen an ihrer Spitze, wie die Dörfer, der die Rechtshändel ausglich und hier auf Lebenszeit, dort nur auf ein Jahr gewählt wurde. Bisweilen konnte er sein Amt verkaufen, wenn es erblich war. Diese Städte wurden meistentheils mit wichtigen Handelsprivilegien ausgestattet, und der innere wie der äußere Verkehr nahm einen

lebendigen Aufschwung. So lange der Hauptsitz des deutschen Ordens sich in Akkon befand und der Hochmeister theils dort, theils am kaiserlichen Hofe, theils in verschiedenen Ordenshäusern außerhalb des preußischen Gebietes verweilte, war seine Macht in die Hände des Landmeisters gelegt, der als oberste Behörde unter der Verantwortlichkeit gegen den Hochmeister aus dem Orden alle Rechte eines Landesherrn ausübte. Der Wirkungskreis des Marschalls dehnte sich besonders auf die Bewaffnung des Landes aus, und die Komthure sorgten von ihren Burgen aus für Ordnung und Sicherheit, pflogen Gericht innerhalb ihres Gebietes und zogen die Abgaben ein. Die Einkünfte des Ordens waren noch gering, weil die Quellen zerstört waren, aber der Grund zu Reichthum war gelegt und es bedurfte nur der Erholung eines Menschenlebens, um seine Hilfsmittel unermeßlich auszudehnen. Denn der Zehnte von allem Eigenthum mit geringen Ausnahmen, der Zins von Gütern, die nicht davon freigesprochen waren, Hof- und Gewerbsteuer, Krug- und Mühlenzins, Regalien an Metallen und Salz, der Gewinn der Bernsteinfischerei, der Ertrag vom Münzpachte, Wasserzölle, zum Theil Gerichtsgefälle, Kaufschilling für Güter, die der Orden verlieh, oder für Schultheißenämter, Biberfang, Bienenzucht, Fischerei und andere landesherrliche Quellen lieferten ihm üppige Mittel, fast alle nachbarlichen Fürsten an Reichthum zu überbieten. Die bischöfliche Gewalt innerhalb seiner Grenzen drängte er immer weiter zurück, und wußte sich sogar der bischöflichen Domkapitel für seine Glieder zu bemächtigen. In seinem Gebiete war der Bischof Landesherr, und

alle kirchlichen Formen des Jahrhunderts keimten auch auf dem preußischen Boden auf. Unter diesem Regiment schlugen lange Zeit nur einzelne Lichtfunken der Kultur auf, hier und da würden Landschulen gestiftet, Bibliotheken für die Geistlichen angelegt und die christliche Lehre vernehmlicher gepredigt. Aber die Volksmasse blieb ein roher Körper und wurde erst im Lauf der Jahrhunderte emporgehoben. In diesem deutschen Staate, der sich mitten in slavische Länder versetzt hatte, ging die Sprache des Preußen, selbst in der Härte der Gesetze, bis auf geringe Spuren unter.

Die Unfälle im Orient, wo die Wiege des Ordens an die Waffen der Saracenen verloren wurde, die Verluste in Italien und die Lage seiner Besitzungen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, hatten schon im Jahr 1303 den Gedanken erzeugt, den Sitz des Hochmeisters nach Preußen zu verlegen, und Siegfried von Feuchtwangen führte ihn aus (1309). Marienburg wurde von nun an die Residenz des Hochmeisters und das Amt des Landmeisters erlosch. Aber noch kein Friede beschien diese Länder; der Kampf mit Lithauen hatte noch keinen Stillstand gemacht, und troß der Anstrengungen waren keine Früchte geerntet worden. Der Herzog Lesko von Kujavien trat dem Orden zwar das Gebiet Michelau gegen eine Summe von 562 Mark Silbers ab; doch der König Wladislav von Polen forderte Pommern zurück, und wurde durch diese Ausdehnung der Ordensgrenzen nur mehr gereizt. An dem päpstlichen Stuhle zu Avignon wurden Klagen Polens und der Geistlichkeit mit schweren Beschuldigungen gegen den Orden geführt, und die

Lithauer zündeten Memel und Dobrin an. Zwar wußte der Hochmeister Karl Beffart von Trier das Gewölk am Throne von Avignon zu zerstreuen, und sein Nachfolger, Werner von Orseln, einen Waffenstillstand mit Lithauen zu schließen (1325), aber in Polen schlug der Zunder des Kriegs in Flamme auf. Der König Johann von Böhmen, mit fernen Ansprüchen auf Polen und mit seinem Antheil an dem Interesse des Kaisers Ludwig IV. gegen den Papst, verband sich mit dem Orden und Brandenburg, Polen fand an Lithauen einen Bundesfreund. Durch den Beistand verstärkt, rückte der Hochmeister mit 18,000 Mann in Lithauen ein, während das polnische 6000 Mann starke Heer verheerend in das kulmische Land eindrang (1329). Masovien erkannte den König Johann als Herrn an und der Orden empfing aus seiner Hand Pommern als Schenkung. Aber für Polen rückten 8000 Ungarn herein, überstürzten Kulm uud nöthigten dem Orden den Wunsch ab, Waffenstillstand zu schließen (1330). Da ein Mordstahl aus dem eigenen Schooße des Ordens das Leben des Hochmeisters endete und die Friedensunterhandlungen mit Polen sich zerschlugen, spielte Lothar von Braunschweig, sein Nachfolger, den Krieg in das Herz des feindlichen Landes, der Kern seines Heeres wurde jedoch durch Verrath eines Polen bei Brzesk vernichtet (1331). Aber von Böhmen bedrängt und von dem Orden glücklicher angegriffen, neigte sich der König von Polen zum Frieden und trat seine Ansprüche auf Pommern zu Kronweißenburg ab (1335). Gleichwohl ruhte dieser Vertrag, troß seiner Erneuerung (1337), auf unsichern Grundpfeilern, weil ihn

nur die Noth geschlossen hatte, und Polen verwandelte nur den offenen Kampf in einen heimlichen, den es durch die Geistlichkeit am päpstlichen Stuhle führte. Aber noch einmal wußte der Orden der Wage der Entscheidung eine günstige Bewegung zu verschaffen, und da der polnische König von den Russen bedrängt wurde, erklärte er sich für bereit, die Bedingungen zu achten, erneuerte den Frieden zu Kalisch und beschwor ihn zu Jungleslau (1343).

Lithauen stand jetzt wieder allein den Waffen des Ordens gegenüber und die Wette wurde ernster und ernster. Bald hielt das Schwert in Lithauen, bald in Preußen eine furchtbare Ernte, und wie auch Hilfe aus den christlichen Ländern erschien, ewig jung standen lithauische Heere auf und drohten den Zwiespalt nur mit der Vernichtung zu enden. Der König Woldemar III. von Dänemark, der unter prahlerischen Hoffnungen mit einem Heer den preußischen Boden betrat, hinterließ den Rittern kein Gedächtniß als Esthland, das er ihnen für 18,000 Mark Silbers verkaufte, eine Summe, die zu einem Zuge nach dem heiligen Lande zerstob (1346). Erst nachdem die Söhne des Großfürsten Gedimin von Lithauen, Olgert, Kynstud und Marmud, bei einem verheerenden Einbruch in die preußischen Grenzen auf das Haupt geschlagen worden waren, trat eine augenblickliche Ruhe ein (1349), der nach einem erneuerten achtjährigen Kampfe ein Waffenstillstand auf zwei Jahre folgte (1357). Diese Erholung warf der Flamme neue Kräfte zu. Kynstud überfiel Danzig (1361), der Orden stürmte nach Lithauen, eroberte Kauen und nahm diesen Für-

sten, der zur Hilfe herbeieilte, gefangen (1362). Unter diesen fortdauernden Verheerungszügen, die zu keiner Entscheidung führten, und wo das Glück wie der Sonnenschein wechselte, waren wieder acht blutige Jahre vorübergeflossen, als sich Lithauen mit Russen und Tartaren verstärkte und mit einem Heere von 70,000 Mann nach Samland hereinwälzte (1370). Die Gefahr war dringender als je, der Orden bewaffnete, was sich bewaffnen ließ, und drängte mit 40,000 Mann nach einem heftigen Kampfe die räuberischen Horden bei Rudau zurück. Die Grenzen der nachbarlichen Länder waren unter der Hand des Mordes und des Raubes verödet, und die Erschöpfung führte zu einem vierjährigen Waffenstillstande (1371).

Unterdessen hatte sich am päpstlichen Stuhle ein anderes Gewitter über dem Haupt des Ordens zusammengezogen. Der Bischof von Ermland wußte wegen bestrittener Rechte den Bann auszuwirken, und der böhmische Karl IV. traf Anstalten, den Orden zu nachgiebigen Schritten zu zwingen. Eine Geldsumme, die er geschickt dem König in den Schooß warf, entfernte die drohende Bewegung wieder, und mit dem Bischofe von Ermland fand man sich durch Berichtigung der Grenzen ab (1374). Durch die Entfernung dieser Gefahr gewann der Orden Zeit, seine Kräfte wieder gegen Lithauen zu richten, mit dem die Zeit des Waffenstillstandes ablief. Aber alle Unternehmungen wiederholten sich nur, wie die Laune des Glücks, und die Verwüstungen der lithauischen Grenzen bezahlte der Orden mit Verheerung seiner eigenen. Dieses vernichtungsvolle ermüdende Spiel würde endlos gewesen seyn,

wie der Haß, der beide Parteien beseelte, wenn es der Großfürst Jagello von Lithauen nicht in einen plötzlichen Umschwung versetzt hätte. Dieser Fürst wußte dem östreichischen Herzog Wilhelm den Brautring und die polnische Krone zu entwinden, und versetzte mit der Taufe das Geschlecht der Jagellonen unter die Könige (1386). Es würde selbst bei den ungeheuern Anstrengungen des Ordens und trotz seiner Verbindung mit den Herzögen von Pommern der Kampf nicht lange mehr zweifelhaft geblieben seyn, wenn Wladislav Jagello auch nach der Ermordung Kynstuds der einzige Herr Lithauens gewesen wäre. Aber während er hier den christlichen Altar errichtete und sein Bruder Skirgello Statthalter einsetzte, stand Vitold, der Sohn seines Vetters Kynstud, als Prätendent auf und warf sich in die Arme des Ordens, der ihn bei seinen Angriffen auf Lithauen unterstützte. durch diese Wendung traf es sich, daß der Orden gegen die christliche Kirche, und der kaum getaufte Heide Jagello für sie focht (1388). Da die Samaiten den Aufbau Memels verhinderten und Vitold dem Orden Geißeln für seine Treue stellte, rückte das verbündete Heer unter dem Ordensstatthalter Konrad von Wallenrod in drei Abtheilungen in die lithauischen Grenzen ein, vereinigte sich bei Kauen und schlug den Fürsten Skirgello bei Wilna. Aber die Burg fiel nicht und das Heer mußte sich nach Preußen zurückziehen (1390). Der König Jagello zog den verbündeten Vitold aus dem Interesse des Ordens, trat ihm die Statthalterschaft Lithauens ab und verwandelte ihn in einen Gegner, der die kaum erbauten Grenz-

vesten zerstörte (1391). Die Brüder Jagello's erklärten sich gegen den König und Vitold, und von diesem innern Zwiespalt unterstützt, setzte sich Konrad von Wallenrod, der den Hochmeisterstuhl bestieg, in furchtbare Rüstung. Eine dreijährige außerordentliche Schatzung lieferte die Kriegsbedürfnisse, fast aus allen Ländern flog Hilfe herbei, und Konrad sah sich bald an der Spitze eines Heeres von 46,000 Mann, mit dem er bis Kauen vorrückte. An der Memel schlug er das Lager auf, der Strom floß zwischen dem Ordensheer und dem fremden Hilfskorps, auf dem Werder hatte der Hochmeister sein Zelt und Tafeln zu einem prächtigen Ehrenmahl aufgeschlagen. Aber kaum hatte man diese Stellung verlassen, als Vitold mit Polen, Russen, Tartaren und Lithauern hervorbrach und über die Hälfte des verbündeten Heeres vernichtete. Dieses Unglück stürzte den Hochmeister in Fieberwahn und endete sein Leben (1394).

Konrad von Jungingen ergriff mit dem Entschluß, diesen unseligen Kampf zu enden, das hochmeisterliche Regiment, trat in freundliche Verhältnisse mit den nachbarlichen Fürsten und erklärte sich für bereit, den Fürsten Vitold als Herrn Lithauens gegen Abtretung Samaitens anzuerkennen (1398). Um sich dieses Landes zu versichern, drang er mit Hilfe Vitolds in seine Grenzen ein und zwang die überraschten Bewohner zur Unterwerfung. Durch Geißeln und Taufe mußten sie Ruhe verbürgen (1400). Aber noch waren die Schutzmauern des Friedens nicht vollendet, als sich, durch die treulosen Eingebungen Vitolds verleitet, Samaiten erhob und die Spuren der Ordensherrschaft

vernichtete, um sich unter das Regiment dieses Fürsten zu begeben (1401). Glücklich genug für die Ritter, daß der Bruder Jagello's, Suidrigello, sich an die Brust eben des Ordens stürzte, der seinen Gegner Vitold unterstützt hatte, und daß sich beide auf feindlichen Einbrüchen in Lithauen begegneten (1403). Denn diese ewige Entzweiung der Interessen und die Vernichtung alles bürgerlichen Glücks bereitete den Frieden vor, der zu Raciasz zwischen Polen, Lithauen und dem Orden abgeschlossen ward. Er erhielt in diesem Vertrage die Bürgschaft für den Besitz Samaitens (1404).

Mit diesem Frieden hatte sich der deutsche Orden in Preußen auf den höchsten Punkt seines Glücks geschwungen. Troß der ewigen Kriege, die kaum durch einige Pausen unterbrochen waren, hatte sich das Herz des Landes durch seine gesunde Natur gestärkt; der Boden hatte seine ergiebigen Hilfsquellen geöffnet, der Fleiß die Einöden in blühende Gefilde umgewandelt, der Handel den Reichthum in die Städte gezogen. Danzigs Schiffe verbanden die Meere, Schulen zu Kulm, Danzig und in andern Städten beflügelten den Lauf der Kultur. Innungen, wie in Deutschland, arbeiteten dem Handel in die Hände und wurden der Schooß einer geregelten Freiheit. Gute Gesetze veredelten die Sitten, strenge Gerechtigkeitspflege beugte der Selbsthilfe vor und befestigte die Achtung gegen das Regiment. Geschworene wachten über Ordnung im Kauf und Verkauf, und mitten unter den Bewegungen der Waffen hatten sich die Ordensschätze bereichert. Der Hochmeister Konrad von Jungingen kaufte die Neumark von den luxemburgischen Fürsten,

die ewig des Geldes bedurften, und ließ diese Strafe aus Deutschland nach Preußen durch Landvögte verwalten. Diese sonderbare Erscheinung von mönchischen Regenten mit dem Schwerte trug indeß alle Keime des Verderbens mit sich herum; in ihren Adern pulsirten alle Leidenschaften des Ehrgeizes und der Eifersucht die mit dem Glück anschwellten, mit der Noth endete die Tugend und heimliche Laster fingen an, die Grundpfeiler der Regierung zu benagen. Mit aller Sehnsucht nach Lebensgenuß und der frohen Ernte ungeheurer Anstrengungen ausgestattet, sahen sie sich an die Gelübde der Entsagung gebunden, und suchten, wie jede unnatürliche Hemmung, heimliche Auswege. Im Unglück groß, wie gefeierte Namen der alten Welt, konnten sie den Lockungen des Glücks nicht widerstehen, und Gesetze, welche die Leidenschaften in unschädliche Schranken zurückwiesen, brachten Haß und Erbitterung hervor. Um das schleichende Gift der sittlichen Verderbniß abzuleiten und die moralische Gesundheit des Ordens zu retten, bedurfte er des Kriegs; um sein Land zur dankbaren, freigebigen Mutter zu machen und an ihren Brüsten mit der ganzen Fülle des Regentenglücks auszuruhen, brauchte er den Frieden. In jenem Bedürfniß kamen ihm alle ritterlichen Neigungen entgegen, dieses forderten die Städte, der Handel und der Pflug. In diesem unversöhnlichen Zwiespalte fing er an, seinen Untergang vorzubereiten; um zu fallen, bedurfte er nicht so viel Zeit, als zu seiner Erhebung erforderlich gewesen war.

Der einzige, der jetzt durch weise Leitung des Ruders die zuckenden Kräfte kaum erworbener Gebiete

versöhnen und die Landschaften an der Hand des Friedens an das Regiment fesseln konnte, war Konrad von Jungingen, und dieser einzige überlebte den Vertrag mit Polen nur noch drei Jahre. Alles dürstete, in den Waffen neues Leben zu suchen, und die Gelegenheit bot sich dar. Der König Wladislav Jagello hatte Driesen (Neumark) von Ulrich von der Osten gekauft, der es früher an den Orden versetzt und wieder ausgelöst hatte. Diese kleine Begebenheit war hinreichend, den Argwohn anzufachen, der durch die Befestigung Memels auf beiden Seiten gesteigert wurde. Zwar suchte Jagello durch eine Unterredung mit dem neuen Hochmeister Ulrich von Jungingen einer feindlichen Bewegung zuvorzukommen, aber da die Samaiten die Festungswerke zerstörten und man die heimliche Triebfeder in Jagello und Vitold zu entdecken glaubte, ließ der Orden zwanzig Schiffe auf der Memel und einigen lithauischen Kaufleuten zu Ragnit die Waaren wegnehmen. Vitold brach darauf in Samaiten ein und eroberte es. Auf die Frage des Hochmeisters, ob Polen die Lithauer zu unterstützen gedächte, erhielt man die Antwort, daß es geschehen würde, wenn der Orden dieses Land angriffe. Nach dieser Erklärung rückten drei Heere in Polen ein (1409), und da ein Vermittlungsversuch des Königs Wenzlav von Böhmen mißlang, zog Jagello Russen, Walachen, Lithauer und andere in seinen Sold, während sich der Orden noch aus Deutschland, Livland, Böhmen und Schlesien verstärkte. Mit einem Heer, das auf 150,000 angegeben wird, versetzte Jagello den Krieg auf preußischen Boden und stieß in der

Ebene von Tannenberg auf eine Macht von 83,000 Mann. Ulrich von Jungingen wurde geschlagen und verlor in der Schlacht sein Leben, sein Heer zersprengt, ließ über 30,000 Todte und Gefangene in den Händen des Feindes und Preußen stand dem Sieger offen (1410). Seit jenem furchtbaren Aufstand der Preußen im dreizehnten Jahrhunderte hatte der Orden keinen so unglücklichen Tag erlebt, als diesen. Jagello stürzte auf Marienburg los, wohin sich der Komthur Heinrich von Plauen mit dem Rest des Heeres warf; Hohenstein, Morungen, Saalfeld, Preuschmark und Christburg gingen an den Sieger über, der Schrecken überfiel das Land. Der König theilte lockende Privilegien aus, wem er ohne Waffen begegnete; die Bischöfe erklärten sich für das Regiment Jagello's, die Städte Elbing, Thorn, Danzig stecken die polnische Fahne auf, und Pommern und Mecklenburg schließen mit Polen Friede. Nur die Burgen Raden, Danzig, Schwez, Brandenburg, Schlochau, Balga und Memel sind noch in den Händen des Ordens, und dieses geringe Glück hängt noch an den Mauern Marienburgs. Aber hier endete die Siegesbahn Jagello's. Ohne zwischen Sieg und Tod zu schwanken, warf Heinrich von Plauen jeden Angriff zurück, theilte mit geschickter Hand Geld und Versprechungen aus, wußte neue Söldner zu gewinnen und schickte Eilboten an den König Sigismund von Ungarn, um ihn seinem Versprechen gemäß gegen Polen in Bewegung zu setzen. Zugleich rückte der Landmeister von Livland und Preußen ein, und verstand es, den Fürsten Vitold, der ihm entgegengeschickt wurde, gegen den König zu erkäl-

ten. Vitold verließ das Land, während Stybor von Siebenbürgen in Oberschlesien einfiel, und der König sah sich genöthigt, nach einer acht Wochen langen Belagerung ohne Sieg von den Mauern Marienburgs abzuziehen. Heinrich von Plauen stieg auf den Hochmeisterstuhl und die Städte kehrten bei dem veränderten Glück zum Gehorsam zurück. Ein Waffenstillstand zu Thorn leitete den Frieden ein, der in dieser Stadt abgeschlossen wurde. Samaiten ging an Vitold und Jagello auf Lebenszeit verloren, Dobrin behielt Polen, Kulm der Orden, der Zwist wegen Driesen und Grenzstreitigkeiten wurden der Schlichtung von Schiedsrichtern überlassen; für die Gefangenen wurde ein Lösegeld von 100,000 Schock großer pragischer Groschen festgesetzt (1411).

Diese Summe schien gering gegen die Hilfsquellen des Ordens, aber diese Hilfsquellen waren von den unermeßlichen Opfern verschlungen, die Ernten des Landmanns von den Eroberern zerstört, der Handel verwundet, die Kirchen geplündert und die Treue des Unterthans erschüttert. Seit dem Tage von Tannenberg kam der böse Geist über den Orden und mit unaufhaltsamer Eile schreitet er den Abgründen der Vernichtung entgegen. Der feindliche Einfall hatte mit grauenvoller Gewißheit den Schleier von der Meinung der Städte und der Geistlichkeit weggezogen, und die Strenge, womit die Schuldigen gerichtet wurden, erbitterte die Gemüther. Um die Summen zur Auslösung der Gefangenen zu erschwingen, wurde die Münze verfälscht; um die Regierung gegen das Ausland in eine geachtete Stellung wieder zu versetzen, belastete man das Land

mit drückenden Abgaben, und um die aufgezehrte Menschensumme zu ersetzen, öffnete der Hochmeister der Gewissensfreiheit die Grenzen und bot Allen eine Freistatt an, die in andern Ländern wegen ihrer Meinung verfolgt wurden. Das erste Mittel untergrub den Verkehr des bürgerlichen Lebens und reizte die Handelsstädte, das zweite alle Unterthanen, das dritte die Geistlichkeit. Danzig weigerte sich, den Schoß zu entrichten, und schickte dem Komthur den Fehdebrief, den er mit der heimlichen Hinrichtung dreier Rathsglieder erwiederte. Die Natur verschwor sich gegen den Orden, eine Miserndte gebar die Noth und die Felder wurden von unvertilgbaren Heeren von Mäusen zerstört, der Landmann beantwortete die Forderung der Steuern mit dringenden Bitten um Unterstützung. Um die Grenzen zu schützen, zog man Söldner herein, und diese Söldner, die nicht bezahlt werden konnten, versetzen eigenmächtig Lieben, Rhein und Ortelsburg an den Herzog von Masovien, von dem sie mit 34,000 ungarischen Gulden eingelöst werden mußten. In dieser schreienden Noth schickte Jagello seine Mahnungen, der Kaiser Sigismund unterstützte sie, Söldner in Schlesien forderten Bezahlung und Polen sah man die Waffen bereit legen. Neue Auflagen auf unbewegliches Gut, auf Lebensbedürfnisse und auf Waaren wurden ausgeschrieben. In Danzig stand der Aufruhr auf und eine Strafe von 18,000 Mark Silbers machte die Stellung des Ordens gefährlicher (1412). Um das Unglück zu vollenden, spaltete sich der Orden in Parteien und die Geistlichkeit schürte das Feuer gegen den Hochmeister an, der die neue Meinung hereingelockt hatte. Otto

von Bernstein, die Komthure von Elbing, Brandenburg und Balga überfielen ihren Gebieter, setzten ihn gefangen, und die Ordensversammlung in Marienburg erklärte den Hochmeisterstuhl für erledigt (1413). Eine geheime Verbindung mit Polen, die ihn unter dem Schutz der Waffen in die verlorene Würde einsetzen sollte, und der Einbruch Jagello's und Vitolds, den man durch einen zweijährigen Stillstand hemmte, schmiedeten seine Fesseln enger, und derselbe Heinrich von Plauen, der nach der Schlacht bei Tannenberg das Vaterland gerettet hatte, endete im Kerker zu Lochstädt (1422).

Unterdessen hatte Michael Kuchmeister von Sternberg seine Stelle besetzt und suchte das Land, das von innern Bewegungen zuckte, durch ständische Verfassung zu gewinnen. Die Berathung, die über wichtige Angelegenheiten entscheiden sollte, bestand aus den obersten Ordensgliedern, aus den Prälaten, aus einem Ausschuß des Landadels und aus den Abgeordneten der Städte Danzig, Königsberg, Kulm, Thorn und Elbing. Ständische Verfassungen sind dem Regenten wohlthätig, so lang' er gesonnen ist, sie zu achten, aber mit den Eingriffen der Eigenmacht zerreißt er zugleich die Bürgschaft für sein Glück. Sternberg sparte es seinen Nachfolgern auf, die Probe zu bezahlen. Mit der Schwäche des Ordens wuchs die Gewalt der Städte, und im Hintergrunde arbeitete die Hansa, die Forderungen derselben zu unterstützen. Während der Orden durch Parteien zerrissen ward, und die eine unter dem Namen des goldenen Vließes die Sache des abgesetzten Hochmeisters Heinrich von Plauen und

der böhmischen Glaubensmeinungen verfocht, die andere, das goldene Schiff, die Verdammungsurtheile rechtfertigte, und im Uebergewicht durch die zahlreichern oberdeutschen Glieder sich zum Vertheidiger der römischen Kirche aufwarf, während eine Ordensversammlung zu Braunsberg, das Organ der zweiten Faction, alle Schriften der Glaubenssichtung verpönte und der Hochmeister die Vergangenheit zu verfälschen wagte: brach Polen wegen zurückgehaltener Entschädigungen in die Grenzen ein, und nach dem kaum erlangten Waffenstillstande trotzte die Hansa dem Hochmeister das Versprechen, den Pfundzoll herabzusetzen und seine Einwilligung in ihre Maßregeln gegen nichthanseatischen Handel ab (1421). Die willkührliche Gewalt wurde die Seele des goldenen Schiffes, und das goldene Vließ arbeitete an der Absetzung des Hochmeisters, die zu derselben Zeit erfolgte, wo sein verdrängter Vorgänger starb.

Während dieser innern Bewegungen trug Polen die Waffen wieder nach Preußen, und um Stillstand zu erhalten, sah sich der Orden genöthigt, im Lager am Melnosee Nessau und Diebow mit ihren Gebieten, die halbe Weichsel und den halben Fährzoll in Thorn abzutreten (1423). Die Achtung des Ordens im Auslande sank mit seinem Glück, die Städte wurden immer kühner und die Regierung des Hochmeisters verlor ein Vorrecht nach dem andern an die Ständeversammlung. Paul Belizar von Rusdorf, der die höchste Würde bekleidete, regelte diese Verfassung, gestand sechs Ordensgebietern, sechs Prälaten, sechs Landesadelichen und sechs Abgeordneten der Stände Sitz

und Stimme für die jährlichen Versammlungen zu und trat ihnen Theilnahme am Regiment und die Entscheidung über Auflagen, Münze und über streitige Rechte der Unterthanen ab (1430). Unter der scheinbaren Versöhnung der niederkämpfenden Interessen starb Vitold, Großfürst von Lithauen, und da der König Jagello seinen Sohn Wladislav auf den Thron dieses Landes spielen wollte, um ihm den Weg auf den polnischen desto sicherer zu ebnen, stand sein Bruder Boleslav (Suidrigello) gegen ihn und verband sich mit dem deutschen Orden. Schon war Dobrin in den Händen desselben und Kujavien erobert, als Suidrigello einen zweijährigen Waffenstillstand mit Polen schloß und der Orden sich mit großem Verlust zurückziehen mußte. Um ihn zu ersetzen, dachte er noch einmal auf Krieg, um den wieder ausgebrochenen Zwist zwischen Jagello und seinem Bruder zu benutzen; aber die Stände schlugen dem Hochmeister die Auflagen ab und setzten einen geheimen Rath ein, der mit ihm die Entscheidung über wichtige Angelegenheiten theilte. Der Landtag wurde für einen Gerichtshof anerkannt, dem auch der Hochmeister und der Orden unterworfen wurden, und Rusdorf sah keinen Ausweg, Bewegungen vorzubeugen, als die Einwilligung (1432). Während der Orden in seinem Herzen erkrankte, hatte Jagello die hussitischen Böhmen gegen ihn gereizt, um ihn im Streit mit seinem Bruder zu beschäftigen. Unaufhaltsam stürzten sich diese kühnen Vertheidiger der Gewissensfreiheit durch die Neumark bis an die Ostsee, und aus Deutschland zog ein Heer von Söldnern für den deutschen Orden heran; aber mitten unter seinen

Rüstungen, Genugthuung zu fordern, wollten die Stände Frieden und der Hochmeister mußte einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit Polen und seinen Bundesfreunden schließen, der ihm nichts überließ, als die Sorge, die Folgen der hussitischen Verwüstung wieder zu vertilgen (1433). Mit dem Tode Jagello's (1434) ward ihm noch einmal Gelegenheit angeboten, sich in die innern Stürme Polens zu werfen und die verlorene Achtung wieder zu erringen; aber die Städte traten ihm trotzig entgegen (1435) und zwangen ihn, den Waffenstillstand in einen ewigen Frieden zu Brest zu verwandeln, worin dem Polen Nessau und die halbe Weichselfähre bei Thorn verbürgt wurde (1436).

Mit diesem ewigen Frieden, den die Meister von Livland und Deutschland nicht einmal anerkennen wollten, schien Polen dem preußischen Lande Zeit zu lassen, seine giftige Frucht der bürgerlichen Zerrüttung zur Reife zu bringen. In einer trotzigen Sprache verlangten die Städte die Aufhebung des Pfundzolles und ähnlicher Lasten, die gegen ihre Privilegien stritten, und deckten mit bitterer Emsigkeit alle Gebrechen der Ordensregierung auf, die das Land zu Grunde richteten (1439). Durch die unsichere Haltung des Hochmeisters kühner gemacht, entwarfen die Städte ein anklagendes Verzeichniß von Vergehungen einzelner Ordensgebieter, zählten die Bedrückungen, die willkührlichen Eingriffe des Regiments in ihre Freiheiten, die schreienden Verbrechen einiger Komthure auf und malten mit reichen Farben das Bild der Tyrannei und der sittlichen Verdorbenheit aus. Wenn nur die Hälfte dieser Anklagen gegründet und ein Theil auf die unsichere Bestimmung

der Grenzen der Rechte und Befugnisse zu schreiben war, die Schuld des Ordens blieb immer noch groß genug, um die Geister aufzureizen. Aber noch war es Zeit, sie in das Gleis der Ruhe und der Ordnung zurückzuleiten, wenn eine gewandte, zur rechten Stunde eingreifende Hand die Zügel geführt, wenn sie in strengem Gericht die Schuldigen aus dem Schooße des Ordens herausgeholt und die laute Sprache des Unterthans zu erwiedern gewußt hätte. Es war daher der böse Genius des Ordens, der in diesem Drange der Momente einen Schwächling an seine Spitze gestellt hatte, einen Mann, der weder den verwegenen Willen seiner Ritter beherrschen, noch durch entscheidende Schritte dem Unterthan Achtung für das Regiment einflößen konnte. Um sich gegen Gewalt des Ordens und das Schicksal Heinrichs von Plauen zu schützen, floh er heimlich nach Danzig und warf sich in die Arme eben jener Städte, welche ihn durch kühne Sprache herausgefordert hatten. Der Geist der Eigenmacht riß die Spaltung unter den Ordensgliedern immer weiter, die Konvente von Königsberg, Balga und Brandenburg erklärten ihren Marschall für abgesetzt, die Landmeister von Deutschland und Livland weigerten sich, die hochmeisterliche Würde Rusdorfs anzuerkennen, und um ihre Freiheiten zu schirmen und sich gegen Gewaltchritte der Ritter zu sichern, schlossen mehrere Städte und die meisten vom Landadel ein Bündniß zu Marienwerder. Der Vertrag desselben lautete nur auf Zurückweisung ungesetzlicher Gewalt, aber was ließ sich nicht dafür ausgeben, wenn es gelang, sich in eine gefürchtete Stellung gegen das Ordensregiment zu setzen und

unter dem Schein einer rechtlichen Bestätigung auf diese Stellung zu trotzen? Unglücklich genug, ertheilte der Hochmeister diese Bestätigung, um sich einer Gegenkraft gegen die Ritter zu versichern, und die Verbündeten traten nun mit einer Forderung nach der andern hervor. Da die Ordensglieder, gesonnen, um jeden Preis den Bund zu vernichten, siebzehn adeliche Theilnehmer gefangen setzten und die meisten ihrer Wohnungen anzündeten, trat der Inhalt jenes Vertrags in schreckliche Kraft und führte zu Rüstungen. In diesen bangen Stunden, wo ihm alles abgepreßt war, was er gewähren konnte, legte Rusdorf seine ohnmächtige Würde nieder, und ein gütiges Geschick ersparte ihm die Scham, die Folgen seiner Schwäche zu erleben (1440).

Sein Nachfolger, Konrad von Ehrlichshausen, wäre wahrscheinlich fähig gewesen, den Geist des Widerstandes zu schwächen und das Aeußerste zu beschwören, wenn die Verhältnisse irgend noch geschwankt hätten. Aber es hatte sich eine solche Bestimmtheit schon in alle Entschlüsse des Ordens und des Landes eingedrückt, jener war soweit schon zu der Wahl zwischen Gewalt oder schimpflichen Zugeständnissen, dieses zu der Nothwendigkeit der Vertheidigung oder der Rückgabe seiner Freiheiten getrieben, daß Ehrlichshausen mit aller Gewandtheit nichts mehr vermochte, als den Ausbruch um eine kurze Zeit aufzuhalten. In der Ahnung der nahen Erschütterung rief er den deutschen Kaiser Friedrich III. zum Schiedsrichter auf und wußte die Städte zu einer augenblicklichen Nachgiebigkeit zu bewegen (1443). Aber er sah nicht voraus, daß er

mit diesem Schritte nur um so gewisser die Tage des Unglücks herbeiführte. Zum Nachtheil für den Orden fiel Wladislav von Polen bei Varna, der Großfürst Kasimir von Lithauen bestieg den Thron und bewirkte die friedliche Vereinigung beider Länder unter einem Oberhaupte (1445). Dies schnitt den Rittern die willkommenen Hilfsmittel der innern Kämpfe dieser Staaten ab und verstärkte seinen wachen Feind, der troß des Friedens nur gelegene Zeiten abwartete, um die sogenannte Ewigkeit desselben zu enden. Das Schlimmste aber, was dem Orden begegnen konnte, war der Tod Konrads von Ehrlichshausen, während die Unterthanen bereits Hilfe bei dem westphälischen Vehmgericht suchten (1449). Noch auf seinem Sterbebette hatte er seine Umgebung vor der Wahl seines Neffen, Ludwigs von Ehrlichshausen, gewarnt, weil er ein Werkzeug der Ordensgebieter seyn würde, und aus eben diesem Grunde hob man diesen Neffen auf den Hochmeisterstuhl (1450).

Alle Mittel, die dem neuen Regenten zu Gebote standen, waren von dem ersten Augenblick seiner Regierung an auf die Auflösung des Bundes gerichtet. Aber statt zurückzutreten, wählte dieser einen Ausschuß von zwanzig Männern aus dem Landadel und den Städten, um Einheit in seinen Entschlüssen und Schnelligkeit in der Ausführung zu bewirken, und versetzte den Streit noch einmal an den kaiserlichen Hof. An diesem Moment hing nicht die Entscheidung; denn wie der Richterspruch Friedrichs III. auch ausfallen mochte, beide Partheien waren gefaßt, einen widrigen abzulehnen. Beide standen schon gerüstet, als der Kaiser den Bund

zur Auflösung verurtheilte (1453). Trotzig auf diesen Spruch warfen die Ritter Drohungen hin und die Verbündeten stürzten sich in die Arme des polnischen Königs, um in ihm sich einen andern Herrn zu suchen. Dem Hochmeister kündigte man den Gehorsam auf, bemächtigte sich des Schlosses zu Thorn und setzte die Abgeordneten Ludwigs gefangen. Jetzt lodert vom höchsten Thurm dieser Stadt das Feuerzeichen zum Aufstand, und Bergelow, Papaw, Grendenz, Althaus, Straßburg, Schwez, Mewe, Sobbiwitz ergreifen die Waffen und machen sich zu Meistern ihrer Burgen. Mit der Schnelligkeit des Blitzes läuft der Aufruhr durch das ganze Land, Danzig, Grebin, Elbing, überwältigen die Besatzung, Balga fällt in Trümmern, Wormdit und Königsberg gehen über, bald sind Marienburg und Stum fast die einzigen Freistätten des Ordens, und nur Koniz, das von dem Komthur von Schlochau vertheidigt wird, der Sammelplatz heranziehender Truppen, die in Böhmen und Deutschland in Sold genommen worden. Unterdessen hatte Kasimir von Polen bereits den Weg nach Preußen mit den Waffen eingeschlagen, um das angebotene Land durch Eid an sich zu binden und ihm dafür seine Freiheiten zu verbürgen; auch die Bischöfe von Pomesanien, Samland und Kulm erkannten ihn als Landesherrn an. Um die Kriegskosten zu erschwingen, wurden die Landeseinkünfte an die reichen Städte Danzig, Thorn, Elbing, Königsberg und Kulm verpfändet, Stum erobert und 12,000 Polen in die Gegend von Koniz geschickt, um den Beistand aus Deutschland von dem Orden abzuschneiden. Aber bereits waren Heinrich Reuß von

Plauen mit 1000 Pferden und bald darauf mit 8000 Söldnern unter den Befehlen Balthasers und Rudolphs von Sagan und Bernhardts von Sonnenburg angerückt. Die Polen verstärkten sich bis über 40,000 Mann und boten dem Orden die Schlacht an. Da ein deutsches Hilfscorps den Polen in die Flanke fiel und Heinrich von Plauen aus Koniz ihm in den Rücken stürzte, wurde Kasimir geschlagen, sein Heer in die Sümpfe gejagt oder vom Schwert der verfolgenden Sieger aufgerieben und sein ganzes Gepäck weggenommen. Er zog sich nach Nessau, während der Orden dem Lande Vergebung verkündigte und Osterode, Deutsch-Eylau, Saalfeld, Neumark, Marienwerder, Riesenburg, Bischofswerder, Schönberg und Lessen wieder unter sein Regiment zurücklockte (1454).

Nach dieser Schlacht war das Glück des Ordens wieder emporgestiegen und glänzende Aussichten lagen vor ihm. Aber der Geist der Unfälle regte sich in der Mitte eben jener Söldner, die sein Gewicht wieder verstärkt hatten; mit trotzigem Hochmuth forderten sie nun den Preis ihres Beistandes, und der erschöpfte Orden mußte die Neumark auf Wiederkauf an den Churfürsten Friedrich II. von Brandenburg verkaufen (1455). Da die Summe nicht ausreichte, um die drängenden Forderungen zu befriedigen und jeder Tag neue Gläubiger machte, knüpften die böhmischen Söldner Unterhandlungen mit Polen über die Abtretung mehrerer Städte und Burgen an, setzten den Hochmeister zu Marienburg gefangen und räumten dem König Kasimir, der mit einem Heer wieder einrückte, das Schloß von Marienburg, Deutsch-Eylau, Dirschau, Hammer-

stein, Mewe, Koniz und andere Burgen ein. Mit Mühe entrann der Hochmeister den polnischen Händen und legte von nun an seinen Sitz in das Schloß von Königsberg. Die Böhmen aber gingen darauf in ihr Vaterland zurück (1457). Da durch diese Treulosigkeit alle Vortheile der Schlacht bei Koniz verloren gingen und Kasimir wieder ein Heer von 20,000 Mann hereinzog, ohne den Orden zu Boden drücken zu können, verstand man sich in Thorn auf Lübecks Vermittlung zu einem Waffenstillstande auf ein Jahr (1457). Aber die Friedensunterhandlungen zu Kulm wußte der preußische Bund zu vereiteln und der Krieg spielte fort. Unterdessen hatte der König Christian I. von Dänemark Feindseligkeiten gegen die preußischen Verbündeten und Kasimir begonnen, weil der Prätendent der schwedischen Krone Zuflucht in Danzig gefunden hatte. Aber die Städte Stralsund und Wismar vermittelten einen Waffenstillstand auf vier Jahre und schnitten dadurch dem Orden auch diese Hilfe ab (1459).

Wie groß daher auch die Anstrengungen der Ritter waren, den Aufstand unter das Gesetz der Ordnung zu beugen, die Hoffnungen wurden dennoch immer schwächer, der Kampf, der seiner Natur nach an allen Orten geführt wurde, immer zweideutiger und die Aussicht auf fremde Hilfe verschwand mehr und mehr. Die Stadt Marienburg, die von der Besatzung der Burg untergraben worden war, mußte sich an Polen ergeben und erlebte die schreckliche Hinrichtung ihres Bürgermeisters, der treu an dem Orden gehalten hatte (1460). Ein flüchtiges Glück belebte zwar den gesunkenen Muth; Lauenburg und Bütow, die ihm der Herzog Erich von

Pommern einräumte, Wormdit, Putzig fielen an ihn, Bartenstein fast mit dem ganzen östlichen Theile Preußens verließen den Bund, Friedland und Schippenbeil wurden bezwungen. Diese Vortheile wogen jedoch seine Verluste nicht auf, jeder kleine Sieg zehrte an der Kraft, und als er von Kasimir, der endlich mit frischen Waffen anrückte, bei Putzig geschlagen ward (1462), erwachte die Sehnsucht nach Frieden wärmer als zuvor. Aber die Unterhandlungen scheiterten an dem päpstlichen Gesandten, der sie eingeleitet hatte (1463), und da ein durch Verrätherei unterstützter Angriff des Ordens auf Danzig vereitelt und Mewe vom Bunde bedrängt ward, knüpften sich neue friedliche Versuche zu Thorn an. Aber wie jene, zerstoben auch diese, und immer tiefer sinkt der gute Stern. Mewe mußte sich an Polen ergeben, der Bischof von Ermland schloß Frieden mit Kasimir und erkannte ihn als Herrn, und Putzig ward an den Bund verloren (1464). Während neue Unterhandlungen auf der Nehring sich zerschlugen, stand der Aufruhr in Königsberg gegen den Orden auf und seine gewaltsame Erstickung löschte die Gefahr nicht aus (1465). Ein livländisches Hilfscorps von 700 Reitern wurde von den Samaiten hingestreckt, vierzig Schiffe mit Kriegs- und Lebensbedürfnissen strandeten an der kurischen Küste und Kasimir setzte sich mit neuen Kräften nach Preußen in Bewegung. Friedland, Hammerstein, Koniz gingen verloren, und Lauenburg und Bütow hatten für 8000 Gulden müssen an Pommern zurückgegeben werden. Unter welchen Bedingungen es auch geschähe; um den Rest Preußens zu retten, suchte man Frieden.

Der Bund befand sich gleichfalls in keiner glücklichern Lage. Der zwölfjährige Kampf hatte seine Hilfsquellen erschöpft, der Handel war erkrankt, weil er die Sicherheit verloren hatte, Polen legte die größere Hälfte der Opfer auf die Schultern seiner Verbündeten, in dem wilden Gewirr waren die Freiheiten der Städte angetastet worden und die Gemüther gegen den neuen Herrn gereizt. Die kühne Sprache, womit man diese Beschwerden erhob, warnte diesen Fürsten vor einem Schicksal, wie es dem Orden begegnet war, und machte sein Ohr für den Frieden geneigt. In dieser Stimmung traf der päpstliche Gesandte, Rudolph, Bischof von Lavant, die streitenden Partheien, und leitete die Unterhandlungen zu Thorn, Kulm und Nessau ein. Die Erschöpfung arbeitete ihm in die Hände, und am 19. Oktober 1466 wurde der Friede beschworen. Der Orden trat das kulmische Land mit Michelau, ganz Pommern, so weit er es besessen hatte, die Nehring außer einigen Dörfern und Gerechtigkeiten, Marienburg, Stum, Christburg, Tolkemit und Elbing mit ihren Gebieten an Polen ab, erkannte den König dieses Landes über den Rest, der seinem Regiment unterworfen blieb, für seinen obersten Lehnsherrn an und nahm für seinen Hochmeister die Würde eines polnischen Reichsfürsten an. Er begab sich des Rechts, ohne Genehmigung des Königs einen Hochmeister einzusetzen, und verzichtete auf das Stift Ermland, das an Polen fiel. Seitdem unterschied man ein westliches oder polnisches und ein östliches Preußen, auf das der Orden zurückgedrängt wurde.

Dieser Vertrag wäre für den Ritter geeignet gewe-

sen, den Jahrhunderte langen Zwist mit Polen zu ersticken, alle Verluste wären vielleicht vergessen worden, wenn der Friede nicht die Bedingung des Lehneides enthalten und wenn dieser sie nicht ewig an die verlorene Größe mit demüthigender Zudringlichkeit erinnert hätte. An diesen einzigen Punkt hängt sich von nun an das ganze Schicksal des Ordens, und emsig sammeln sich um ihn alle Stoffe des Krieges, die ihn seinem letzten entgegenführen. Schon zur Zeit des zweiten Nachfolgers Ludwigs von Ehrlichshausen wurde das polnische Preußen durch den Kampf um das Bisthum Ermland wieder erschüttert, das Nicolaus von Tungen von dem Papst Paul II. erhalten hatte und Sixtus IV. gegen Entschädigung desselben an den Polen Andreas Oporowsky vergab. Jener suchte sich unter dem Beistand seines Landes, dieser des Königs Kasimir zu behaupten (1472). Dem Thorner Vertrage gemäß verlangte Polen Beistand von dem Orden, der nicht gesonnen war, das Interesse desselben gegen das seinige zu unterstützen, und sich mit Ungarn über ein Vertheidigungsbündniß verständigte, da die Forderungen Kasimirs mit jedem Jahre heftiger wurden. Wie geschickt man aber den Schutz des Ordens gegen zweifelhafte Bedingungen bei diesem Schritte zum Vorwande brauchte, immer war es nur der Lehnseid, von dem man sich zu entbinden dachte. Als Martin Truchses von Wetzhausen den Hochmeisterstuhl bestieg (1478), weigerte er sich, den Eid abzulegen und rüstete sich. Der Einbruch Polens in Ermland wurde zwar durch die Kriegserklärung Ungarns für den Augenblick gehemmt, aber Kasimir wußte

Brandenburg in sein Interesse zu ziehen, der König Mathias von Ungarn war mit dem Halbmond beschäftigt, der Bischof von Ermland unterwarf sich der Gnade Polens, und dem Hochmeister blieb kein Ausweg übrig, als den Lehnseid zu schwören (1479). Die Umstände waren nicht günstig, einen zweiten Versuch zu wagen, und sein Nachfolger Hans von Tiefen hielt es für verwegen, bei der Erschöpfung des Ordens durch Umgehung der Verträge den Rest der preußischen Besitzung auf das Spiel zu setzen. Unter innern Gährungen und Entwürfen weiser Gesetze endete er sein ruhiges Regiment nnd machte dem Herzoge Friedrich von Sachsen Raum (1498).

Mit der Aussicht auf den Beistand seines Hauses hatte man diesen Fürsten gewählt, und unter der Bedingung, den Lehnseid zu verweigern, ihn auf den Hochmeisterstuhl gesetzt. Aber wie er auch durch Vermittlungen sich aus diesen Schlingen zu winden suchte, wie auch Alexander, der Nachfolger Kasimirs, im Kriege mit Rußland verwickelt wurde, Polen wich von der Forderung nicht ab, und die Abreise des Hochmeisters nach Deutschland, um, nach dem Rath der Ordensversammlung zu Memel, der drängenden Alternative zu entgehen, gewährte nur der Antwort auf die bedenkliche Frage einen kurzen Aufschub. Mitten in dieser bedenklichen Lage wurde Friedrich von Sachsen zu Rochlitz vom Tode überfallen, und überließ es seinem Nachfolger, das unglückliche Spiel zu beenden (1510).

Unterdessen hatte der jüngste Bruder Alexanders, Sigismund, den polnischen Thron bestiegen

und war noch weniger, als sein Vorgänger, gesonnen, die empfangenen Rechte aufzugeben. Unter keinen Verhältnissen war daher die Wahl eines Oberhauptes für den Orden wichtiger, als in diesen Tagen, wo die Stellung Polens ängstlich auf die Spitze getrieben war. Die nahe Verwandtschaft Brandenburgs mit dem Hause Jagello's, die Empfehlung des Kaisers Maximilian und des Churfürsten Joachims I. und die Hoffnung auf Unterstützung Deutschlands lenkten die schwankenden Ordensberathungen auf den fränkischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Sohn Friedrichs des ältern und Sophia's, der Schwester des polnischen Königs Sigismund. Albrecht befand sich zu Anspach, als ihm die Gesandten des Ordens seine Wahl anzeigten, und begab sich nach Mergentheim, um den Ordensmantel zu empfangen (1511). Sein Bruder Kasimir eilte nach Peterkow, um mit Polen über die Huldigung des Hochmeisters zu unterhandeln, und öffnete ihm den Weg nach Preußen, den Sigismund abzuschneiden drohte (1512). Dieselbe Bedingung des Ordens, die den Herzog Friedrich von Sachsen gebunden, hatte auch den Markgrafen auf den Stuhl gehoben und jeder friedliche Ausweg war verfallen, wenn er nicht wieder herabsteigen wollte. Um die erschöpften Hilfsquellen für die Stunden der Noth zu heben, erkannte er den Landmeister von Livland, Walther von Plettenberg, für unabhängig vom deutschen Orden an und erhielt eine Tonne Goldes (1513). Sigismund, den die Waffen Rußlands beschäftigten, schien zwar durch leisere Fragen die Hoffnung zum friedlichen Ausgleich zu

beleben, aber er reiste nur nach Wien, um den Kaiser Maximilian gegen das Versprechen der östreichischen Nachfolge in Ungarn und Böhmen aus dem Interesse des Ordens zu ziehen (1515). In dem polnischen Preußen setzte er alles in Rüstung und Albrecht bereitete den Krieg zu Balga vor. In Deutschland wußte er durch persönliche Erscheinung seine Verwandten in Bewegung zu setzen, empfing zu Berlin schimmernde Versprechungen von den Gesandten Christians II. von Dänemark und trat das letzte Recht des Wiederverkaufs der Neumark an den Churfürsten Joachim I. ab, um einen offenen Weg für 12,000 Mann Söldner durch die churbrandenburgischen Länder zu erhalten (1518). Aber der Augenblick war ungünstig. Deutschland war in Bewegung, die Hilfstruppen von Polen und Pommern gesperrt und 3000 Mann traten in dänische Dienste über, um gegen Schweden zu fechten. Sigismund rückte mit 20,000 Mann in Thorn ein, forderte noch einmal den Lehnseid, und drang, da er verweigert ward, mit der Kriegserklärung in der Hand, nach Riesenburg vor (1519).

Albrecht brach mit 300 Pferden nach Braunsberg auf, nahm diese Stadt und eilte, Hohenstein zu retten, nachdem die Polen bereits Schönberg, Eylau, Rastenburg, Rosenburg, Gilgenburg, Liebemühl und Mohrungen erobert hatten. Aber bei Hohenstein verwundet und zurückgedrängt, begab er sich nach Königsberg, indem Osterode fiel und Holland von 8000 Mann Polen belagert wurde. Der König, der unaufhaltsam weiter drang, riß Marienwerder vom Eid gegen den Orden los, nahm vom Bischofe von Pomesan die Hul-

digung und wies alle Vermittlungen auswärtiger Fürsten ab, die sich nicht auf den Lehnseid des Hochmeisters gründeten. Holland ward erstürmt, Brandenburg genommen, und schon stand Polen nur noch eine Meile von den Thoren Königsbergs entfernt. In dieser Gefahr erhielt Albrecht durch die Vermittelung des Bischofs von Ermland einen vierzehntägigen Waffenstillstand und begab sich nach Thorn, um mit dem Könige über den Frieden zu unterhandeln (1520).

Unterdessen waren 13,000 Mann Söldner unter den Befehlen der Grafen von Isenburg und Schönberg auf dem Marsche nach Preußen, und da die Aussichten zum Frieden verloren gingen, nahmen sie Meseriz mit Sturm und bedrohten Danzig. Während Koniz, Stargard und Dirschau in ihre Hände fielen, hatten 3000 Polen den großen Werder bei Danzig besetzt und ihnen die Verbindung mit dem Hochmeister abgeschnitten. Sie beschossen zwar die Stadt und durchstachen die Radaune, mußten sich aber nach Oliva zurückziehen, die Noth löste die Banden der Ordnung und des Gehorsams auf und das Heer zerstreute sich nach allen Gegenden. Die eroberten Städte erhielten wieder polnische Besatzungen, während Albrecht Elbing vergeblich überfiel. Sein Einbruch in die Danziger Nehrung kostete ihm ein Schiff, und seine Macht schmolz von Tag zu Tag, indem Polen immer neue Kräfte an sich zog. Bis an die Thore vor Königsberg hatte sich die Verwüstung ausgebreitet, alle Hilfsquellen waren versiegt und ohne Schlacht lag dem überlegenen Feinde der Rest des Landes offen. Unter diesem Drang der Umstände wirkten ihm die Gesand-

ten des Kaisers und des Königs von Ungarn noch einmal Waffenstillstand aus, der auf vier Jahre festgesetzt wurde, und ließen ihm Zeit, den ganzen Umfang seiner Unfälle zu bedenken (1521).

Um neue Mittel zu entdecken, wählte er den Weg nach Deutschland, und setzte den Bischof von Samland, Georg von Polenz, und den Komthur von Königsberg zu Statthaltern ein. Aber wo er erschien, fand er die Geister in wunderbarer Bewegung. Der Papst stand als Angeklagter vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung, das ganze Interesse Karls V. hatten Spanien und Italien an sich gerissen. In Nürnberg erschütterte Osiander vor Albrechts Ohr die römische Kirche, Luther erwiederte auf seine Fragen über den Umfang und die Grundpfeiler der päpstlichen Gewalt mit der Freiheit der neuen Meinung, und vielleicht war er es, der den ersten Gedanken eines außerordentlichen Entschlusses in Albrechts Seele warf. Während der Hochmeister in Deutschland seine Meinungen von der römischen Kirche erschüttert und alle Auswege zum Beistand seiner bedrängten Angelegenheit verfallen sah, erklärte sich sein Statthalter in Preußen, Georg von Polenz, der erste unter allen Bischöfen, für die Sache der Reformation, der Antonitermönch Petrus Amandus, der Franziskaner Brismann gewannen die empfänglichen Gemüther, und als sich Albrecht nach Schlesien zu den befreundeten Fürsten von Jägerndorf und Liegnitz begab, bestürmten ihn bereits die päpstlichen Klagen über die begonnene Religionsumwandlung in Preußen. Ritter

warfen den Mantel, Mönche die Kutte ab, und der Pöbel riß hier und da die Bilder der Heiligen herunter. Die Hoffnung auf eine Ausgleichung zu Presburg zerstob, der Waffenstillstand lief seinem Ende zu und noch befand sich Albrecht in keiner Lage, den Krieg führen zu können.

Von diesem Abgrunde der Gefahr konnte nur ein außerordentlicher Schritt zurückführen. Zwei Wege standen offen: es galt, entweder das Land zu opfern um des Ordens willen, oder den Orden um des Landes willen, einen dritten gab es nicht. Denn wenn er auch vom Stuhle herabstieg, mit seiner Person wurde die Lage nicht verändert, und der unbedingte Entschluß der Ordensritter, nie die Lehnsherrschaft Polens anzuerkennen, mußte jetzt oder in kommenden Tagen das letzte Schicksal Preußens herbeiführen. Albrecht entschloß sich, den Orden, der in sich selbst und vor der öffentlichen Meinung verfallen war, für das Land aufzugeben, und bewog den Markgrafen Georg von Jägerndorf und den Herzog Friedrich II. von Liegnitz, in Krakau die Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Abgeordneten des Landes und der Städte kamen seinem Schritt bereitwillig entgegen, und Albrecht warf den Ordensmantel ab, wurde von Polen zum erblichen Herzog von Preußen erklärt und trat aus dem Schoos der römischen Kirche. Die feierliche Belehnung erfolgte zu Krakau am 10. April 1525. Am 9. Mai eröffnete er zu Königsberg diesen Schritt den Ständen des Landes, erhielt aus den Händen des Bischofs von Samland das weltliche Re-

giment seines Stiftes, dem bald der Bischof von Pomesan folgte, und wußte sich auf die Schultern des geretteten Landes gegen den Einspruch der Ordensglieder zu stützen, die sich nicht in herzogliche Beamte verwandeln oder zu dem neuen Glauben übertreten wollten. Das war das Schicksal des Ordens in Preußen, Tugend und die Meinung des Jahrhunderts hatten ihn gehoben, Laster und die Meinung des Jahrhunderts stürzten ihn.

Der ganze Gebrauch, den der Herzog Albrecht von seinen Mitteln machte, war von jetzt an auf das innere Glück seines Landes und gegen die Angriffe des Ordens in Deutschland gerichtet, der seinen bisherigen Landmeister zum Hochmeister erklärte und seine Klage an dem kaiserlichen, wie an dem päpstlichen Hofe erhob. Ja, Karl V. belehnte den Hochmeister Walter von Kronberg mit Preußen und das Reichskammergericht erklärte den Herzog Albrecht (1530) und seine Unterthanen (1536) in die Acht. Aber in Deutschland, wie in den angrenzenden Staaten, wo der Orden Hilfe suchte, gingen keine glücklichen Tage wieder für ihn auf und seine Stimme verrauschte fast unbeachtet an dem Ohr des bewegten Jahrhunderts, während sich in Preußen die neue Ordnung befestigte. Albrecht ernannte an der Stelle der Ordensgebieter vier oberste Räthe aus dem preußischen Adel, die unter dem Herzog das Regiment verwalteten. Die Komthureien verwandelten sich in Aemter, und außer der Obrigkeit der Städte wurden Landgerichte zu Morungen, Saalfeld, Rastenburg, Bartenstein, Riesenburg, Hohenstein

und andere eingesetzt. Zu Königsberg richtete sich ein Hofgericht auf, das die höchste Instanz im preußischen Lande bildete. Um die aufgelöste Religionsform zu regeln, ließ der Herzog eine Kirchenordnung entwerfen und die christliche Lehre nach der gereinigten Erkenntniß in die preußische Sprache übersetzen. Der Bauernaufruhr, der in Deutschland aufgestanden war, zuckte zwar auch in Preußen auf, aber Klugheit und Gerechtigkeit erstickten ihn in seinen ersten Bewegungen (1525). Poliander, Brismann und Paul Speratus, der aus Salzburg und Mähren entflohen war, erweiterten den Boden der Reformation, und als sich der Herzog Albrecht mit der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark vermählte (1526), verloren sich die Spuren der katholischen Kirche mehr und mehr, die Klöster wurden in Schulen und andere wohlthätige Stiftungen verwandelt. Nach der Form der elbingischen Schulen wurde zu Königsberg eine niedere Schule errichtet, mit Einkünften ausgestattet (1541), und bald darauf an dem Plane einer Universität gearbeitet, die im Jahr 1544 eingeweiht wurde. Um die zwistige Kirche zu versöhnen, rief Albrecht am Ende seiner Regierung die Schriftgelehrten Joachim Mörlin und Martin Chemnitz nach Preußen, und ließ mit Hilfe anderer inländischer Gelehrten ein symbolisches Buch für die evangelischen Hauptlehren verfertigen, das eine Wiederholung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses mit seiner Vertheidigung und der schmalkaldischen Artikel war.

Unter diesem ruhigen Regimente schlugen die Keime des bürgerlichen Glückes aus und die freundschaftliche Stellung zu Polen nöthigte den nachbarlichen Fürsten Achtung für den Frieden Preußens ab. Selbst der kurze Kampf des livländischen Ordens mit dem Erzstift Riga, wo man dem Erzbischof Wilhelm, dem Bruder des Herzogs Albrecht, zur Bedingung gemacht hatte, keinen auswärtigen Fürsten zum Nachfolger zu nehmen, ging ohne Einfluß auf Preußen vorüber, und als der Heermeister von Livland, Gotthart Kettler, mit Polen einen Vertrag zu Wilna schloß, worin er diesem Reiche das livische Land jenseit der Düna abtrat und sich das Herzogthum Kurland und Semgallen als polnisches Lehen vorbehielt, um sich gegen Rußland zu behaupten, wurde auch diese Grenze Preußens sicherer und der deutsche Orden immer gewisser von dem Lande abgeschnitten (1561). Der abenteuerliche Zug des Herzogs Erich von Braunschweig, der früher wieder den Krieg in diese Gefilde hätte versetzen können, löste sich an den Ufern der Weichsel auf, und der Anschlag des Verräthers Scalich, der das Vertrauen des greisen Herzogs betrog, war nicht fähig, den fürstlichen Thron zu erschüttern. Aber der Kummer nagte an den Tagen Albrechts, mit der Ahnung der Erlöschung seines Hauses unterstützte er den Entwurf der churbrandenburgischen Linie, sich die Mitbelehnung zu erwerben, und endete am 20. März 1568 eine Laufbahn, die mit ihren unermeßlichen Folgen weit in die Geschichte der neuesten Jahrhunderte einschneidet. Seine zweite Gemahlin,

Anna Maria, Tochter des Herzogs Erich des Aeltern von Braunschweig, überlebte ihn nur um wenige Stunden, und ihr einziger Sohn, Albrecht Friedrich, bestieg jugendlich den väterlichen Thron, indem er die Hoffnungen, ihn fortzuerben, bereitwillig mit dem Churhause Brandenburg theilte (1569).

Neuntes Buch.

Vom Antritt der Regierung Johann Georgs bis zum Tode Johann Sigismunds (1619.)

Die großen Verheißungen, welche die Reformation dem Hause Brandenburg gegeben hatte, schienen mit der Umwandlung des preußischen Landes in Erfüllung zu gehen. Denn so fern auch der Berechnung Joachims II. das Ziel eines Entwurfs liegen mochte, der bis jetzt keine andere Ernte trug, als die Erlaubniß, die Hand mit an die herzogliche Fahne zu legen; so überlieferte er doch in dieser Erlaubniß seinen Enkeln ein unschätzbares Geschenk des neuen Jahrhunderts. Es war nun an ihm, gegen die Reformation erkenntlich zu seyn. Mit dankbarer Wärme empfahl er daher vor den versammelten Landständen seinen Nachfolgern den Schutz der jungen Kirche, die durch Angriffe von außen, durch Entzweiung im Innern bedroht war, und rief seine Unterthanen aus den Diensten Frankreichs und Spaniens in den Niederlanden zurück, wo man die Freiheit der Gewissen mit dem Schwerte verfolgte. Aber als wenn die menschliche Natur sich in sonderbaren Absprüngen gefiele und sich die Rollen gewechselt hätten: während der Churfürst am Niedergange seiner

Sonne fest, wie niemals zuvor, durch jenen Befehl den kühnern Aufschwung der Geister achtete, gleichviel, ob sie mit ihm sich in gleicher Glaubensform trafen oder nicht; war sein Bruder, der Markgraf Johann, der so unerschütterlich gegen das Interim sich erklärt hatte, für die lockenden Anträge Spaniens empfänglich und trat gegen einen monatlichen Gehalt von dreihundert rheinischen Kronen in den Rath und unter die Fahnen Philipps II., der die Herzogin von Parma, vielleicht die letzte Retterin, aus den Niederlanden abgerufen und den Herzog von Alba zum Vollstrecker des Blutgerichts über die Gewissen ernannt hatte. Die Helden der Niederlande, Hoorn und Egmont, waren bereits auf dem Markte zu Brüssel unter dem Henkerbeil gefallen, und Alba arbeitete noch daran, den bürgerlichen Krieg aufzublasen, indem er ihn dämpfen wollte; als der Markgraf Johann die Bestallung des spanischen Philipp annahm (1569). Hatte ihm, dem warmen Freund des Geldes, die damals verführerische Größe des Soldes jede Bedenklichkeit beschwichtigt oder die Bedingung, nicht gegen den evangelischen Glauben fechten zu müssen, in eine Täuschung versetzt; immer war es ein Glück für diesen Fürsten, daß ihm, noch eh' er die Hand an die Waffen legte, der Tod die beschämende Erfahrung ersparte, wie Philipp seine Meinung verstanden wissen wollte (1571).

Diese Bewegungen an den Grenzen Deutschlands hatten unterdessen die Fürsten nach Worms gerufen, und während man Anstalten traf, sie abzuwehren, sammelte man mit unglücklichem Eifer aus dem Vorbehalt der römischen Kirche und aus dem immer bitterern

Misverständnisse der Protestanten und Reformirten die Stoffe der Erschütterung um den Herd der deutschen Länder. Weit entfernt, von dem freien Aufflug des menschlichen Geistes in der Reformation verdrängt zu werden, behauptete die Intoleranz ihr Gebiet und die Religionspartheien schlossen sich immer mehr in engherzig vertheidigte Grenzen ein. Schon wurde im protestantischen Sachsen der Entwurf zu einer religiösen Formel gemacht, die ihren Namen von der Eintracht erhielt, und der Stillstand, der den Geistern darin geboten wurde, war zugleich eine Kriegserklärung gegen abweichende Meinungen. Da die Religion mehr als jemals die Triebfeder der Politik geworden war, welche Gewitterwolken mußten sich über Deutschland sammeln, da sich alles vereinigte, diese Triebfeder in Bewegung zu setzen? Wie dicht daher auch der Vorhang zwischen dem Augenblick und den kommenden Ereignissen war, immer stand die Gefahr heftiger Erschütterungen in der Ferne und mit bangen Ahnungen legte der Churfürst Joachim II. auf dem Todbette das Regiment in die Hände seines Sohnes Johann Georg. Er starb zu Köpenik zehn Tage vor seinem Bruder (3. Januar 1571) und hinterließ seinem Staat das Glück, daß sein Nachfolger den Frieden eben so warm liebte, als er.

Der Zufall hatte für Brandenburg gesorgt, den Fehler Joachims I. in Rücksicht auf die Theilung der Marken zu verbessern und die Neumark wieder mit dem Stamm seiner Länder zu vereinigen, da der Markgraf Johann keinen Sohn hinterließ. Die Gemahlin desselben erhielt zwar das Herzogthum Krossen, wie

die verwittwete Churfürstin Hedwig die Herrschaft Ruppin zum Leibgeding, aber schon nach zwei Jahren fiel diese, nach drei Jahren jene mit dem Tode dieser Fürstinnen an Churbrandenburg zurück. Kein Regent bedurfte dieser vereinigten Hilfsquellen mehr, als Johann Georg. Denn troz neuer Zölle, die Joachim II. mit kaiserlicher Vollmacht eingeführt hatte, waren die ergiebigsten Domainen verpfändet, die kostbaren Bauten zu Berlin, Spandau und vieler Lustschlösser hatten ungeheure Summen verschlungen, Günstlinge hatten sein greises Alter gemißbraucht und die Zugänge zu seinen Finanzen besezt. Betrüger, die ihm unter schimmernden Versprechungen neue Kanäle zeigten, um sich selbst ihrer zu bemächtigen, waren geschäftig gewesen, seine lezten Mittel zu plündern. Lieblingsneigungen rollten das unselige Rad dieser Verschwendung immer weiter fort, und eine Schwäche, die bei Fürsten wie Großmuth aussieht, hatte die verzehrende Krankheit des ökonomischen Haushaltes unheilbar gemacht. Unter ewigen Verlegenheiten hatte sich Joachim in die Arme eines jüdischen Hofbanquiers Lippold geworfen, der nicht gesonnen war, sie zu enden, weil damit seine Unentbehrlichkeit aufgehört hätte. In dem Gefühl seiner Allmacht hatte dieser Mann alle Pforten zum Churfürsten belagert, und erst durch seine Gunst führte der Weg in die Gnade des Landesherrn. Mit stiller Erbitterung hatte sich daher der Haß des Unterthans auf diesen Einzigen zusammengedrängt, und kaum war die Nachricht vom Tode Joachims nach Berlin gelangt, als das Haus jenes Günstlings auf Befehl Johann Georgs mit Wache besezt wurde

und das Volk zusammenströmte, um es zu stürmen. Die Leidenschaft des Haufens übersprang alle Fesseln; wie ein feindliches Heer stürzte er sich auf die jüdische Schule in der Klosterstraße, zertrümmerte sie und trieb die verscheuchten Israeliten in die Asyle ihrer Häuser zurück. Lippold wurde unter ein peinliches Gericht gestellt, des Hochverraths und der Zauberei beschuldigt und später auf dem Neumarkte gerädert. Sein Kopf schaukelte lange auf einem Pfahl vor dem Georgenthore. Aber Johann Georg vertauschte nur den Irrthum; denn während er an dem Betrüger seines Vaters ein schreckliches Urtheil vollzog, öffnete er sein Vertrauen einem andern, der ihn mit Versprechungen, durch chemische Kunst Gold hervorzulocken, zu kostbaren Geschenken und Vorschüssen zu verleiten wußte und heimlich nach Italien floh.

Von allen Staatsdienern, die unter der vorigen Regierung eine wichtige Rolle gespielt hatten, war der Kanzler Lamprecht Distelmeier, ein Mann, der mehr als ein anderer den Plan auf Preußen zu leiten gewußt hatte, und das Vertrauen des Fürsten wie des Unterthans genoß. Aber trotz dieser Veränderungen, welche die Hilflosigkeit der Finanzen sichtbarer machten, wäre das lecke Schiff des Staates ohne haltbaren Boden fortgeschwankt, wenn nicht die Neigungen Johann Georgs mehr mit den Grundsätzen seines Oheims als seines Vaters zusammengetroffen wären. Während Joachim, immer von dem lockenden Schein des Lebens hingerissen, seine edelsten Hilfsquellen vertrocknen sah, hatte der Markgraf Johann von Küstrin die Ergiebigkeit der seinigen gesteigert und, ungeachtet der

kostspieligen Festungsbauten zu Küstrin und Peiz, gefüllte Kammern hinterlassen. Die Einziehung der Klostergüter, die er zu seinen Aemtern schlug, war ihm zu Hilfe gekommen, und unterdessen Joachim von Gläubigern bedrängt wurde, hatte jener große Summen zu einträglichen Zinsen ausgeliehen und selbst dem Kaiser 150,000 Thaler geborgt. Die Interessen flossen in die Schulen oder in den Schoos der Armuth und erleichterten ihm kostspielige Unternehmungen. Seine Magazine waren gefüllt, von seinem Kabinet aus lief die strenge Regel der Ordnung bis zu dem untersten Zolleinnehmer hinunter und die Rechnungen fanden an ihm die letzte Kontrolle. Sein Beispiel wäre daher fähig gewesen, den Namen des Geizes zu Ehren zu bringen, wenn es nicht durch einzelne Schritte befleckt worden wäre, wie seine Justiz. Ich will Gerechtigkeit, und wenn die Welt untergehe! pflegte er auszurufen, und ließ Soldaten, die sich auf der Schildwache vom Schlafe hatten überraschen lassen, alte Weiber und Männer, die im Rufe der Hexerei standen, Menschen, die sich mit beleidigenden Worten gegen seinen Namen vergangen oder wiederholt verbotene Flüche sich erlaubt hatten, ohne Barmherzigkeit hinrichten, während er selbst zwei Astrologen an seinem Hofe besoldete, die ihm die Kenntniß der Gesinnungen fremder Fürsten und der kommenden Ereignisse aus den Sternen verkündeten. Wie bei der plötzlichen Annäherung feindlicher Heere, ließ er sein ganzes Land auf den Kriegsfuß setzen, wenn am Himmel Mars und Saturn in eine nahe Stellung rückten.

In der Stille seiner Lustschlösser in der Altmark und Priegnitz hatte Johann Georg den Warnun-

gen des väterlichen Beispiels sein Inneres geöffnet und die blühende Ordnung dieses Oheims einen wohlthätigen Einfluß auf seine Entschlüsse gewonnen. Joachim II. hatte ihm das schwere Erbe einer Schuld von zwei Millionen und 600,000 Thalern hinterlassen, die ohne die Stände hoffnungslos auf dem Landesherrn lastete. Er rief sie daher im Frühling (1572) nach Köln und wußte die überraschten Gemüther nach langen Weigerungen durch den Kanzler Distelmeier zur Uebernahme einer Million und 350,000 Thalern zu bewegen. Die Neumark lehnte zwar auf dem Landtage zu Küstrin jede Forderung ab und wußte sich in einer freien Sprache durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß nicht ihr Regent Johann, sondern Joachim zerrüttete Finanzen hinterlassen habe; aber der geschickte Gebrauch, den der Kanzler Albin von den Mitteln der Beredtsamkeit machte, brachte auch hier den Widerstand zum Schweigen, und als der Churfürst sich für bereit erklärte, eine halbe Million aus seiner Privatkasse zu bezahlen, nahmen die Stände der Neumark den Rest der Schuld auf ihre Schultern. Daher stieg die Last der Abgaben, dem Grundeigenthümer wurde der Schoß erhöht, eine neue Bierziese (drei Thaler von jedem Gebräu von 36 Scheffeln Malz) verwandelte sich bald in eine beständige, und auch der Kornzoll, den Joachim II. im Jahr 1569 mit kaiserlicher Vollmacht eingeführt hatte, trat nach einer Unterbrechung von fünf Jahren, trotz des Widerspruchs der Stände, wieder in Kraft. Das Land erhielt dafür Freiheiten für den Handel und die Neumark die Bestätigung ihrer besondern Regierung zu Küstrin. Aber bereits hatte

der Kaufmann Umwege gesucht, um die schweren Wasserzölle in dieser Provinz zu umgehen, und indem sich der Landesherr in diesen glücklichen Zeiten reicherer Hilfsquellen versicherte, wurde der Unterthan nach und nach unfähig, die unglücklichen zu tragen, die der Hebel des Verhängnisses langsam, aber unvermeidlich näher rückte.

Denn während Johann Georg noch daran arbeitete, den Nerv seiner Finanzen wieder zu stärken und unter dem wohlthätigen Regiment Maximilians II. die ewige Bewegung der Kriege stillstand, gleichsam um ihre Stoffe erst auf dem Herde Deutschlands zu sammeln, wurde Brandenburg lauter, als zuvor, von der Stimme seines Interesses nach Osten gerufen, um hier durch die Fügung menschlicher Dinge zugleich den weiten Weg nach Westen zu finden, und, zwischen diese beiden Endpunkte noch kraftlos hingestellt, von dorther wie von hierher die Keime seines Unglücks wie seiner Größe auf sein Haupt zusammen zu ziehen. Mit dem wachen Auge auf die sichere Stellung seines Hauses zu Pommern verlobte der Churfürst seine Tochter Erdmuthe mit dem Herzoge Johann Friedrich und räumte dem Geschlecht desselben das Recht ein, im Fall der Erlöschung der Brandenburger die Neumark, Sternberg, Vierraden und Lökeniz zu erben (1571). Dieses Gegenzugeständniß, so sehr es nach der Meinung Brandenburgs geeignet war, das pommersche Land immer fester an sich zu binden, trug dennoch die giftige Ursache eines Eingriffs Schwedens im Schooße, während in Polen der Tod des letzten Jagellonen alle Umstände vorbereitete, jene Macht in die Angelegenhei-

ten Deutschlands herüberzuziehen. Gegen die Absichten Johann Georgs und Oestreichs, das seinen Zepter auch über Polen auszustrecken gesonnen war, wurde zwar Heinrich von Valois auf den Thron gerufen; aber kaum waren die Tage der Krönung vorüber, als sein kinderloser Bruder, König Karl IX. von Frankreich, starb. Heinrich ließ die polnische Krone fallen, um die französische zu empfangen, eilte über Wien und Venedig heimlich zurück und eröffnete dem Hause Oestreich, Schweden, Ferrara und Siebenbürgen das Feld der Bewerbung, den Partheien den Kampfplatz der Zwiste wieder.

Dieser schleunige Wechsel in einem Lande, an dem der Vortheil Brandenburgs hing, bedrohte die preußischen Interessen Johann Georgs in demselben Grade, wie die Aufforderungen dringender wurden, sie zu schützen. Denn während in Polen noch die Würfel schwankten, hatten die Gesandten des Herzogs Albrecht Friedrich bei dem Herzoge Wilhelm von Jülich um die Hand seiner Tochter Maria Eleonora geworben und dem Hause Brandenburg den Weg nach dem fernern Westen gebahnt. Ohne die großen Folgen zu berechnen und das Geschick seines Geschlechts zu ahnen, verlieh der Herzog Wilhelm dieser erstgeborenen Tochter und ihren Kindern in dem Ehepakt mit Preußen das Recht, nach dem unbeerbten Tode seiner Söhne, Karl Friedrich und Johann Wilhelm, das ungetheilte Erbe seiner Länder zu erhalten und ihre beiden Schwestern mit Geldsummen abzufinden (1572). Dieser wichtige Vertrag, den der Herzog Johann Wilhelm von Sachsen vermittelt hatte und der Kai-

ser Maximilian II. bestätigte, erzeugte zwar nur Hoffnungen, die noch am Faden einer unsichern Zukunft hingen und von der Wahrscheinlichkeit einer Erfüllung wenig begünstigt schienen. Aber mit raschem Schritt eilte die Zeit, seine Folgen zu entwickeln, und Brandenburg, mit einem Arm ungewiß auf Preußen gestützt, mit dem andern nicht sicherer nach Jülich und Kleve hingezogen, in dem Stamm seiner Länder ohne Macht, ohne festen Halt der Finanzen, wird von allen Seiten von den Bewegungen des Jahrhunderts bedroht, die sich immer näher anmelden. Während dem Herzoge von Preußen die Aussichten auf häusliches Glück und Ländererwerb sich aufschlossen, überfiel ihn der Unfälle größter, der dem Menschen begegnen kann, und zog die Fäden der Verwicklung für Brandenburg immer enger zusammen.

Denn die Braut des Herzogs, die Prinzessin von Kleve, hatte noch nicht den preußischen Boden betreten, als am Abend bei dem Taumel eines Hochzeitfestes des Hauptmanns zu Fischhausen die Begierden des jungen Herzogs auf das feurigste erregt wurden. Statt der Natur Befriedigung zu gewähren, berathschlagte der Marschall mit dem Hofprediger, welcher Ausweg zu ergreifen sey, und man beschloß, durch eine Arznei, die der Doktor Valerius verschrieb, das aufgeregte Blut des Fürsten zu dämpfen. Solche hatte jedoch einen so unglücklichen Erfolg, daß der Herzog in Blödsinn verfiel und das Leben verließ, eh' er starb. Nach einigen Monaten erschien zwar die Braut in Königsberg und die Vermählung wurde vollzogen, das glückselige Licht des Geistes kehrte jedoch nie mehr in das Haupt

des Herzogs zurück (1573). Bereits im Februar des folgenden Jahres erklärte ihn die Herzogin aller Regierungsgeschäfte für unfähig, und die ärztliche Unwissenheit des Jahrhunderts sorgte dafür, die Krankheit unheilbar zu machen.

In einer Lage, wo die Fortdauer der preußisch-brandenburgischen Linie so augenscheinlich auf dem Spiele stand; wo die Gemahlin des unglücklichen Herzogs, wo die Schwester desselben, eine Herzogin von Mecklenburg, wo die Regimentsräthe nach dem Ruder der Regierung griffen und der Markgraf Georg Friedrich von Anspach aus der Gemeinschaft der Belehnung das Recht der Vormundschaft folgerte; wo an die Krone Polen die Entscheidung über diese streitenden Ansprüche fiel und eben diese Krone ungewiß zwischen Nebenbuhlern schaukelte — in dieser Lage konnte es dem Churfürsten Johann Georg zwar gleichgültig seyn, wer den polnischen Thron bestieg, aber nicht gleichgültig, in welcher Gesinnung er ihn bestieg. Zum Glück traf es sich, daß der Vortheil eines Bewerbers in dem Maaße von Brandenburg abhing, als das Interesse Brandenburgs von dem Prätendenten. Dieses Wechselverhältniß und die Sorge, den römischen Königsthron habsburgischen Prinzen zu versichern, führte Oestreich in die Arme des Churfürsten Johann Georgs, und bewog es, ihn durch wohlfeile Geschenke an sich zu binden. Die Anwartschaft auf das Fürstenthum Grubenhagen, welche Brandenburg im Jahr 1564 erhalten hatte, dehnte Maximilian II. auf das ganze Herzogthum Braunschweig-Lüneburg aus, und ertheilte ihm zu Prag, wohin sich der Churfürst begab, die Belehnung mit den

Herrschaften Beseckow und Storkow. Für diesen Dienst reichte Johann Georg dem unfähigen Sohne Maximilians zu Regensburg die Hand, um ihn auf den römischen Königsstuhl zu heben, und half, ohne es zu ahnen, die unseligen Folgen dieser Wahl für Deutschland und seine eigenen Länder vorbereiten (1575). Aber wie stark auch seine Beweggründe seyn mochten, das östreichische Haus auch in Polen zu unterstützen, und wie groß auch die augenblicklichen Vortheile waren, die das Glück desselben den Brandenburgern versprach; jene waren doch nicht wichtig genug, um sich für Maximilian und seinen Prinzen Ernst in den Wirbel der Gefahr zu stürzen, und diese Vortheile im günstigsten Falle nicht größer, als die jeder andere glückliche Empfänger der polnischen Krone dem Churfürsten anbieten konnte. Als daher der Fürst von Siebenbürgen, Stephan Bathory, mit der Hand der polnischen Prinzessin Anna auch den Zepter erhielt, ehe es Maximilian verhindern konnte (1576); kam ihm Brandenburg eben so bereitwillig entgegen, als es dem Kaiser die Hand geboten hatte, und arbeitete an der Beruhigung der Stadt Danzig, die dem neuen Könige den Gehorsam verweigerte. Nicht gesonnen, die brandenburgischen Fürsten an die Brust Oestreichs zurückzustoßen, überließ der König Stephan dem Markgrafen Georg Friedrich die Zügel des vormundschaftlichen Regiments in Preußen unter herzoglichem Titel (1577) und setzte ihn mit der feierlichen Belehnung zu Warschau (1578) in eine Würde ein, die über der wilden Bewegung theologischer Meinungen und ihrer Partheien schwebte. Auf immer war dem

Hause Oestreich der polnische Zepter entschlüpft, und wer weiß, wie der Norden Europa's aussähe, wenn es ihm gelungen wäre, Polen wie die Erbstaaten Ungarn und Böhmen an seinen Adler zu fesseln, ehe Brandenburg Zeit zur Entwickelung gewonnen hätte. Von allen Entwürfen, mit denen sich Maximilian II. getragen hatte, ging keiner in Erfüllung, als der traurigste: die Erhebung Rudolphs auf den deutschen Thron, und als er starb, hinterließ er diesen Sohn dem Jahrhundert als unglückliches Vermächtniß. Der einzige Mann über den gährenden Ländern, hatte er es verstanden, den Strom religiöser Meinungen in das Bett der Duldung zu leiten; mit seinem Tode rissen nach und nach alle Dämme aus einander, bis die unbändige Fluth beispiellos über Deutschland und Europa stürzte.

Wäre Rudolph II. von dem Schicksal auf einen weniger schwindelnden Posten gestellt worden, als damals der deutsche Kaiserthron war, hätte er sich mit dem bescheidenen Loose eines Bürgers unter die Menge verloren oder wären die Ereignisse neben ihm so ruhig fortgerollt, wie die Sterne über ihm, die er in seinen einsamen Nächten befragte; er wäre dort ein glücklicher, vielleicht ein gepriesener, hier ein vergessener Mann gewesen, denn er war nicht der Erste auf dem Throne, der seines Gleichen suchte. Aber von allen Eigenschaften, die ein Privatleben beglücken können, fehlte ihm die einzige, die er zum Regiment bedurfte. Unter ihm zwei Partheien, die sich ewig argwöhnisch bewachten; die katholische, von jesuitischem Scharfsinn und der Seele der Einheit regiert, unerschütterlich und mit der Erbitterung eines halb Ueberwundenen die Grenzen des

geistlichen Vorbehalts hütend; die andere immer bereit, sie zu überspringen, im Innern getheilt und voll Haß gegen einander, der sich nicht im Widerstande gegen die katholische versöhnte; eine öffentliche Meinung, die von theologischen Schmähschriften und von Jesuiten mit Gift geschwängert wurde, und diese Entzweiung der Gemüther noch von tausend kleinen politischen Rücksichten genährt; Böhmen unsicher und mit den Anhängern des freien Gedankens angefüllt, in Ungarn der Friede nur für Gold feil; Deutschland, von dem Haß gegen Spanien aufgeregt, das dem östreichischen Kabinet seine Grundsätze und seine Dublonen lieh, vor dem Fanatismus Frankreichs erschrocken und aus den Niederlanden gierig die neuen Ideen einsaugend — unter diesen Verhältnissen, und sie sind nicht die einzigen, ein scheuer Zögling der Jesuiten auf dem Throne, der erste im Purpur aus ihrer Schule, ein Fürst, der weit entfernt, die Partheien zu beherrschen, selbst der eifrigste Verfechter der katholischen war; der, ein gefügiges Werkzeug der spanischen Politik, die kostbarsten Vollmachten in die Hände seiner Minister ablieferte und in seinem Marstalle oder bei astronomischen und mechanischen Spielen sich allein glücklich fühlte, wenn ihn die Sorge der Regierung nicht erreichte: konnte ein Charakter, wie dieser und in dieser Lage seinen Erben etwas Geringeres hinterlassen, als einen dreißigjährigen Krieg? Und seit seinem ersten Schritt auf den Thron, wie sicher trug das Jahrhundert alle Stoffe dazu zusammen, wie unentwirrbar schlang sich der Knäuel der Verhältnisse von allen Seiten!

Um einem Gegner, wie die katholische Kirche war,

die sich seit dem Religionsfrieden sichtbar aus ihrem Verfall erhob, gleichsam in geschlossenen Gliedern gegenüber zu stehen, hatte man auf protestantischer Seite sich überzeugt, Einheit in den Glauben bringen zu müssen, und mitten in den innern Spaltungen ihrer Gelehrten an einem Ausgleichungsmittel arbeiten lassen. Während der Churfürst von Brandenburg sogleich nach dem Antritte seiner Regierung den Oberhofprediger Dr. Georg Cölestin nach Mainz geschickt hatte, um bei den entzweiten Glaubensmeinungen die Urschrift der augsburgischen Konfession nachzusehen; hatte der Churfürst August von Sachsen durch wittenbergische und leipziger Schriftgelehrte eine Glaubensform für die sächsische Kirche entwerfen lassen und seinem Lande, wie den ernestinischen, die er als Vormund verwaltete, aufgedrungen. Als aber Johann Georg einen neuen Inbegriff der Lehre nach der Urschrift des augsburgischen Glaubensbekenntnisses mit einer allgemeinen Agende in seinen Marken einführte, ließ August von Sachsen auf einem Konvente zu Torgau andere, von seinen vorigen abweichende Artikel aufsetzen. Der Widerspruch, den diese Glaubensnorm fand, und die Härte, womit die weltliche Macht jede andere Meinung verfolgte, waren nicht geeignet, die entzweite protestantische Kirche zu beruhigen, und die Opfer, Anhänger der mildern Ansicht Melanchthons (von dessen Vornamen Philippisten genannt) fanden Vertheidiger. Daher vereinigten sich Sachsen und Brandenburg, Gelehrte aus allen protestantischen Ländern zum Entwurf allgemeiner Konfessionsartikel zusammenzurufen; an eine Glaubensformel des würtembergischen Theologen Jakob An-

dreä wurden die Untersuchungen derselben zu Torgau geknüpft (1576) und daraus ein symbolisches Werk geschaffen, das unter dem Namen eines Konkordienbuches von fünfundzwanzig Fürsten, sechsundzwanzig Grafen, fünfunddreißig Städten und mehreren tausend Geistlichen unterzeichnet wurde. In den brandenburgischen Marken folgte man dem Beispiel des Fürsten und unterschrieb mit geringem Widerspruch, aber in Preußen, wo der Bischof Wigand von Pomesanien mit andern Geistlichen sich gegen diese Glaubensformel erklärte, fand der Widerstand einen gefährlichen Zusammenhang mit Beschwerden gegen das Regiment des Vormunds, die von der Gemahlin Albrecht Friedrichs unterstützt wurden. Man wollte das Bisthum Samland, das unter Verwaltung stand, wieder mit einem Oberhaupt besetzt wissen und forderte die Einkünfte desselben von der landesherrlichen Kammer zurück. Die Stellen der Regimentsräthe und der Gesandten am polnischen Hofe verlangte man für preußische Einzöglinge, für den Adel Rücksicht, im Hofgericht Ordnung, in den Ausgaben Beschränkung, Freiheit auf den schiffbaren Wassern, Vermeidung neuer Auflagen, und als der Regent Georg Friedrich die Kühnheit der Forderungen ablehnte, flogen die Anklagen gegen ihn an den polnischen Hof und die Abweisung beruhigte die Gemüther nicht (1582).

Hätte indeß dies Glaubenswerk Sachsens und Brandenburgs nur die Absicht gehabt, den schwankenden Meinungen der Protestanten einen sichern Haltpunkt zu verschaffen; wie gleichgültig wäre es an der politischen Verwickelung Deutschlands abgegleitet! Aber es preßte den Aufflug des menschlichen Geistes in dum-

pfe Grenzen ein, die er ohne Gefahr nicht überspringen durfte; es wurde die Mutter der Verfolgung und das Glück des bürgerlichen Lebens wurde mit dem Maaße dieser Glaubensform abgemessen. Es baute gesetzlich eine hoffnungslose Scheidewand zwischen Protestanten und Reformirten auf und stieß die letztern unerbittlich von der Wohlthat des augsburgischen Religionsfriedens weg. Der Religionshaß lag von nun an unersättlich an dieser Quelle, und die gemeinsame Feindschaft gegen die katholische Parthei war weit entfernt, die Entzweiten in einem Vereinigungspunkte zu versammeln. Die Anhänger der Meinung Philipp Melanchthons flohen verscheucht aus Sachsen in die anhaltischen Lande, die bald Repressalien gegen die Lutheraner ausübten und sich in die Arme der Reformirten warfen. Dänemark, Pommern, Holstein, Hessen, Nürnberg und Straßburg verweigerten die Unterschrift der Konkordienformel, die unglückliche Pfalz wurde das Opfer launenhafter Glaubenswechsel, und ihre Fürsten, bald protestantisch, bald reformirt, pflegten auch immer die Gegner ihrer Meinung auszustoßen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn diese Entzweiung die Achtung der Katholischen gegen die Macht der Evangelischen nicht geschwächt, wenn sie ihren Muth nicht gesteigert, wenn sie ihre Forderung nicht aufgetrieben und eben dadurch die Erbitterung unheilbarer gemacht hätte. In Aachen, wohin sich die neue Meinung vor Alba's Schwerte aus den Niederlanden geflüchtet hatte, trugen zwar ihre Anhänger einen augenblicklichen Sieg davon und der Kaiser Rudolph ließ sich durch einen Vergleich abfinden (1581); aber diese Gelegenheit, ihr Gewicht zu

verstärken, fand bei den Protestanten eben so laue Geister, als der kühne Versuch des Churfürsten Gebhard von Köln, die Schranke des geistlichen Vorbehalts zu durchbrechen. Dieser Fürst, den eine süße Neigung zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld aus dem Schooße der römischen Kirche lockte, beging den Fehler, sich für den Glauben der Reformirten zu erklären und mit diesem Schritt den Antheil der Protestanten zu verscherzen. Zum ersten Mal überschritt jetzt, von dem Domkapitel aus den Niederlanden herein gerufen, die spanische Soldateska die deutschen Grenzen, um einen deutschen Fürsten abzusetzen, und den Churfürsten von Brandenburg überfielen die trübsten Ahnungen. Man möchte bedenken, schrieb er am 20. Januar 1583 an das Domkapitel, daß das erste Kriegszeichen den Spaniern die Pforten Deutschlands öffnen würde, der Erzbischof würde Hilfe suchen, wo er sie finden könnte, und die Länder würden bald unter den Waffen stehen. Aber wie er auch dieselbe Sprache gegen den Kaiser wiederholte, zu einer Zeit, wo der päpstlichen Parthei das Konkordienbuch die ganze demüthigende Schwäche der Protestanten aufdeckte, flog sie unbeachtet an dem Ohr der Katholischen vorüber. Das kaiserliche Kabinet selbst unterhielt den glimmenden Zunder, der Papst schleuderte den Bann auf das Haupt des Erzbischofs von Köln, und ein Nebenbuhler aus dem baierschen Hause, den das Domkapitel erwählte, entschied bald das Schicksal des verlassenen Fürsten, der, auch von England abgewiesen, endlich nach Straßburg sich begab, um seine Tage von einer Präbende zu fristen. Aber auch hier gab seine Erscheinung das Zeichen zur Entzweiung.

Die katholische Hälfte des Kapitels, die ihn in ihrer Mitte nicht dulden wollte, versetzte sich nach Zabern, die protestantische blieb, und so fern dieses Ereigniß an Brandenburg vorüberzugehen schien, warf doch der Zwist bald seine Schlingen auch um dieses Haus und bereitete ihm Demüthigungen vor (1584).

Der Fall eines Fürsten, der weniger durch seine Persönlichkeit, als durch seine Würde den Protestantismus in Deutschland bis zum Uebergewicht verstärkt haben würde, war die erste traurige Frucht der Entzweiung in der neuen Lehre. Die Ahnung Johann Georgs ging in Erfüllung und spanische Truppen fingen an, die deutschen Grenzen wie fette Triften zu betrachten und an den Marken Kölns, Kleve's und Westphalens das Recht des Feindes auszuüben. Unter dem schlaffen Regimente Rudolphs, der vor diesen Eingriffen erschrak, weil sie ihm unbequem waren, sank Deutschland als politische Macht bis zur Bedeutungslosigkeit herunter, und während England und Spanien in furchtbarer Nebenbuhlerschaft sich in die Leitung des Schicksals Europa's getheilt hatten, wurde das deutsche Reich der Gefahr immer näher gerückt, der Kampfplatz der herrschenden Mächte zu werden. Die Hälfte desselben mit Oestreich im spanischen Interesse, und von Jesuiten fügsam nach einem einzigen Ziel, der Vernichtung des Protestantismus, gelenkt; die andere ohne großen Bundesfreund, im Innern zerrissen und mit nebenbuhlerischen Kleinigkeiten beschäftigt — welches Schicksal war für die evangelische Kirche zu erwarten, wenn es der katholischen gelang, den Zwiespalt im Herzen ihrer Gegnerin zu unterhalten, und wenn das

Schicksal nicht dafür sorgte, ihr von außen ein wohlthätiges Gleichgewicht zu verschaffen? Sachsen und Brandenburg hatten sich zwar überzeugt, gemeinschaftlich Gefahr und Glück theilen zu müssen, und die Erneuerung ihrer Erbverbrüderung mit Hessen auf dem Rathhause zu Naumburg (1587) schien das fehlende Band der Eintracht zu ersetzen, aber selbst im glücklichsten Falle, wenn dieser Erbverbrüderung die Unfälle nicht wieder begegneten, die sie schon getroffen hatten, stand dieser Bund zu ohnmächtig dem katholischen Theil gegenüber.

Unter diesen Umständen, die keine Vereinigung der Evangelischen aus eigenem Interesse hoffen ließen, war indeß das Schlimmste, was den Katholischen geschehen mochte, der kluge Gebrauch, den eine fremde Hand von den Hilfsmitteln der erstern machen konnte; und die geheimen Kräfte derselben, denen nichts fehlte, als die Einheit der Leitung, blieben den umsichtigen Heinrich von Navarra nicht verborgen. Dieser Bourbon, ein Bekenner des freien Glaubens, der als nächster Agnat um den verwaisenden katholischen Thron der Valois rang, arbeitete durch seine Gesandten an der Vereinigung der Protestanten, und bot, der natürlichste Bundesfreund, den es für sie unter den politischen Verhältnissen Europa's geben konnte, alle Vortheile eines talentvollen Lenkers an. Dänemark, der Churfürst von Brandenburg mit seinem Sohne, dem Erzbischof Joachim Friedrich von Magdeburg, Braunschweig und die sächsischen Fürsten öffneten endlich seiner Stimme ihr Ohr und kamen nach vergeblichen Vereinigungsversuchen in Lüneburg zusammen, um sich über ihre Ent-

schlüsse zu bedenken. Aber mochten sie sich über die Sicherheit des Bodens täuschen, auf dem sie wandelten, oder dieser politischen Verbindung nur eine religiöse Bedeutung unterlegen; erst nachdem ihre Gesandten, mit dem churpfälzischen an der Spitze, den König Heinrich III., den letzten Valois, zu St. Germain um Schonung der Hugenotten aufgefordert und Demüthigungen erfahren hatten, zogen sie 25,000 Mann unter dem Befehl des Pfalzgrafen Johann Kasimir im Elsaß zusammen. Diese für jene Zeit achtungswerthe Macht, zu welcher Brandenburg an 6000 Reiter mit 21 Kornetten gestellt hatte, rückte in Lothringen ein, um sich jenseit der Loire mit dem Heere Heinrichs von Navarra zu vereinigen. Aber während es das brutale Recht der Eroberer an dem schutzlosen Einwohner geltend machte und der Mangel eines sichern Operationsplanes einzelne Abtheilungen dem Feinde blosstellte, wurde das brandenburgische Korps unter dem Obersten Johann von Buch bei Aineau von dem Herzoge Franz von Guise geschlagen und aus einander gejagt. Ohne ein günstigeres Schicksal zu finden, schlug der armselige Rest des Heeres den Rückweg durch die Schweiz nach Deutschland ein und zerstreute die Befürchtungen der Katholischen, die sich dieser Neigung zu dem hugenottischen Navarrer umsonst mit kaiserlichen Verboten entgegen geworfen hatten (1587).

Die Beweggründe, die den Churfürsten Johann Georg für ein Bündniß mit dem Könige von Navarra empfänglich gemacht hatten, wurden indeß durch den Tod des Königs Heinrich III. von Frankreich und die Rechte verstärkt, die jener Bourbon auf die Krone

der Valois besaß. Gelang es, einen Fürsten, der durch Ueberlegenheit der Talente die Verhältnisse beherrschte, und die neue Meinung, zu der er sich bekannte, auf den französischen Thron zu setzen; so war an dem politischen Uebergewicht der evangelischen Kirche nicht mehr zu zweifeln, und sowohl Spanien, das sich den Niederlanden, England und Frankreich gegenüber gestellt sah, als Oestreich, das in seinen eigenen Erblanden getheilt und ohne Kraft dem Kampfe mit Protestanten und Türken blosstand, in eine wenig furchtbare Stellung zurückgedrückt. Turenne, Gesandter Heinrichs IV., fand daher in Berlin für die Anträge seines Königs einen günstigen Boden, und wußte diesen Hof, wie den sächsischen, zu neuen Rüstungen zu bewegen (1591). Sechzehntausend Mann rückten unter dem Befehl des Fürsten Christian von Anhalt-Dessau in Frankreich ein und ein Theil unterstützte die Belagerung von Rouen. Aber wie warm auch die Wünsche Johann Georgs an einer Unternehmung hingen, die den verlorenen Ruf der protestantischen Truppen herzustellen versprach; er erfuhr bald, daß er ihn neuen Gefahren blosgegeben hatte. Mit brutaler Zudringlichkeit forderte der Soldat den Preis seiner Anstrengungen, und Heinrich IV. war nicht in dem Fall, ihn gewähren zu können. Die französische Ligue, Spanien, die Jesuiten warfen sich dem erschöpften König in den Weg, aus dem protestantischen Deutschland stand kein Geld zu erwarten, und wie auch der Churfürst von Brandenburg durch seinen Feldherrn die Soldaten in Frankreich, durch Schreiben die glaubensverwandten Stände in Deutschland bestürmte, nicht lau am Abgrunde der Schande stehen zu

bleiben; seine Bitten flogen dennoch in die Lüfte. Der Soldat versagte den Gehorsam, und als der Tod des Churfürsten Christian I. von Sachsen seinen Ständen Raum gab, sich gegen die Unternehmung zu erklären, zerrissen die Truppen auf französischem Boden ihre Fahnen und zerstreuten sich (1592).

Seit diesen Tagen, welche die schwache Seite der evangelischen Fürsten so beschämend beleuchteten, gab es der Churfürst Johann Georg sichtbar auf, sein greises Alter durch jugendliche Hoffnungen auf die Protestanten zu täuschen und zog sich schüchtern auf seine Wünsche für den Frieden zurück. Aber ohne die Quelle dieser unseligen Erscheinung zu untersuchen, setzte er mit dem vormundschaftlichen Regenten der chursächsischen Lande die Strenge der Konkordienformel unter den lauer gewordenen Geistern wieder ein, drängte die eingeschlichene Lehre der Reformirten aus Aemtern und dem Schoos der Familien hinweg und lieferte den Kanzler Nicolaus Krell, der sie begünstigt hatte, nach gemeinsamem vormundschaftlichen Beschluß, auf das Hochgericht. Wie mütterlich daher auch die Zeit im Geheimen an der Verschmelzung der zerrissenen Meinungen gearbeitet hatte und wie auch die Tage, wo man ihrer bedurfte, immer näher rückten; so riß doch jener harte Eingriff in die Freiheit der Gewissen die evangelischen Partheien weiter und unversöhnlicher aus einander und half den Katholischen immer mehr Siege erringen. Eine Churstimme, ein Erzbisthum hatte sich der Protestantismus in Köln entwinden lassen, eine zweite Gelegenheit, seine Grenzen auszudehnen, ließ er in Straßburg entschlüpfen. Denn als der

Bischof, Graf Johann von Manderscheid, starb, hatten die Ereignisse in Köln, in Frankreich und in den Ländern der Protestanten die Achtung für die Macht derselben schon so erschüttert, daß es die kleinere katholische Hälfte der Domkapitularen, die sich nach Elsaß-Zabern zurückgezogen hatte, ohne Bedenken wagen konnte, einen Prinzen aus dem Hause Lothringen auf den bischöflichen Stuhl zu rufen, während der evangelische Theil zu Straßburg den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg ernannte. Diese Wahl eines Fürsten, der ein Enkel des Churfürsten und bisher Domprobst in Straßburg war, erfolgte nicht ohne Absicht auf die Unterstützungen seines Hauses; aber ehe noch der Fürst Christian von Dessau zerstreute Haufen seines Heeres aus Frankreich unter die Fahnen desselben sammelte, überschwemmten spanische und lothringische Truppen die bischöflichen Lande. Wie dringend auch die Warnung des Schicksals von Köln das Ohr der Protestanten bestürmen mochte; in den Pulsen des Churfürsten von Brandenburg schlug nicht mehr jener warme Antheil an dem allgemeinen Interesse seiner Kirche, mit ihm war Sachsen verloren, und die geringen Mittel, die er für seinen Enkel aufbot, waren nur auf den Kaiser gerichtet, der das Richteramt begreiflich mit der Partheinahme vertauschte. Die Reichsstadt Straßburg erbot sich zwar, den Nerv der Unternehmungen gegen Lothringen mit einigen Tonnen Goldes zu beleben, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden-Durlach, der fränkisch-brandenburgische Markgraf Georg Friedrich und Joachim Friedrich, der Vater des erwählten Bischofs, stützten zwar die Stel-

lung desselben und die Waffen Christians von Dessau drängten den Gegner von Zabern nach Nancy zurück. Aber im übrigen protestantischen Deutschland war es still, als wenn an den fernen Grenzen ein kleinlicher Zwist persönlicher Nebenbuhlerschaft vorüberginge, der kaiserliche Hof legte sich zwischen die Kämpfenden, die beide mit gleichem Heißhunger den Unterthan plünderten, und der brandenburgische Prinz hielt es endlich für gerathen, gegen ein mäßiges Aequivalent an Geld sich seiner Ansprüche zu entschlagen. Der geistliche Vorbehalt, gegen den die Protestanten so lauten Widerspruch eingelegt hatten, wurde hier zum zweiten Mal nach dem Buchstaben vollstreckt, der Stadt Aachen aus kaiserlicher Autorität ihr Recht abgesprochen, den Rath mit evangelischen Gliedern zu besetzen und freie Religionsübung zu handhaben (1593), und die evangelischen Fürsten begriffen nun, daß sie eine andere Bürgschaft für die Sicherheit ihrer Kirche suchen müßten, als der augsburgische Religionsfriede war. Wie vor dem Ungewitter des schmalkaldischen Kriegs begannen jetzt wieder Zusammenkünfte, und die Nothwendigkeit gebot ihnen, den Zwist theologischer Meinungen aus ihrer Politik zu entfernen. Aber wie man auch zu Heilbronn (1594) an einer Vereinigung arbeiten mochte, um den Kaiser zur Beachtung ihrer Beschwerden zu zwingen; eben die Politik war es, welche den Ton Chursachsens und des Churfürsten von Brandenburg gegen Rudolph herabstimmte und diese Häuser gegen einander erkältete.

Denn während im südlichen Deutschland, dem schwächsten Punkte des Protestantismus, die Stoffe immer mehr der Entzündung fähig wurden, wankte das

klevesche Haus sichtbar seinem Hinfalle entgegen und erregte lebhafter als je die Hoffnungen Sachsens, die sich auf alte Versprechungen des Kaisers gründeten, und Brandenburgs, das durch die Verlobung seines Prinzen Johann Sigismund, eines churfürstlichen Enkels, mit der Tochter des Herzogs von Preußen (1592), sich den Weg nach jenem Erbe sicher gebahnt zu haben glaubte. Als daher Churpfalz noch bemüht war, die entzweiten Partheien auf politischem Wege zu versöhnen, begann bereits, wenn auch noch unmerklich, der Keim einer Streitfrage sich zu entwickeln, an welcher unberechenbare Folgen hingen. Immer sichtbarer wurde in Deutschland die Einwirkung der Politik Frankreichs, das, seinen natürlichen Feinden Oestreich und Spanien gegenüber, nie nach dem Glaubensbekenntnisse seiner Bundesgenossen fragte, und selbst mit der Religionsänderung Heinrichs IV. dem Protestantismus nichts entzog, als einen Thron. Aber nicht genug, daß das Interesse der Evangelischen an den großen Entwürfen dieses Königs im Westen Europa's einen politischen Stützpunkt fand; es bereiteten sich auch im Osten Umstände vor, die ihm einen zweiten anboten. Denn wie lebhaft auch die Anstrengungen des Erzherzogs Maximilian von Oestreich gewesen waren, nach dem Tode Stephan Bathory's den polnischen Thron zu besteigen; er hatte doch die Beschämung erleben müssen, die Krone in die Hand seines Nebenbuhlers, des Kronprinzen von Schweden, Sigismund, gleiten zu sehen, und für sein Haus die Hoffnung auf diesen Zepter durch ein polnisches Staatsgesetz auf immer zu verlieren. Was wäre für das brandenburgische Interesse in

Preußen zu erwarten gewesen, wenn dieser Maximilian gesiegt hätte, welcher aus der ihm übertragenen Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens alle Rechte folgern konnte, das verlorene Land wieder zurück zu fordern und die Herrschaft Oestreichs bis an die Küsten der Ostsee auszudehnen? Wer konnte berechnen, wo die Folgen dieser Wahl geendet hätten?

Indeß sah dieses Haus nicht ohne Genugthuung aus dem Glück des schwedischen Sigismund alle Unfälle für ihn entspringen, die den Erben einer Krone treffen können, und ahnte nicht, daß hier das Schicksal Habsburgs die Umstände zusammenzuweben begann, die ihm selbst seinen gefährlichsten Gegner erweckten. Denn nicht gesonnen, die Rolle des französischen Heinrich III. zu wiederholen, entschloß sich Sigismund bei der Nachricht vom Tode seines Vaters, des Königs von Schweden, beide Kronen auf seinem Haupte zu tragen, und begab sich nach der Einwilligung des Reichstages in sein väterliches Land, wo er zu Upsala gekrönt wurde (1593). Aber schon stand sein Nebenbuhler hinter ihm, der Herzog Karl von Südermannland, und wartete die Reife der Augenblicke ab, um das Statthalteramt, das ihm in der Abwesenheit Sigismunds übertragen wurde, in die königliche Würde zu verwandeln und dadurch einen langen Kampf zwischen Polen und Schweden zu entzünden.

So sehr dieser Wechsel außerhalb des Einflusses Brandenburgs lag und so vorsichtig dieses Haus jede Lockung abwies, die es zu seinem eigenen Schaden zur Partheinahme hätte hinreißen können; so groß war der Antheil, den jener an dem Schicksal desselben hatte.

Zwar ruhte auf den Marken, wie auf Preußen, den hier und da wieder aufglimmenden Streit theologischer Erklärungen abgerechnet, ein tiefer Friede; die Wohlhabenheit des Bürgers war wuchernd aufgeschossen und die Keime einer schönern Kultur versprachen den künftigen Jahrhunderten eine glückliche Ernte. Johann Georg hatte während einer dreiundzwanzigjährigen Regierung unter der Begünstigung der äußern Ruhe den Quellen seiner Finanzen nachgeholfen, und ohne in der Lehre des Staatshaushaltes ein glänzenderes Beispiel aufzustellen, als sein Jahrhundert, das erst von Frankreich, Holland und England die großen Wahrheiten desselben lernte, war er von der Nothwendigkeit auf den Grundsatz der Sparsamkeit gewiesen worden. Der Herzog von Preußen war seit dem Tage von Fischhausen für die Geschichte gestorben, und sein Stellvertreter, mit der doppelten Verantwortlichkeit gegen das fürstliche Haus und die Stände des Landes, konnte weder große Vorzüge noch große Fehler entwickeln. Auf die Behauptung seiner vormundschaftlichen Rechte und die Beruhigung der Gemüther war fast der ganze Gebrauch seiner Mittel gerichtet; ohne Schwierigkeit hatte er, wie die Churlinie, von Polen die Belehnung erhalten, und, gleich dieser, den Entschluß gefaßt, die Bisthümer Pomesan und Samland einzuziehen. Diese Stifter, die dem Herzogthum Preußen geblieben waren, hatten immer auch seine Schicksale getheilt und ihre Häupter bei dem Ausbruche der Glaubenszwiste großen Einfluß auf die Richtung der Geister ausgeübt. War es diese Gewalt auf die Meinung, die der Regent fürchtete, oder die Stimme des ökonomischen Vortheils gewesen, die

ihm gerathen hatte, den günstigen Moment zu benutzen: er hatte die Stelle des verdrängten Heshusius, Bischofs von Samland (1577), nicht wieder besetzt und die Verwaltung des Stiftes dem Bischof von Pomesan, Johann Wigand, übertragen. Als dieser letzte der preußischen Bischöfe gestorben war (1587), waren, nicht ohne Einfluß der Beispiele in Deutschland, zwei Konsistorien, das samländische zu Königsberg, das pomesanische zu Saalfeld, mit geistlichen und weltlichen Beisitzern errichtet und die Prediger unter Aufsicht von Erzpriestern denselben untergeordnet worden. Die bischöflichen Einkünfte flossen zum Theil zu den Hilfsquellen der Universität von Königsberg, theils in die herzogliche Kammer, theils in den Schoos von drei Landschulen, die zu Saalfeld, Lyb und Tilsit gegründet wurden. Bei der Kränklichkeit des kinderlosen preußischen Regenten, des Markgrafen Georg Friedrich, nahte sich für das verwandte Geschlecht in der Mark der Zeitpunkt, in seine Rechte zu treten, und die wichtigen Momente, wo die fränkischen Fürstenthümer zurückfallen mußten, wo Preußen und Kleve zu gewinnen standen, schienen für das churfürstliche Haus unter dem Schirm des Friedens nicht fern zu seyn.

Aber es war das Schicksal Johann Georgs, im Genuß der Ruhe alle Stoffe zur Größe seines Hauses und alle Elemente zur heftigsten Erschütterung desselben sich sammeln zu sehen. Während im Osten sich die lockenden Aussichten auf ein Herzogthum aufschlossen, das durch seinen Umfang das ganze Churfürstenthum aufwog, und die Vermählung seines Enkels mit der Prinzessin Anna von Preußen, der Tochter

der Erbin Kleve's (1594), den Weg dorthin sicherte, wie nach dem Westen öffnete; wurden dort zugleich durch die Ereignisse in Polen, hier durch widerstreitende Ansprüche und die Stellung der katholischen und protestantischen Partheien gegen einander die Fäden zu jener unseligen Verwickelung gesponnen, welche Brandenburg auf allen Seiten von der Höhe seiner Hoffnungen in den Abgrund zu ziehen drohte. Vor allem schien es dem Churfürsten bei dem fallenden Geschick des kleveschen Hauses darauf anzukommen, selbst auf Kosten des protestantischen Interesses sich in die Gunst Oestreichs zu setzen, das im Besitz der kaiserlichen Autorität war und eben jetzt in dem Falle sich befand, des Reichs gegen die Türken zu bedürfen. Denn ungeachtet die glänzende Zeit dieser ausgearteten Nomaden mit Soleyman II. untergegangen war und ihre Häupter anfingen, sich in den Wollüsten des Serails zu entnerven; hatten sie doch die Waffen wieder ergriffen und Ungarn bedrängt. Johann Georg glaubte mit einigen Truppen, die er zweimal unter dem Befehl Heine's von Pfuhl nach Ungarn abschickte, die Dankbarkeit Rudolphs nicht zu theuer zu bezahlen (1594. 1595). Aber wenn der Kaiser auch weniger blindes Werkzeug der spanischen Politik gewesen wäre, in deren Absichten es nicht liegen konnte, die protestantische Parthei durch den Anfall so schöner Länder zu verstärken, wie Jülich und Kleve waren; so wurde doch jetzt eben gegen diesen Rudolph in seinem eigenen Hause ein heimlicher Angriff vorbereitet, der selbst seine günstigste Stimmung für Brandenburg den Katholischen unschädlich machen mußte. Er lehnte zwar den Antrag, einen

Reichsnachfolger aus dem Schooße seines Geschlechts zu ernennen, in der Ahnung seines Geschicks mit Bestimmtheit ab; doch wuchsen die Verhältnisse riesenmäßig über seine Fähigkeit hinaus, und sein Entschluß, den schimmernden Namen des Regiments, hinter den er sich verbarg, mit keinem Zweiten zu theilen, ließ nur der Verwickelung Zeit, alle Länder zu ergreifen. Was auch in Deutschland geschehen mochte, immer war es die Religion, die sich zum Antheil meldete, jedes Ereigniß, und war es das kleinste, wog man mit der Wage des Vortheils für diesen oder jenen Glauben ab, und diese unwiderstehliche Triebfeder, die sich mit fürchterlicher Einheit aller Erscheinungen bemächtigte, wohin konnte sie nicht das Jahrhundert reißen, wenn ein Schlag, gleichviel wo und welcher, sie mit den Waffen in Bewegung setzte?

Unter dieser schwülen Gewitterluft neigte sich der Tag Johann Georgs zu Ende, und ohne zu ahnen, daß Brandenburg nie mehr der Einheit bedurfte, als jetzt, entwarf er eine Theilung unter seinen Söhnen, die, trotz dem Widerspruch des Churprinzen, dem Sohne seiner letzten Gemahlin, Christian, die Neumark mit Krossen und Kottbus unter fremder Vormundschaft zusprach (1596). Mit diesem traurigen Vermächtniß der Verwickelung in seinem eigenen Hause, dem Werk der Neigung zu seiner dritten Gemahlin Elisabeth von Anhalt, legte er sich zu Ende des Jahres 1597 auf das Krankenbett und starb am 8. Januar 1598. Die Hälfte seiner Kinder hatte er zu einer Zeit überlebt, wo die fränkischen Besitzungen mit dem Herzogthum Jägerndorf an dem kränklichen Pulse eines Einzigen

hingen, wo sein Oheim, Johann von Küstrin, keinen männlichen Erben hinterlassen hatte und die preußische Linie im Begriff stand, mit ihrem letzten Sohne im Blödsinn zu enden. Aber während über die Hohenzollern das Schicksal der Ascanier in Brandenburg und Sachsen zu kommen schien, besaßen sie an der zweiten noch funfzehn starken Hälfte der Kinder Johann Georgs Pflanzschulen genug, um alle ihre Länder zu besetzen. Die Schicksale derselben waren verschieden, wie ihre Eigenschaften, und nur einige hat die Geschichte bei ihrer stolzen Forderung von Thaten und Einfluß aus der Vergessenheit hervorgehoben.

Alles, was man von einem mäßigen Talent erwarten konnte, hatte Johann Georg erfüllt, und wer weiß, ob ein größeres, als er war, sein Haus durch kühne Griffe in die Bewegung des Jahrhunderts nicht eben so gewiß an den Rand der Gefahr gezogen hätte, als er es durch das Gefühl seiner Ohnmacht zurückhielt. Glück genug für ihn, daß diese Scheu vor entscheidenden Maaßregeln mit Verhältnissen zusammentraf, die selbst den überlegensten Kopf zur bedächtigen Zurückgezogenheit hätten zwingen können, und daß eine furchtsame Politik hier zufällig dieselben günstigen Folgen hatte, als die kluge Berechnung eines kühnern Geistes gehabt hätte. Es ist ungewiß, ob sein Nachfolger, Joachim Friedrich, ihn in dem Maaße an Entschlossenheit übertraf, als er durch einzelne Schritte die Meinung davon herausforderte; aber gewiß, daß er aus dem Verfahren seines Vaters Grundsätze folgerte, die sein Regiment dem vorigen ähnlich machten, und das Geschick ersparte ihm, aber nicht seinem Enkel, die

Nothwendigkeit, sich von der Gefahr derselben zu überzeugen. Selbst jenen warmen Antheil, den Joachim Friedrich als Churprinz an der geachtetern Stellung der Protestanten gehabt hatte, nahm er als Churfürst nach und nach zurück und neigte sich überall zu den Maximen der Neutralität, ohne im Stande zu seyn, ihr nöthigen Falls Achtung zu erzwingen. Was er daher der allgemeinen Angelegenheit nützte, ist zweifelhaft, aber die Dienste, die er damit seinem Hause leistete, verdankte er jenen Grundsätzen. Auf diesen einzigen Punkt bezieht er alles, was geschieht, aus dieser einzigen Sorge für sein Haus entspringt seine Kraft, aus dieser einzigen seine bedächtige Haltung nach außen, die wie Schwäche aussieht und keine ist.

Kaum hatte dieser Fürst, den der Unfall getroffen hatte, seine Mutter, eine Prinzessin von Liegnitz, neun Tage nach seiner Geburt zu verlieren, den Churhut ergriffen, als er das Erzbisthum Magdeburg, das er bisher regiert hatte, nach dem Vertrag mit dem Kapitel in die Hände desselben wieder niederlegte, weil er es dem Hause Brandenburg in seinem Sohne Christian Wilhelm, auf den nach jenem Pakte die Wahl fiel, sicherer zu behaupten dachte, als durch zweifelhaftes Glück der Willkühr. Von diesem Momente an waren die Namen der brandenburgischen Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus erloschen und die Würden, die er gemeinsam in seiner Person vereinigt hatte, verloren sich in die landesherrlichen Rechte. Die Geschichte der Marken ist immer auch die Geschichte dieser Bisthümer gewesen, und es hat keine Zeit gegeben, wo ihre Verhängnisse abgesondert von dem Schicksal Bran-

denburgs gewesen wären. Gewöhnlich mit den Fürsten vereint, weil sie ihres Schutzes, diese des Geldes jener bedurften, bisweilen in feindlicher Berührung, wenn die Vortheile sich kreuzten, hatten diese Stiftungen in den ersten Jahrhunderten einen wohlthätigen Einfluß auf die wilden Gemüther und waren fast der einzige Heerd einer menschlichern Sitte; später, als die Menschheit sich aufschwang, wurden sie nicht selten die heftigsten Verfechter des Aberglaubens, weil er die Mutter ihres Vortheils war. Aber welchen Wechsel sie auch erfahren, wie auch einzelne Namen ihrer Oberhäupter sich bemerkbar gemacht haben; immer waren sie an das Churfürstenthum, wie Glieder an den Körper, gebunden, und in der Geschichte dieser stehen auch ihre Ereignisse verzeichnet, wenn sie des Gedächtnisses werth waren.

Was wogen indeß diese Erwerbungen, die nach dem Umschwung der kirchlichen Formen später oder früher gewiß zu gewinnen waren, gegen die Neumark, welche nach dem väterlichen Testamente auf dem Spiele stand und die, je nachdem es die Laune der Natur wollte, nie an Churbrandenburg zurückfallen konnte? Zweimal war diese Provinz von dem Hauptstamme geschieden und zweimal ihm wieder einverleibt worden; zum dritten Mal das Glück auf die Probe zu stellen, war Joachim Friedrich nicht gesonnen. Kaum hatte er den väterlichen Leichnam der Erde gegeben, als er am folgenden Tage den versammelten Landständen durch den Kanzler Johann von Löben erklären ließ, daß er die testamentarische Verfügung seines Vaters nicht anerkennen, daß er das vormundschaftliche Recht

über seine Brüder behaupten und keinem Fremden abtreten würde. Die Stände lehnten zwar eine Theilnahme an den besondern Angelegenheiten des fürstlichen Hauses aus dem Grunde ab, weil man sie bei der Anordnung nicht um Rath gefragt hätte; aber war keine Unterstützung von dieser Seite zu hoffen, so stand auch kein Widerspruch zu befürchten, und der Kaiser, der dem letzten Willen Johann Georgs die Bestätigung ertheilt hatte, zog seine Hand, wie die Landstände, mit der Bemerkung aus dem Spiele, daß seine Einwilligung die Bedingung unverletzlicher Rechte der Betheiligten einschlösse. Nach dieser Antwort, die dem Churfürsten Freiheit ließ, die kaiserliche Bestätigung aufzuheben, vereinigte er sich mit dem fränkischen Markgrafen Georg Friedrich zu einem Grundgesetz des brandenburgischen Hauses, das nach der Grundlage des Testaments Albrechts I. durch ihre Gesandten zu Gera (1598) abgeschlossen und bei einer persönlichen Zusammenkunft der Fürsten zu Magdeburg am 29. April des folgenden Jahres bestätigt wurde. Dieses Gesetz lautete auf untheilbaren Besitz der Mark Brandenburg mit Einschluß der Neumark und Krossens für den erstgeborenen Sohn und Churfürsten; in Franken wurden die beiden von Albrecht angeordneten Regierungen anerkannt und auf den Todesfall Georg Friedrichs, des letzten Markgrafen der fränkischen Linie, die Lande zu zwei Theilen den ältesten Brüdern des Churfürsten versichert. Dem Haupt des Hauses und ihm allein wurde der Anfall Preußens zuerkannt, Jägerndorfs einem Prinzen der Churlinie und zunächst dem zweiten Sohne des Churfürsten, jenem Johann Georg, der

in Straßburg als Nebenbuhler Lothringens aufgetreten war. Allen Brüdern, die das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht hatten, wurden vom Churfürsten Unterhalt, und nach Ueberschreitung dieser Jahre eine jährliche Apanage von 6000 Thalern verbürgt, im Fall sie kein Land oder kein Stift besäßen; statt dieser Abfindung wurde einem derselben das Heermeisterthum Sonnenburg zugesprochen. Jedem der Brüder, der zu einer Regierung gelangen würde, blieb die Sorge für den fürstlichen Unterhalt seiner Kinder aus seinem Landestheile und die beiden jüngsten Brüder des Churfürsten wurden nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre auf Franken gewiesen, sobald die ältesten hier die Regierung würden angetreten haben. Jeder Prinzessin aus der Churlinie wurden für den Fall ihrer Vermählung 20,000 Gulden, jeder andern aus der markgräflichen 12,000 Gulden zur Mitgift ausgesetzt und die Bedingung vorgeschrieben, vor ihrer Verbindung auf alles väterliche, mütterliche und brüderliche Erbe zu verzichten.

Aber wie fest auch Joachim Friedrich wie Georg Friedrich entschlossen waren, die Sprache dieses Vertrags gegen jeden Angriff zu verfechten, und wie fruchtlos auch die Stimme Christians, der sich dagegen erklärte und die Hoheitsrechte über die Neumark nach der väterlichen Verordnung zurückforderte, in Berlin wie am kaiserlichen Throne verhallte; eine einzige Wendung dieses Fürsten auf die Seite der Katholischen konnte dennoch dem Spiele eine ernste Bedeutung geben. Zu einer Zeit, wo an Aachen die Reichsacht mit spanischen Truppen vollzogen wurde, wo in Wesel die katholische Kirche ihre jüngere verachtete

Schwester mit Gewalt zurückdrückte und die Protestanten mit der Richtung ihrer Mittel auf Vereinigung nur den Schleier von ihren Blößen öffneten — welche Tage standen für Brandenburg zu erwarten, wenn sich der ewig wache Feind zwischen die Brüder drängte, um dieses protestantische Haus zu schwächen, wenn Polen im Norden, Oestreich im Süden ihre Gewichte in die Schaale Christians warfen? In Momenten, wo ein leichter Windstoß überall die Stoffe der Erschütterung ablösen konnte, wo die Partheien das kleinste Ereigniß in fürstlichen Häusern auf die große Angelegenheit des Jahrhunderts bezogen und hierin Hilfsquellen oder Hindernisse fanden — was war für Joachim Friedrich zu befürchten, wenn Christian in der einen Hand das väterliche Vermächtniß, in der andern ein Glaubensbekenntniß gegen einander abwog? Es war immer ein glücklicher Zufall, der ihm gerade jetzt einen Ausweg anbot, die Verfügung Johann Georgs zu vernichten und dennoch den Markgrafen Christian mit seinem Loose zu versöhnen. Diesen Ausweg öffnete Franken; es ist daher Zeit, in die Geschichte dieser Seitenlinie abzubeugen, da sie eben im Begriff steht, jene zu schließen.

Seitdem die Hohenzollern unter den rauhern Himmel Brandenburgs versetzt worden waren, hatten die ersten drei Churfürsten die fränkischen Lande immer als den mütterlichen Boden betrachtet, auf den sie sich zurückzogen, wenn es das Geschick der Marken verstattete oder wenn sie den Abschied ihrer Tage erwarteten. Erst durch den Willen Albrecht Achilles (1473) theilte sich das hohenzollernsche Haus in zwei Linien; die bran-

denburgische begann mit seinem ältesten Sohne Johann, die fränkische mit den jüngern, Friedrich und Sigismund. Jener erhielt nach dem Loose das Land des Burggrafthums Nürnberg unterhalb des Gebirgs (Anspach), dieser Baireuth, das Land oberhalb des Gebirgs (1486). Den politischen Schritt Albrecht Achilles, jenen Friedrich mit der Tochter des Königs Kasimir von Polen, Sophia, zu vermählen (1473), hat die Geschichte Preußens gerechtfertigt, denn eben dies lenkte die Wahl des deutschen Ordens auf Albrecht, den Sprößling dieser Ehe. Bereits im Jahr 1495 starb jener Sigismund ohne Erben und sein Land fiel nach dem väterlichen Hausgesetz an den Markgrafen Friedrich zurück, der sich im Zuge gegen die Niederlande zur Befreiung des östreichischen Maximilian und im Reichskriege gegen Baiern zum Beistande Regensburgs den Namen eines Helden verdient hatte. Eine Fehde mit einigen Adelichen und dem Bischof Heinrich von Bamberg, die nach der Sitte des Jahrhunderts mit Plünderung des Landmanns und mit Verbrennung der Burgen geführt wurde, endigte er durch Vergleich (1498) und schickte dem Landgrafen Wilhelm dem Mittlern von Hessen zum Kampfe gegen den Herzog Erich den Aeltern von Braunschweig 4000 Mann, die weiß und schwarz gestreifte Uniformen trugen; ein Umstand, der ihnen im Munde des Volks der Neuheit wegen den Namen der Buntröcke verschaffte. Seit langer Zeit waren die gegenseitigen Rechte der Burggrafen und der Stadt Nürnberg der Gegenstand feindlicher Berührung gewesen, und das Schwert, das schon unter den ersten Chur-

fürsten gezückt worden war, hatte den Knoten eben so wenig lösen können, wie die Schriften, die man gewechselt hatte. Die Erbitterung war gestiegen, und als eines Tages die Nürnberger 300 Mann auf dem Wege nach dem Dorfe Afholterbach aufstellten, um die Kirchweihfeier zu schützen, ließ im Rücken dieser Truppen der brandenburgische Hauptmann mit 1600 Mann bei dem Lichtenhof die Heerden wegtreiben. Mit 800 Bürgern und 6 Feldschlangen wagten die Nürnberger einen Ausfall, wurden aber bei der raschen Verfolgung einer verstellten Flucht umringt und an dreihundert erschlagen (1502). Dieser Unfall war nicht geeignet, die feindlichen Verhältnisse zu versöhnen; wo sie konnten, suchten die Nürnberger Genugthuung an dem wehrlosen Landmann und schmälerten dadurch die Hilfsquellen der Markgrafen. Der Reichstag vom Jahr 1503 schob die Ausgleichung in die Ferne hinaus, und an dem Kriege, der in dem baierschen Hause ausbrach und die nachbarlichen Länder ergriff, verstummte die nürnbergische Streitfrage nicht. Der Markgraf Friedrich verfocht mit seinen Söhnen, Kasimir und Georg, die Ansprüche der baier-münchener Linie gegen das churpfälzische Haus, das sich der Besitzungen des ausgestorbenen landshutischen Zweiges zu bemächtigen suchte und Beistand aus Böhmen hereinzog. Diese Hilfstruppen trieb zwar der Markgraf bei Regensburg in die böhmischen Wälder zurück, aber er wurde von Pfalz bei Ebenet, Wonsiedel und Kemnat geschlagen, und die Vortheile, die ungewiß zu erwarten standen, wurden von den Opfern aufgewogen, die er bringen mußte. Auf dem Reichstage zu Kostnitz (1507), wo der Zwist

unter den Prätendenten der Erbschaft beigelegt wurde, erhielt er Freistadt mit den Klöstern Seligenpfort und Marienburg zur Entschädigung, die sein Sohn nach dreizehn Jahren gegen einige Flecken und Dörfer an der egerschen Grenze wieder an das pfälzische Haus abtrat. Der Zug gegen Venedig im Interesse des Kaisers Maximilian war seine letzte That; denn wenige Jahre darauf wurden seine Geisteskräfte zerrüttet und die Regierung fiel nach kaiserlicher Vollmacht in die Hände seiner Söhne Kasimir und Georg (1515). Friedrich starb zu Plassenburg in einem Jahre mit seiner Gemahlin (1536). Sie hatte ihm sechzehn, nach Andern siebzehn Kinder geboren, von denen einige sich Ruf erworben haben. Die ältesten Söhne, Kasimir und Georg, übernahmen gemeinschaftlich das Regiment in Franken. Albrecht war Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen geworden, und an seinen Namen knüpfen sich dankbare Erinnerungen des Hauses Brandenburg. Johann, der Jugendgespiele Karls V., wurde von dem Kaiser Maximilian nach Spanien als Vicekönig von Valencia versetzt, vermählte sich mit Karls junger Stiefgroßmutter, Germana de Foix, und starb an Gift 1526. Friedrich der Jüngere ging, der erste unter den Hohenzollern, zu dem Glaubensbekenntniß Luthers über, ohne Kraft genug zu besitzen, den Lockungen der Katholischen zu widerstehen. Wilhelm, in Ungarn erzogen und für die Kirche bestimmt, bestieg durch den Einfluß Polens und Preußens den erzbischöflichen Stuhl zu Riga und führte den Protestantismus in dem Erzstift ein. In dem Kampfe gegen den livischen Orden,

der sich aus der Wahl des Herzogs Christoph von Mecklenburg und aus dem Verdachte verrätherischer Absichten gegen Livland entzündete, gerieth er in jahrelange Gefangenschaft, aus der ihn die Vermittlung des römischen Königs Ferdinand zog. Er erlebte die Verwandlung Kurlands in ein Herzogthum als polnisches Lehn und starb 1563. Johann Albrecht, ein eifriger Katholik, folgte seinem Vetter, dem Kardinal Albrecht, in dem Erzstift Magdeburg, und endigte seine Tage auf der Morizburg zu Halle, wo er umsonst den Protestantismus zu verdrängen gesucht hatte.

Als Kasimir nicht lange das Regiment besorgt hatte, fingen während der Abwesenheit seines Bruders Georg die Volksbewegungen an, die schwäbische und fränkische Erde zu erschüttern. Er war eben beschäftigt, bei Ostheim 8000 Landleute zu entwaffnen und den vertriebenen Grafen Wilhelm von Henneberg wieder einzusetzen, als ein Kupferschmied zu Baireuth die empfänglichen Geister aufwiegelte, der Aufruhr schnell, wie ein Nothzeichen, sich verbreitete und bald 16,000 Mann ihm an der Esch, Tauber und am Main entgegenstanden. Der Markgraf schlug sie auf das Haupt, nahm an 1500 gefangen und gab dem verjagten Bischof Konrad von Würzburg sein Land zurück. Nachdem er Schweinfurt, Bamberg und Kitzingen wieder aus den Händen der Rebellen erobert hatte, befleckte er seinen Namen durch Grausamkeit und ließ 85 Rädelsführern die Augen ausstechen und 70 den Kopf abschlagen. In Kulmbach, Pegnitz und Wonsiedel erdrückte er die empörerische Bewegung mit gleicher Strenge,

und nur die Milde Georgs rettete in der letztern Stadt noch Menschenleben, über die schon der Tod gesprochen war (1525). Zwei Jahre darauf starb er in Ungarn, wo er das Interesse des Königs Ferdinand gegen den Grafen von Zapolya verfocht, nachdem er in Preußen die Mitbelehnung erhalten hatte. Sein Bruder Georg, mit dem Beinamen des Frommen, übernahm die Erziehung seines einzigen Sohnes Albrecht und theilte mit ihm die Länder, als dieser, sich der Vormundschaft entschlagend, sein Erbe zurückforderte (1541). Albrecht erhielt das Land oberhalb des Gebirgs, und eine Spannung, die bei der heftigen Natur desselben in Bitterkeit überging, währte bis an das Ende Georgs. Dieser letztere Fürst hatte indeß aus seinem Einflusse am böhmischen Hofe, wo ihm die Erziehung des Königs Ludwig aufgetragen war, große Vortheile gezogen. Er hatte nicht nur von den Herzogen Hans von Oppeln und Valentin von Ratibor auf den Fall ihres unbeerbten Todes das Recht der Nachfolge in ihren Fürstenthümern erhalten, sondern auch aus dem Ertrag einiger ungarischen Güter, die er wieder veräußerte, das Herzogthum Jägerndorf in Schlesien für 58,900 ungarische Gulden gekauft (1524); ein Land, das der König Wladislav in eine Weiberlehn verwandelt und das die Erbin Barbara, die Schwester des letzten Herzogs, bei ihrer Vermählung in die Hände der Herrn von Schellendorf gebracht hatte. Georg empfing von Böhmen die Belehnung und das Recht, darüber nach Belieben zu verfügen. Der Tod dieses Markgrafen (1543), welcher der Reformation in Franken ein siegendes Ueber=

gewicht verschafft hatte, setzte seinen Neffen Albrecht in den Besitz des Regiments über alle fränkische Lande und über Jägerndorf, denn Georg Friedrich, der einzige Sohn Georgs, war noch minderjährig. Aber jene Lande kränkelten an den Nachwehen der blutigen Volksbewegungen, durch kostspielige Unternehmungen, in die sich die Regenten gestürzt hatten, waren die Finanzen zerrüttet worden, die man noch nicht zu ordnen verstand, und im Besitz fruchtbarer Gegenden war Albrecht dennoch ein armer Fürst. Herr zweier Fürstenthümer und eines Herzogthums, die ihre Hilfsquellen dem weisen Finder nicht versagt hätten, nahm er einen jährlichen Sold von 5000 Gulden aus der Hand des Herzogs Moriz von Sachsen an, und wurde dennoch undankbar gegen seinen Wohlthäter.

Diesen Fürsten haben seine Schicksale, seine Tugenden und seine Laster berühmt gemacht. Mit Moriz von Sachsen hat er als Knabe oft sein Bett, als Jüngling und Mann den Ruhm getheilt, und seit den Tagen, wo ihre Bahnen feindlich aus einander gelaufen, hat sein Unglück begonnen. Die Natur hatte ihn zu Anstrengungen fähig, Jagd und Krieg sie ihm leicht gemacht. Seine Talente waren durch Unterricht entwickelt, aber sie dienten nur seinen Leidenschaften. Fast alle jene glänzenden Eigenschaften des Helden, Verachtung der Gefahr, Freigebigkeit gegen den Soldaten und Sorge für sein Wohl schlugen in Fehler um; sein Muth in Tollkühnheit, seine Freigebigkeit in Verschwendung, seine Rücksicht auf den Soldaten in Härte gegen den Unterthan des überwundenen Feindes. Er war beredt ohne Schärfe des Verstandes, Freund ritterlicher

Galanterie ohne Tugend, tapfer, ohne die Flucht für Schande zu halten, guter Anführer ohne tiefen Plan. Als ihn der Kaiser Karl V. im Kampfe gegen den schmalkaldischen Bund dem bedrängten Herzog Moriz mit 7000 Mann zu Hilfe schickte, ließ er sich zu Rochlitz von dem Netze der jungen verwittweten Herzogin von Sachsen, einer warmen Freundin des Churfürsten Johann Friedrich, umstricken und von den Feinden überraschen, während er im Taumel der Vergnügungen lag. Er wurde gefangen nach Gotha geführt, sein fränkisches Land von dem Sieger überstürzt, und erst das Glück Karls V. bei Mühlberg gab ihm seine Freiheit zurück. Als Entschädigung erhielt er vom Kaiser das Amt Königsberg, das er bald darauf an den Churfürsten Moriz für 60,000 Gulden wieder verkaufte. Als er sich nach der Belagerung von Magdeburg, die er mit 300 Reitern unterstützt hatte, gegen den Kaiser erklärte, schloß er mit Frankreich ein geheimes Bündniß und stieß mit 20,000 Mann bei Rothenburg an der Tauber zu dem Churfürsten Moriz. Während dieser Fürst in die tyrolischen Gebirge einrückte, blieb Albrecht zur Deckung des Rückens zurück, erpreßte von Ulm große Summen, überströmte das Gebiet Nürnbergs und zwang diese Stadt, nachdem er von dem Markgrafen Johann von Küstrin 2000 Mann an sich gezogen hatte, an 40,000 Gulden, 400 Zentner Pulver und einiges Geschütz an ihn abzuliefern. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg nöthigte er zur Abtretung von achtzehn Aemtern mit allen Rechten, das Stift Würzburg übernahm eine Schuld Albrechts von 350,000 Gulden und verstand

sich überdieß zur Auszahlung von 220,000 Gulden. Aber während dieser Unternehmung, die ihm an Brandschatzung unermeßliche Summen in die Hände spielte, trat sein Stern in den Wendepunkt und mit dem passauischen Vertrag begann sein Unglück. Die Verträge, die er den Geistlichen und den Städten abgepreßt hatte, waren in dem Frieden vergessen worden und von allen, die gewonnen hatten, kam er allein in Gefahr, alles wieder zu verlieren. Das letzte, was er suchte, war immer der Friede, weil ihm nur der Krieg ein goldenes Füllhorn versprach. Gestützt auf die Versprechungen Frankreichs, brach er aus dem Lager vor Frankfurt auf, besetzte Mainz, Speier und Worms und rückte in Lothringen ein. Karl erklärte durch das Kammergericht seine goldenen Verträge mit Würzburg, Bamberg und Nürnberg für nichtig, bestätigte sie aber wieder, als er es für gerathen hielt, den Markgrafen aus dem Interesse Frankreichs in das seinige zu ziehen. Da aber das Kammergericht die Aufhebung der ausgesprochenen Rechtsurtheile ablehnte und der Kaiser, der seiner nicht mehr bedurfte, mit Entschuldigungen ihn abzufinden suchte, ging er aus dem trierschen Gebiet bewaffnet nach Franken zurück, nöthigte Bamberg, Schweinfurt und andere Städte zur Uebergabe und bezeichnete seinen Weg mit verheerten Dörfern. Aber während er im Nürnbergischen Altdorf und Laufen anzündete, hatte sich in Eger zwischen dem römischen Könige Ferdinand, dem Churfürsten Moriz von Sachsen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und den fränkischen Ständen ein Bündniß gegen ihn aufgerichtet. Um sich daher mit seinen Bundesgenossen

in Niedersachsen zu vereinigen, zog sich Albrecht durch Thüringen nach Braunschweig hin und begegnete dem Churfürsten Moriz auf den Feldern bei Sievershausen, wo er geschlagen wurde. Der Verlust eines zweiten Treffens, das ihm Heinrich von Braunschweig in der Nähe der Stadt dieses Namens lieferte, versetzte den Kampf in die fränkischen Lande, wo ihn die Reichsacht erreichte (1553). Allein einem überlegenen Feinde gegenüber, der mit immer frischen Hilfsquellen sich versorgte, und keine Stütze mehr im ganzen Reiche außer seinen Waffen, vom Kaiser getäuscht und von der katholischen Parthei, wie der protestantischen, gleich einem Werkzeug, dessen man nicht mehr bedarf, verloren gegeben, war Albrecht jetzt mitten in seinen Unfällen auf die höchste Spitze seines Heldenruhmes getreten und selbst seine Niederlage bei Schweinfurt (1554) kostet ihm die Achtung der Geschichte nicht. Er floh nach Frankreich, wo ihn die Gnade mehr drückte, als das Unglück, und schloß, noch ehe er Frieden erhielt, seine merkwürdige Laufbahn zu Pfortheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden (1557). Mein Prediger, rief er einst aus, hat oft gepredigt: Alle die vor Magdeburg ziehen, sind des Teufels und werden wenig Glück haben. Er ist wahrlich unser Prophet gewesen. Denn Herzog Georg von Mecklenburg, Herzog Moriz, Markgraf Friedrich, Bischof Walwitz und viele andere sind todt. Ich bin von Land und Leuten vertrieben, lebe zwar noch, aber weiß nicht, wie lange. Ich meine, Magdeburg hat Gott an uns gerochen.

Die Lande Albrechts, der sich nicht vermählt

hatte, fielen nun an den einzigen Erben aus der fränkischen Linie, Georg Friedrich, den Sohn seines Oheims, des Markgrafen Georg, der im Jahr 1543 gestorben war. Aber diese Lande waren erst aus den Händen der fränkischen Bundesgenossen zurückzufordern, ganze Gegenden standen verwüstet, der Landmann war geplündert, der Bürger ausgesogen. Erst ein langer Friede konnte den zerstörten Wohlstand wieder herlocken, und glücklich genug, daß die Neigung Georg Friedrichs der Nothwendigkeit, Krieg zu vermeiden, bereitwillig entgegen kam. Durch die Bemühung des Churhauses Brandenburg erhielt er aus den Händen des kaiserlichen Bevollmächtigten das Erbe Albrechts zurück und von den fränkischen Verbündeten die Zusicherung von 175,000 rheinischen Gulden als Entschädigung. Dagegen entschlug er sich aller Ansprüche an die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, so wie an die Stadt Nürnberg, und erklärte damit die Verträge Albrechts, die Quelle seines Unglücks, für aufgehoben. Seine Rechte auf Sagan und Sorau, die sich auf Verpfändung gründeten, trat er auf den Wunsch des Kaisers gegen eine Entschädigungssumme an den Bischof von Breslau ab. Er stellte die Festung Plassenburg wieder her und richtete seine Mittel lebhaft auf das Interesse der Protestanten, bis ihm der Tod des ersten Herzogs von Preußen ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete. Als nächster Verwandter dieses Fürsten und auf das Recht der Mitbelehnung gestützt, ergriff er nach dem Unfall, der dem Herzog Albrecht Friedrich begegnet war, die Zügel des vormundschaftlichen Regiments, zog neue Ansiedler aus den Nieder-

landen dahin, und wußte sich gegen Intriguen und Angriffe des Adels zu behaupten. Indeß mochte ihn diese Spannung bewegen, sich nach Franken zurückzuziehen und von hier aus die Regierung in Preußen zu leiten (1586). Unter seiner Hand erholten sich die erschöpften Lande, die Bergwerke im Fichtelgebirge wurden seinen Anstrengungen dankbar, den Evangelischen, die aus Würzburg verscheucht wurden, schloß er seine Grenzen auf und setzte die Befestigung Wilzburgs, wie den Schloßbau in Baireuth und Anspach fort. Die schweren Wolken, die sich über Deutschland sammelten und die eine ungeheure Erschütterung verkündeten, umzogen seine letzten Tage, und mit müder Seele stieg dieser letzte des fränkischen Geschlechts in die Gruft, nachdem er in dem geraischen Vertrage über sein Erbe verfügt hatte (1603).

Dieser Todesfall erfolgte eben zur rechten Zeit, um den Folgen der Entzweiung im Innern des brandenburgischen Hauses vorzubeugen und die jüngern Prinzen mit ihrem Geschick zufrieden zu stellen. Ueber dem Sarge Georg Friedrichs zu Anspach, wo sie sich einfanden, setzte der Wink des Vortheils die Natur wieder in ihre Rechte ein und bewog die Markgrafen Christian und Joachim Ernst, den geraischen Vertrag anzunehmen und dem churfürstlichen Bruder das ungeschmälerte väterliche Erbe zu überlassen. Gegen dieses Zugeständniß erhielt Christian das Fürstenthum Baireuth, Joachim Ernst das Land unterhalb des Gebirgs oder Anspach; beide wurden die Väter des neuen fränkisch-brandenburgischen Hauses, das sich bis an den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts erhielt

(11. Juni 1603). Seinem zweiten Sohne Johann Georg trat der Churfürst nach dem Buchstaben des geraischen Vertrags, unter dem Vorbehalt des Rückfalls an das Churhaus bei der Erlöschung der neuen Linie, das schlesische Herzogthum Jägerndorf mit den Herrschaften Leobschütz, Oderberg und Beuthen ab und setzte ihn in den Besitz dieses Erbes ein, ohne von Rudolph II., als böhmischem Könige, daran verhindert zu werden (1607).

Aber mit allen diesen Maaßregeln hatte Brandenburg noch nichts weiter gewonnen, als Auswege, seine Söhne fürstlich zu bedenken, und alle lockenden Geschenke, die der Tod Georg Friedrichs der Churlinie angeboten hatte, waren weit über die Hälfte weniger werth, so lange das größte, das preußische Herzogthum, noch zweifelhaft auf dem Spiele stand. Jetzt war es dringende Nothwendigkeit, die Spur Joachims II. weiter zu verfolgen und alle Mittel, über die man gebieten konnte, auf diesen einzigen Punkt zu richten. Polen begriff nun, was es bei der Uebertragung des Lehns an das Churhaus Brandenburg aus den Händen gegeben hatte, und thürmte den Gesandten Joachim Friedrichs, die um die vormundschaftliche Regierung und die Belehnung nachsuchten, unerschwingliche Forderungen auf, welche deutlich verriethen, daß es eben auf die Unfähigkeit, sie zu erfüllen, abgesehen war. Sieben Tonnen Goldes, die Rückgabe aller geistlichen Güter an die Gewalt der Bischöfe, den vierten Theil der Einkünfte für den König, die Besetzung des Regiments halb mit polnischen, halb mit preußischen Räthen, Freilassung der Appellation an das

polnische Tribunal, Stellung von 3000 Mann für das Königreich zur Zeit des Kriegs verlangte Sigismund nach einem Bericht in seine Schaale, wenn Brandenburg die Belehnung und zwar nur die Belehnung für ein Glied seiner Familie aufwiegen wollte. An dem Entwurf von Bedingungen, wie diesen, die eine so schwindelnde Höhe erreichten, hatte die Religion der polnischen Stände nicht geringern Antheil, als die Politik Sigismunds, und mit jesuitischer Bedachtsamkeit wog man die Stellung ab, zu der sich der Churfürst bei den drohenden Verhältnissen der katholischen und protestantischen Partheien in Deutschland entschließen würde. Dieser sichtbare Einfluß religiöser Interessen auf die Forderungen des polnischen Reichstages und die Gewißheit, ihn selbst im günstigsten Falle durch die Schwere des Goldes, an welchem Brandenburg niemals reich gewesen war, bis zur Unschädlichkeit schwächen zu müssen, wirkten auf die Entschlüsse des Churfürsten bei den Unternehmungen seiner Glaubensverwandten zurück. So dringend daher auch die Stimme der Evangelischen die Achtung für den Religionsfrieden forderte, so laut sie gegen die Eingriffe des kaiserlichen Reichshofrathes und die Maaßregeln der Katholischen schrieen und so thätig Churpfalz, nicht ohne heimliche Einwirkung Frankreichs, Englands und der Niederlande, an der Vereinigung der Protestanten arbeitete; Joachim Friedrich hielt dennoch den Augenblick nicht für günstig, durch den Beitritt zu dem heidelberger Bund, der den Namen der Korrespondenz führte (1604), den polnischen Hof zum heftigern Widerstande gegen seine Ansprüche heraus zu fordern. In Momen-

ten also, wo seine Brüder in Franken, der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf Moriz von Hessen-Kassel, der Markgraf Friedrich von Baden, der Fürst Christian von Anhalt-Dessau und mehrere Städte in ihrer Vereinigung eine Stütze gegen katholische Gewalt suchten; wo die Evangelischen in Paderborn schimpfliche Demüthigungen erfuhren; wo die Gegner durch den Schritt jener Fürsten zu ähnlichen Entschlüssen gereizt wurden, und in Hessen durch einen Erbstreit ein gefahrvoller Riß unter den Protestanten selbst entstand — in diesen Momenten, wo alles nach der äußersten Spitze getrieben wurde und die Einheit niemals nöthiger war, warnte die Rücksicht den Churfürsten von Brandenburg, das Gewicht seiner Glaubensverwandten zu verstärken und die Einflüsterung des Beispiels Chursachsens auszuschlagen, das bereits anfing, mit lauem Interesse für das große Vorbild seiner Ahnen sich auf die Seite Oestreichs zu neigen.

Aber eben die Religion, welche den Anspruch des Churfürsten von Brandenburg auf Preußen in nicht geringe Gefahr brachte, kostete dem polnischen Sigismund die Krone Schwedens und lieferte sie jetzt unwiederruflich durch den Eid der Stände in die Hand seines Oheims, Karls IX. Beide Länder traten in die Waffen gegen einander; aber Sigismund, in seinen Bewegungen durch den Eigensinn der Reichstage gebunden, von den Augen der Magnaten argwöhnisch bewacht und jener Hebel beraubt, welche der Antheil des Unterthans an den Absichten seines Regenten gewährt, konnte es nicht zweifelhaft lassen, daß er mit einem Gegner, wie Karl IX., den die Stimme der

Religion und des Volks auf den Thron gerufen hatte, der an der öffentlichen Meinung und in den Herzen seiner Bürger unversiegbare Hilfsquellen fand, lange und umsonst um das Uebergewicht würde ringen müssen. Dieser Unfall, dem der katholische Sigismund durch die geforderte Abtretung seines Sohnes an die protestantische Kirche in Schweden hätte begegnen können, verschlang unwiederbringlich und schnell alle seine Mittel und das Gold Brandenburgs fing an, eine zauberische Kraft auf seine Entschlüsse auszuüben, ob er gleich von den Waffen desselben nichts zu befürchten hatte. Unter diesen Umständen war der Churfürst fähig, mit einer Summe von 300,000 Thalern, die ihm die märkischen Stände bewilligten und die er in die Schaale dringender Bedürfnisse in Polen warf, die andere mit den Forderungen desselben aufzuwiegen. Er erhielt das Zugeständniß des vormundschaftlichen Regiments und begab sich im Oktober nach Preußen, um die Verwaltung anzuordnen (1605). Aber so empfindlich für seine Finanzen diese Anstrengungen waren, so unreif lagen ihre Früchte noch in zweifelhafter Entwickelung, wenn es nicht gelang, mit der Vormundschaft zugleich die Belehnung zu erhalten und mit dieser die Rechte des Besitzers zu verstärken. Wurde dieses Geschenk von Polen verweigert, so war Brandenburg wieder auf jene schwankenden Hoffnungen zurückgeworfen, mit denen es begonnen hatte, und wurde mit dem Fall bedroht, durch die Waffen etwas ertrotzen zu müssen, ohne es ertrotzen zu können. Polen schob die Entscheidung bis auf einen Reichstag hinaus, ein innerer Krieg zerriß von neuem die Ordnung der Geschäfte

und Joachim Friedrich, dem der Aufruhr seinen Gesandtschaftssekretär erschlug, stand noch auf der ersten Hälfte des Weges, als er schon keine Zeit mehr hatte, die zweite zurückzulegen (1607). Denn er hatte eben den Churprinzen Sigismund nach Preußen abgesendet, als ihn ein rascher Tod in der Nähe von Köpenik überfiel (18. Juli 1608).

Weit entfernt, mit dem Eilboten, der ihn mit dieser Nachricht zu Landeck einholte, nach dem sichern Land der Marken umzukehren, eilte Johann Sigismund vielmehr, Preußen zu erreichen, den schwächsten Punkt des väterlichen Erbes, wo dieser Wechsel selbst die kaum erkaufte halbe Ernte der Anstrengung wieder in Gefahr brachte. Bei dem gebundenen Willen Sigismunds, der die Entscheidung in die Hände des Reichstages legen mußte, und bei dem heimlichen Widerstande, den Brandenburg in mehrern adelichen Häusern Preußens und Polens fand, war es daher immer noch Glück genug, daß der Sohn auf dem Punkte anfangen konnte, wo der Vater geendigt hatte, und durch die Verwendung der dänischen, sächsischen, pfälzischen, würtembergischen und hessischen Gesandten von den königlichen Abgeordneten in die vormundschaftliche Regierung eingesetzt wurde (1609). Aber an diesem Akte, der ihn nicht weiter brachte, als seinen Vater, stand jetzt noch sein Glück still, und mit allen Versuchen, womit er die Entschlüsse Sigismunds bestürmte, konnte er Polen nicht zur Gewährung des Lehns bewegen. Immer wurde sie auf die hoffnungslose Woge eines Reichstages hinausgeschoben, immer fand sich keine Zeit für die Darreichung einer Fahne, und Johann

Sigismund wurde von den ungeheuern Stürmen Deutschlands überfallen, als er in Preußen noch arbeitete, eine feste Stellung zu gewinnen.

Denn wie ruhig auch das Regiment seiner Väter über ein Jahrhundert lang auf dem Boden gestanden war, der ein ungeübtes Auge über die emsige Zusammenschürung der Zündstoffe täuschen konnte; sie waren jetzt so bereit gelegt und der Augenblick so bang, daß sie nur auf die Bewegung einer Hand zu warten schienen, um Deutschland von allen Seiten zu ergreifen. Bei dem Nichts seiner Rolle, deren Namen er gleichwohl eifersüchtig wie ein Schwächling hütete, sah man es den Kaiser Rudolph meistentheils den Partheien allein überlassen, auf welchem Wege sie ihren Vortheil zu verfolgen gedachten, und jede ergriff, weil sie zu müssen glaubte, alle Gelegenheiten, die sich anboten, die andere zurückzudrücken. Bis in Rudolphs eigenes Haus hatte sich die Eifersucht und der Zwiespalt eingedrängt und von seinen eigenen Brüdern waren bereits die Minen gegraben worden, um ihn selbst aus dem letzten Bollwerk seiner Titel zu jagen. Der Weg, den der Erzherzog Mathias einschlug, um sich selbst auf die Stelle seines Bruders zu schwingen, mußte mit wichtigen Zugeständnissen von den protestantischen Ständen der östreichischen Erblande erkauft werden und führte jeden, der am Ziele sie zu widerrufen gesonnen war, auf das unabsehbare Feld des Unglücks. Unter diesen heimlichen Gährungen im Innern Oestreichs und bei der unzugänglichen Gleichgültigkeit Rudolphs hatten die Churfürsten zu Fulda Mittel gesucht, die Erbitterung der Gemüther im Reich zu beschwören, und

waren gleichwohl nur unversöhnlicher geschieden, weil jeder Theil von dem andern verlangte, was er bei der Gleichheit der Stimmen selbst nicht Willens war zuzugestehen (1606). Nicht ohne Grund zum Argwohn behorchten die Katholischen jeden Entschluß der Protestanten, der auf Vertheidigung ihrer Rechte zielte, und die Verbindung zu Heidelberg, so wenig sie an Gehalte werth war, hielt die Besorgniß der Gegenpartheі wach. Aber statt diesen Verein seiner eigenen gewissen Auflösung zu überlassen, hatte der katholische Theil dafür gesorgt, ihn in festere Fugen zu zwingen. Der Bischof von Würzburg hatte sich der Erbgüter der protestantischen Grafen von Löwenstein-Werthheim bemächtigt und sah diesen Zwist durch den Hilferuf der Prätendenten zur Angelegenheit der Konfessionen erhoben, ohne sie zu fürchten. Vor allem aber, was das Feuer anschürte, war es die rasche Gewalt, mit der sich der Herzog Maximilian von Baiern in den Besitz der Reichsstadt Donauwerth setzte und die protestantischen Kirchen den Jesuiten einräumte. Dieser Unfall, die Folge eines übereilten Angriffs des Volks auf eine katholische Prozession, und die unter dem Schutze kaiserlicher Vollmacht fortgesetzte Weigerung Maximilians, der Reichsstadt ihre Rechte wieder abzutreten, überfiel die Protestanten mit der Gewißheit, daß unter Rudolph ihre Stellung nur mit den Waffen zu behaupten sey. Der Reichstag zu Regensburg zerstob ohne Genugthuung und ohne Bürgschaft des Friedens; die evangelische Korrespondenz versammelte sich unter dem Vorsitz des Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu Ahhausen, erklärte diesen Fürsten zum Ober-

haupte des Bundes, verglich sich über die Hilfsmittel der Bewaffnung, und übergab dem Fürsten Christian von Anhalt-Dessau das Commando der Truppen, die man zusammenziehen würde (1608). Zu gleicher Zeit waren die Plane des Erzherzogs Mathias reif geworden. Mit verschwenderischen Versprechungen hatte er die eigenen Unterthanen gegen ihren Landesherrn bestochen und preßte seinem unfähigen Bruder mit gebieterischem Trotz das Königreich Ungarn nebst den östreichischen Erblanden ab. Aber jetzt forderten die Stände, ehe sie zur Huldigung sich verstanden, den Preis, Religionsfreiheit, für den sie ihn erhoben hatten, und Mathias sah keinen Ausweg, als ihn zu bewilligen. Diese günstigen Augenblicke hatten die Böhmen ergriffen, um dem gedemüthigten Könige gleiche Zugeständnisse abzutrotzen und die Freiheiten Maximilians II. vom Jahr 1575 zurückzufordern. In diesem Drange der Momente, wo das Letzte auf dem Spiele stand, gab endlich Rudolph den böhmischen Ständen jenes berühmte Dokument unter dem Namen des Majestätsbriefes, in dem ihnen, wie den Schlesiern, Freiheit der Religion versichert wurde. Die Noth hatte ihm dieses Geschenk abgelockt, was stand von seinem Nachfolger zu erwarten, wenn sie vorüber war? Mit den Waffen hatten die Böhmen dieses Kleinod erhalten, welche Vertheidigung war vorauszusehen, wenn es angetastet würde (1609)?

Unter diesen Umständen, die allein fähig waren, alle Länder zu erschüttern, bestieg Johann Sigismund den churfürstlichen Stuhl von Brandenburg und hatte das Schicksal, in Kleve einen neuen Stoff zu

ihrer Entzündung zu erben. Mehr, als an seine Väter, war daher an ihn die Frage zu richten, welche Eigenschaften ihm die Natur für diese Lage geschenkt und welchen Gebrauch er von seinen Mitteln zu machen sich entschlossen habe? In der Stunde seiner Geburt hatte Tycho de Brahe einen neuen Stern in der Kassiopea entdeckt, und daher prophezeite man Brandenburg neue Größe. Jener schöne Lichtkörper verschwand zwar wieder in seine Nacht und die Deutung schwieg von diesem zweiten Akte der Erscheinung; aber dieser traf eben so wohl ein. Denn wenn auch gerade diesem Fürsten die Zeit jene Ernten gereift hatte, wozu seine Väter den Samen gestreut hatten; so schienen sie doch nach ihm in ein Nichts sich aufzulösen. Von allem hatte ihm die Natur nichts versagt, was er jetzt bedurfte, und in der Fülle seiner sechsunddreißig Jahre, mit einem Geiste, der seinen Kenntnissen weit überlegen war, mit einem Willen, den keine Schwierigkeit beugte, weniger Wirth, als sein Vater, aber seltener um Hilfsquellen verlegen, ohne achtungswerthe Macht, doch mit Wenigem wagend, war dieser Fürst fähig genug, sein Haupt den nahen Stürmen anzubieten. Sein Vater, der erste unter den Churfürsten, hatte ihm einen Staatsrath (seit 1604) hinterlassen, und es ist zweifelhaft, was von seiner Politik auf Rechnung seines eigenen Talents oder dieses Ministeriums kam, aber immer glücklich genug, daß ein guter Entwurf, gleichviel, ob dort entsprungen oder hier, eben so fähige Hände zur Ausführung fand. Neben diesen Geschenken hatte die Natur ein warmes Blut in seine Adern gegossen, nicht genug, um, wie Mancher der Zeit,

ohne Länder Eroberungen zu machen, zu viel, wenn es galt, zu ihrer Erhaltung sich durch bedächtige Rücksichten der Politik zu winden. Wie theuer bezahlte Johann Sigismund der Natur dieses Zuviel! In einem Jahrhundert, das alle alten Formen der Gewohnheit wild durch einander würfelte, wo dieser Sohn eines Erzbischofs in einem Institut der römischen Kirche (Straßburg) und an den Quellen des reformirten Bekenntnisses protestantisch erzogen worden war, konnte ein Geist, wie er, ein Hilfsmittel der Politik ausschlagen, wenn nichts auf dem Spiele stand, als eine streitige Religionsfrage gegen eine andere? Mit diesen Eigenschaften trat er in das Gefüge der Ereignisse ein, und die Zeit versetzte ihn sogleich in den Fall, ihrer zu bedürfen.

Denn kaum war er mit halberfüllten Hoffnungen aus Preußen auf kurze Zeit nach der Mark zurückgekommen, als der schwächliche Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg durch den Tod seine Lande eröffnete und die Berechnung Brandenburgs auf die Probe stellte (25. März 1609). Es war ein Unfall für den Churfürsten, daß die Herzogin Maria Eleonore von Preußen einige Monate vor ihrem Bruder, jenem letzten Herzoge, gestorben war und daß es nach den Vermählungsverträgen seines Hauses zweifelhaft schien, ob die Churfürstin Anna, die Tochter Maria Eleonorens, in den ganzen Umfang der mütterlichen Rechte eintreten müßte. Diese Streitfrage lockte Nebenbuhler aus allen Gegenden an, um ihre Ansprüche abzuwägen, und — was die Verwickelung steigerte — diese Lande waren einer Bewerbung werth.

Es scheint hier am Ort, ihre Vergangenheit zu durchblättern, um ihre Verhältnisse zu verstehen.

Die Gegenden, welche die Lande Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensberg umfassen, treten mit den Angriffen der Römer aus dem Dunkel; was früher hier geschehen ist, wird keine Forschung enträthseln. Zu den Zeiten der Feldzüge Cäsars hatten die Ubier, Usipeter, Tenkterer, Sigambern, Trierer und Menapier jene Landstriche im Besitz; aber nachdem die Sigambern die römischen Legionen auf dem gallischen Gebiet angegriffen und den Marcus Lollius aufs Haupt geschlagen hatten, fing die blutige Reibung mit den Eroberern an, und diese Völkerschaften wurden unter einander gewürfelt, versetzt oder verloren sich in andere. Um Gallien gegen die Einfälle der Germanen zu sichern und die römischen Provinzen auszudehnen, hatten zwar die Sieger am Rhein und der Weser hier und da Kastelle erbaut; aber als Quintilius Varus in der berühmten Schlacht im teutoburger Walde vernichtet worden war, zitterte selbst Augustus auf seinem Throne, und die Hoffnung, Germanien zu demüthigen, wurde erst durch Germanicus wieder belebt. Aber auch diese Anstrengungen lieferten karge Früchte und der Rhein wurde bald wieder die Grenze der römischen Adler. Als das unermeßliche Reich derselben seinem Falle entgegenwankte, dienten oft Deutsche aus diesen Gegenden in römischen Heeren, und nach dem großen markomannischen Kriege tauchten andere Völkernamen auf, Allemannen am obern Rhein, Franken am untern, Friesen hinter ihnen an den Meeresküsten entlang, ostwärts die Thüringer und Sachsen. Römische Sitte

wanderte ein und aus den Kastellen erbauten sich Städte und Dörfer. Als der Frankenkönig Merwig aus gallischen Eroberungen das Reich der Merowinger gegründet und sein Sohn Childerich den Römern alle Rheinbesitzungen wieder entrissen hatte, kamen die Lande am linken Rheinufer unter die Herrschaft der Sachsen, die den westlich vordringenden Franken nachgerückt waren. Hlodwig der Große, der sich von dem Bischofe von Rheims, dem heiligen Remigius, taufen ließ, stürzte die römische Herrschaft in Franken (486) und zwang die übrigen Fürsten des Landes zum Gehorsam. Seine Söhne theilten (514); Lothar erhielt das belgische Gallien, wozu die Ostniederrhein-Lande gehörten, und schlug die Sachsen zurück, die verheerend über den Rhein geschritten waren. Auch seine Nachkommen theilten, und ein Enkel desselben Lothar trat einen Theil von Austrasien seinem Sohne Dagobert ab, der ihn wieder einem unächten Sohne Siegbert überließ. Von diesem Fürsten erhielt Soest den Namen, und Childerich, der zweite Sohn seines Bruders, des Königs Hlodwig von Franken, kam nach seinem Tode in den Besitz des Erbes und bald ganz Frankreichs. Nach der Ermordung desselben wählten sich die Austrasier selbst zwei Fürsten; Martin herrschte über die Mosellaner, Pipin von Heristall über die Niederaustrasier. Martin wurde von dem fränkischen Hausmeier Ebron ermordet, Pipin aber erhielt nach dem Siege über den König Theodorich die Hausmeisterwürde von ganz Frankreich. Dieß war der erste Schritt auf den fränkischen Thron, den schon sein Enkel Pipin der Kurze nach dem Falle Childerichs III.

bestieg. So kam es, daß jene Lande unter einem Haupte mit Franken vereinigt wurden.

In diese Zeit setzte die Sage den Ursprung der Grafen von Kleve und hüllt sich sehr sinnreich in die Warnung vor dem Bestreben ein, das Geschlecht derselben zu erforschen. Theodorich Ursinus, ein Graf oder, was diese Würde sagen wollte, ein vom König eingesetzter Vorsteher eines Gaues, hinterließ eine einzige Tochter, Beatrix, die im Kummer über die Anfeindungen wegen ihres Erbes eines Tages einsam auf ihrer Burg Nimwegen saß und auf dem Rhein einen weißen Schwan bemerkte, der an goldener Kette einen Kahn zog und der Burg immer näher schwamm. Das Fahrzeug trug einen schönen Jüngling mit einem Jagdhorn an der Seite, einem vergoldeten Schwerte in der Hand und kostbaren Ringen an den Fingern; vor ihm einen gelben Schild mit silbernen Feldern und acht goldenen Königszeptern, die in der Mitte mit goldener Spange und einem zinnoberrothen Stein geziert waren. Der schöne Mann stieg endlich an das Land und bot ihr seinen Schutz an. Die Neigung, von der sie zu ihm hingezogen wurde, bewog sie, ihm ihre Hand anzutragen, und Elias de Grail — so nannte er sich — nahm sie unter der Bedingung an, daß sie ihn nie nach seinem Geschlecht fragen sollte. Indeß nachdem sie ihm bereits drei Söhne geboren hatte, die eben so wenig forschen durften, wie die Mutter, ward ihr die Probe für ihre Neugier zu schwer, sie bat ihn, ihr seine Abkunft zu melden, und — sah ihn augenblicklich und spurlos verschwinden. Der Gram tödtete sie. Die Chroniken fügen hinzu, daß der Kaiser Theo-

dosius ihm das Land Kleve zur erblichen Grafschaft erhoben und daß Elias vor seinem Abschied dem ältesten Sohne Theodorich sein goldenes Schwert und seinen Wappenschild zugleich mit der Grafschaft Kleve, dem zweiten, Godfried, sein Jagdhorn und die Grafschaft Loen, dem dritten, Konrad, seinen Ring und die Landgrafschaft Hessen übergeben habe. Da Beatrix, erzählen die Chronisten, die Tochter eines Grafen von Teisterbant gewesen sey, so sey durch sie diese Herrschaft an der Maas mit Kleve vereinigt worden.

An dieses Mährchen knüpft sich die Geschichte. Theodorich erbte jene Grafschaften, die das Land zwischen der Maas, Wahl und dem Rhein umfaßten, auf seine Nachkommen fort, unter denen sich Johann I. im Heere Karls des Großen gegen die Sachsen auszeichnete und Bedberg gründete, wo er als Einsiedler seine Tage beschloß. Nach dem Tode seines Enkels Balduin theilten sich die Brüder desselben in die Lande, Eberhard erhielt Kleve, Robert Teisterbant als klevesches Lehn. Die Söhne dieses Roberts zerspalteten das Erbe wieder, Ludwig führte das Geschlecht der teisterbantischen Grafen fort, Theodorich wurde der Vater der Grafen von Altena oder der Mark in Westphalen, und Robert stiftete die Heusdesche Linie. Da aber der Graf Ansfried von Teisterbant im Jahr 1008 als Bischof von Utrecht ohne Erben starb, fiel sein Land durch Schenkungen größtentheils an dieses Bisthum und der Name der Grafschaft erlosch. Einzelne Theile derselben erhielten die Grafen von Kleve, die Herzoge von Brabant und die Grafen von Geldern als Lehen von jenem Hochstift.

Unterdessen hatte auch die Grafschaft Kleve, deren Umfang nicht genau zu bestimmen ist, die jedoch ein Theil Ripuariens war, verschiedene Veränderungen erfahren. Eberhard, der Sohn jenes Balduin, der die Grafschaften Kleve und Teisterbant noch zusammen besessen hatte, war nach einer neunjährigen Regierung gestorben (835), nachdem er das Kanonikat zu Wissel und das Kanonissenstift zu Neuß gegründet hatte, und hinterließ einen Sohn, Luthard, der sich nicht weniger durch Geschenke an die Kirche auszeichnete. Während sein Land vor den Normannen zitterte, bereicherte er das Bisthum Utrecht mit Twente, stiftete die Abtei Essen und das Kloster in Salenstatt und wurde vom Papst unter die Heiligen versetzt. Unter seinen Nachfolgern, von denen Balderich II., sein Sohn, am Inn mit gegen die Hunnen focht, baute Graf Balderich III. das Kloster zu Zepflich, das später nach Kranenburg verlegt wurde, und Konrad war der erste, der unter die vier Erbgrafen des Reichs aufgenommen wurde (996). Der Sohn desselben, Dietrich oder Theodorich II., mit dem Beinamen der Fliegende, erhielt die Burg zu Nimwegen mit dem kaiserlichen Gebiet als Unterpfand unter der Bedingung, jährlich drei Stück feuerfarbige Scharlachtücher, jedes von der Länge von 50 Ellen, an den Kaiser zu liefern (1050). Da aber sein Enkel Dietrich IV., vielleicht im Vertrauen auf die Dienste, die er dem Kaiser Friedrich dem Rothbart geleistet hatte, jene Bedingung zu erfüllen säumte, so ging die günstige Gelegenheit zur Vergrößerung wieder verloren. Indessen brachte er die Herrschaften Rossum, Wolfern und Tiel

durch Kauf an sich, und als sein vierter Nachfolger, Dietrich V., sich mit der einzigen Erbtochter des Grafen von Dinslaken vermählte, wurde diese Grafschaft mit Kleve vereinigt (1220). Dem Bischofe von Münster, Ludolf von Holten, der mit den Grafen von Geldern und Flandern in Fehde gerathen war, leistete er Hilfe, schlug sie und erhielt für die Freiheit ihrer Vasallen die Herrschaft Goye. Im Jahr 1230 belehnte er den Hermann von Molenarck mit dem Burggrafthum und beschloß sein kriegerisches Leben 1244, nachdem er in einem Turnier zu Korvey den Grafen von Clairmont getödtet hatte. Sein Sohn Dietrich VI. glich dem Vater, erwarb sich den Beinamen des kleveschen Wolfes, konnte aber doch Nimwegen, das mit dem Gebiet und ganz Batavien dem Grafen Otto von Geldern für 21,000 Mark Silbers verliehen wurde, von dem Könige Wilhelm nicht zurückerhalten. Glücklicher war der Sohn desselben, Dietrich VII., der mit seiner zweiten Gemahlin, Adelheid, die Grafschaft Hulkenrad und die Hälfte der Grafschaft Saffenberg zur Mitgift empfing. Er zog die Herrschaft Ringelberg zu Kleve und hinterließ (1275) einen Sohn, Dietrich VIII., der sich im Jahr 1290 mit Margaretha von Habsburg, einer Nichte des Kaisers Rudolph, vermählte und 4000 Mark Silbers aus dem Zoll von Duisburg und diese Stadt selbst als Unterpfand einer Summe von 2000 Mark als Mitgift erhielt. Ueberdieß war er kaiserlicher Rath und Reichsvikar in den Reichsstädten Nimwegen, Deventer und den benachbarten, wurde mit Wesel, Kranenburg und der Herrschaft Ringelberg belehnt und des

Rechts theilhaftig, an drei ihm beliebigen Orten Geld zu prägen. Seinen Anspruch auf Kaiserswerth, das ihm und dem Erzbischof von Köln verpfändet worden war, trat er dem Erzstift für eine jährliche Zahlung von 400 Mark ab. Diese Verbindung war dem klevesschen Hause sehr vortheilhaft, und ihr besonders hatte es seinen ersten Glanz unter den Fürsten Deutschlands zu danken. Als der Graf Floren von Holland von seinem Vasallen Gerhard von Velsen erschlagen worden war, wußte sich Dietrich VIII. in Kronenberg des Mörders zu bemächtigen, und ließ ihn in einem Fasse, das mit Nägeln durchschlagen war, zwischen Neerdam und Muiden wälzen. Sein Enkel Otto I. (1305) übergab dem Grafen Eberhard von Hoorn die Herrschaft Altena als Lehn und genehmigte den Verkauf der Grafschaft Hulkenrad an das Erzstift Köln. Gegen seinen Bruder, Dietrich X., der ihm folgte, fand sich der König Ludwig der Baier bei seinem Kampfe mit Friedrich von Oestreich dankbar mit Begünstigungen ab. Dieser Fürst gestattete ihm, Zölle zu Grieth und Huissen in den Niederlanden anzulegen, verlieh ihm das Vikariat von Westphalen zwischen der Weser und dem Rhein und die Schutzvogtei über Verden, und gab ihm die Pfandschaften Duisburg und Kaiserswerth zurück, deren erste durch Vermählung an den Grafen Adolph von Berg, die zweite durch Abtretung an das Erzstift Köln gekommen waren (1318). Dagegen verkaufte er die Hälfte der Stadt Heusden und ihres Gebiets an den Grafen Wilhelm von Holland für 2027 toursche Mark und überließ seinem Bruder Johann, Probst zu Köln, seinen Antheil an

dem Erbe Linna und Orsow mit 400 brabantischen Marken jährlicher Einkünfte aus dem Zoll zu Neuß. Das Kanonikatstift zu Monterberg, das er im Jahr 1335 gegründet hatte, versetzte er sechs Jahre darauf nach Kleve, und die Chroniken vergessen nicht, daß er dem Minoritenkloster vierzig Scheffel Waizen, eben so viel Gerste, einen fetten Ochsen und Heringe geschenkt habe. Er besaß keinen Sohn (1347) und sein Bruder Johann II. trat erst aus dem geistlichen Stande, um die Regierung zu übernehmen. Da dieser Nachfolger im Bruderkriege zwischen den Herzogen Reinold und Eduard von Geldern, deren Schwester seine Gemahlin war, Parthei für den ersten genommen und ihm gegen die Stadt Emmerich als Unterpfand 2107 Goldgulden überliefert hatte, wurde er von Eduard (1362) bei Goch überfallen und sah seine Dörfer bei Kalkar und Grieth unter den Händen des Feindes in Feuer aufgehen. Entschlossen, den Krieg in das Land seines Gegners zu spielen, war Johann bereits bis Nimwegen vorgerückt, als sich ein gochscher Bürger anbot, den Grafen Eduard mit einem Pfeil zu tödten. Statt diese verrätherische Hand zu dingen, meldete Johann seinem Feinde die Gefahr, die ihn umschwebte, und führte durch diese biedere Handlung die Versöhnung herbei. Nachdem er die Stadt Griethausen erbaut und von dem Kaiser Karl IV. für große Geldsummen eine festere Verpfändung der Städte Kaiserswerth und Duisburg erhalten hatte, beschloß der kinderlose Graf das alte klevesche Geschlecht (13. Nov. 1368).

Der Tod Johanns II. war das Zeichen zu

Bewerbungen um sein Land, die sich auf Verwandtschaft gründeten. Unter drei Prätendenten wußte sich der Graf Adolf von der Mark zu behaupten, dessen Mutter Margaretha die älteste Tochter des vorletzten Grafen Dietrichs X. von Kleve war, und der seine Brüder, den ältern mit der Hälfte des büderichschen Zolles und der Burg Lymers nebst ihrem Gebiet, den jüngern mit Dinslaken abfand. Als diese Brüder, Engelbert im Jahr 1392, Dietrich 1400, ohne Kinder starben, vereinigte Adolf, der einzige Erbe, die Grafschaft Mark mit Kleve und verschmolz in seiner Person die Meisterbantische Linie, von der die Grafen von Altena oder der Mark abstammten, wieder mit der kleveschen. Dieses altenaische Haus hatte sich in früherer Zeit in das bergische zerspalten, so daß nach einer kurzen Vereinigung der Besitzungen die beiden Söhne Adolfs III., Engelbert und Eberhard, am Ende des zwölften Jahrhunderts die Väter der Grafen von Berg und der Grafen von Altena oder der Mark geworden waren. Der Graf Adolf II. von Altena hatte sich des Gebiets des Grafen Friedrich von Isenburg bemächtigt, der den Erzbischof Engelbert von Köln, einen Grafen von Berg, ermordet hatte, und war der erste gewesen, der sich Graf von der Mark wegen einer erkauften Burg gleiches Namens genannt und das märkische Familienwappen, einen gewürfelten Balken, angenommen hatte. Aus den Trümmern der Isenburg hatte er (1227) die Burg Blankenstein, und auf der Asche Nieubrughs die Stadt Aa, so wie Hamm erbaut. Unter ewigen Fehden mit den Nachbarn und unter den wechselvollen Stürmen des

deutschen Reichs hatte dieses Haus keine Gelegenheit gehabt, sich dauernd auszubreiten oder seinen Ruhm in die Geschichte einzuzeichnen. Die Versetzung nach Kleve war daher eine Gunst des Glücks und führte bald weiter.

Adolf sah sich kaum im Besitz des Landes, als er mit der Wittwe seines Großoheims Johann in einen Zwist über Linna und Orsow verwickelt wurde. Da sie bei ihren Ansprüchen auf das Herzogthum Geldern seines Beistandes bedurfte, wurden ihr zwar von Adolf die streitigen Besitzungen auf Lebenszeit abgetreten und der Graf erhielt von ihr überdies die Stadt Emmerich, das Gebiet von Mecheln und die Inseln Tiele und Bommeln zum Unterpfand für eine Summe von 55,000 alten Schützen. Als er aber nach ihrem Tode Orsow zurückverlangte, machte Heinrich von Strünkede eine Forderung von 18,000 Schützen geltend und wußte den Erzbischof Friedrich von Köln in den Streit zu ziehen. Dieser Geistliche zahlte an Heinrich von Strünkede die Schuld ab und bemächtigte sich als Gläubiger der Burgen Orsow und Linna. Die Fehde, die sich daraus entspann und im Kölnischen wie in Kleve Verheerungen verbreitete, wurde im Jahr 1392 durch einen Vergleich beendigt, daß dem Erzbischof das linnische Gebiet für 70,000 Gulden, dem Grafen Adolf aber das Gebiet Aspel und die Stadt Rees, die Hälfte des Gerichts Kofbuchheim, Schwelm und Hagen für 57,000 Gulden überlassen wurden. Für einen Theil jener Summe erhielt Adolf die Hälfte der Stadt Xanten, die zum Erzstifte gehörte, als Bürgschaft und beide ernannten ihre Vögte. Er war der

letzte Graf von Kleve (1394), denn sein Sohn gleiches Namens empfing von dem Kaiser Sigismund auf der Reichsversammlung zu Kostnitz im Jahr 1417 die herzogliche Würde.

Dieser ausgezeichnete Fürst begann seine Regierung unter glücklichen Sternen. Denn als der Herzog Wilhelm von Berg seinem Hause den Zoll zu Kaiserswerth vorenthielt, den seine Mutter, eine Prinzessin von Berg, zur Mitgift erhalten hatte, entspann sich Krieg; Wilhelm wurde auf das Haupt geschlagen, und mit seinen Verbündeten, dem Herzoge Reinold von Geldern und Jülich, vier Grafen und sechshundert Edelleuten gefangen. Wilhelm mußte auf den Zoll von Kaiserswerth verzichten, den kleveschen Unterthanen Zollfreiheit auf dem Rhein und der Ruhr zugestehen und Sinzig mit Remagen, Reinold die Stadt Emmerich mit den nahe liegenden Inseln und die Gebiete von Limars und Hetter abtreten. Johann von Heinsberg erkaufte seine Freiheit mit Gennep, Simon von Salm mit Ravenstein und 4000 Schützen, und die übrigen mit großen Geldsummen (1397). Zwei Jahre darauf erhielt er mit der Hand der pfalzgräflichen Prinzessin Agnes eine Hälfte von Kaiserswerth statt 25,593 Gulden zur Mitgift, die andere als Unterpfand einer gleichen Summe, und als sein Schwiegervater Ruprecht auf den deutschen Königsthron gestiegen war, verkaufte er ihm das ganze Amt mit der Burg und allen Einkünften (1405). Seine zweite Vermählung mit Maria, der Tochter des Herzogs Johann von Burgund, verschaffte ihm die Herrschaft Winnendahl in Flandern, die er seinem ältesten Sohne

Johann abtrat (1439) und die von dem Herzog Philipp von Burgund mit dem väterlichen Lehen Ravenstein vermehrt wurde (1440). Der Grafschaft Mark wußte sich zwar der natürliche Sohn seines Bruders Dietrich erst durch Waffen, dann durch kaiserlichen Spruch zu bemächtigen (1421); sie fiel aber mit der Erlöschung der Seitenlinie an Kleve zurück (1461). Ehe noch dieser Fürst einen männlichen Erben besaß, hatte er mit den kleveschen Ständen einen Vertrag geschlossen, worin er sie zur Anerkennung der weiblichen Erbfolge verbindlich machte, und zwar so, daß die älteste Tochter die Lande ungetheilt besitzen und die übrigen mit außerkleveschen Gütern abfinden sollte (1418). Er bedurfte diese Vorsicht nicht; sein ältester Sohn Johann erhielt die herzoglichen Lande, sein jüngerer, Adolf, die Herrschaften Ravenstein und Winnendahl. Von seinen Töchtern stieg die vierte, Agnes, auf den Thron von Navarra, und die sechste, Maria, wurde an den Herzog von Orleans, Karl von Valois, vermählt, und wurde die Mutter des Königs Ludwig XII. von Frankreich.

Johann I. erbte von seinem Vater einen Krieg mit dem Erzbischof von Köln, der mit wechselndem Glück geführt und endlich (1464) durch Abtretung Kaiserswerths mit Bielstein und Bretenburg an Köln, durch Ueberlassung Soests und Xantens an Kleve geschlichtet wurde; Städte, die er auch nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten behauptete. Die Regierung Johanns I. fiel in die stürmischen Zeiten des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, und da er diesem Fürsten Hilfe leistete, erhielt er von ihm zum

erblichen Besitz die Städte und Aemter Goch, Duisseln, Wachtendonk, Lobith, Nimwegen, die Vogtei von Elten mit ihren Rechten, welche Geldern in dem Stifte besaß, und die Kirchspiele Angerloo zwischen Emmerich und der Hofstatt der Komnade, dem Rhein und der alten und neuen Yssel (1473); Abtretungen, die von der Erbin Karls, Maria von Burgund, von ihrem Gemahl und den Königen von Spanien bestätigt wurden. Aus Erkenntlichkeit unterstützte Johann den Erzherzog Maximilian in den Niederlanden. Seine Gemahlin war Elisabeth, die einzige Tochter des Herzogs von Nevers und d'Estampe und hatte ihm in dem Ehevertrag das Recht der Erbfolge in den Landen seines Schwiegervaters erworben (1455). Daher wurde der dritte Sohn Johanns, Engelbert, Herzog von Nevers (1473); sein ältester aber, Johann II., übernahm nach dem Tode des Vaters (1481) die Regierung von Kleve und Mark.

Unter diesem Fürsten, Johann II., der an dem reichen Hofe Burgunds aufgewachsen war, schien das Glück eine Wendung zu nehmen. Denn nachdem er von seinem Bruder, dem Herzog von Nevers, der sich gegen die Absichten des Erzherzogs Maximilian in den Niederlanden mit erklärt hatte, zur Partheinahme war bewogen worden, mußte er noch zur rechten Zeit mit den Schätzen seines Vaters den Frieden vom Sieger erkaufen, und der Erschöpfte sah sich genöthigt, die Hälfte der Grafschaft Katzenellenbogen, die er mit seiner Gemahlin, der Tochter Heinrichs, Landgrafen von Hessen, als Mitgift erhielt (1500), an seinen Schwager, den Herzog von Nassau, für 50,000 Gulden wie-

der zu verkaufen. Selbst der Tausch der Parthei und die thätige Verfechtung der Vortheile Maximilians führte ihn nur tiefer in die Zerrüttung der Finanzen hinein und zwang ihn, Kostbarkeiten zu veräußern und Besitzungen zu verpfänden, um seine Soldaten zu bezahlen. Maximilian war in seinen Friedensschlüssen wie im Krieg, den Johann für ihn führte, wenig um den Bundesgenossen bekümmert, und selbst geringen Kostenersatz konnte dieser nur mit schwerer Mühe erhalten. Gleichwohl wog die Vermählung seines ältesten Sohnes Johann mit der Erbin Jülichs, Bergs und Ravensbergs (1510) alle jene Unfälle auf und eröffnete dem kleveschen Hause den W.g zu bedeutenden Vergrößerungen.

Der Ursprung der Grafschaft Jülich verliert sich in die fernen Zeiten, wo Vorsteher gewisser Landstriche nur noch Beamtete der Kaiser waren und ihre Würde nach und nach erblich zu machen wußten. Den ersten Grafen begegnet die Geschichte im zehnten Jahrhunderte, aber ihre Thaten sind theils dunkel, theils unbedeutend und knüpfen sich meistens an die Schicksale der Könige Deutschlands. Unter Wilhelm V., den man für den zehnten der jülichschen Grafen hält, gerieth sein Haus durch den Krieg der Stadt Köln mit ihrem Erzbischof Engelbert an den Rand des Abgrunds. Denn als Wilhelm die Parthei der Stadt ergriff, weil sie sich seinem Schutz anvertraut hatte, schlug er zwar den Erzbischof bei Zülpich auf das Haupt und nahm ihn gefangen (1267); aber der Nachfolger desselben warf ihn bei Jülich nieder, zerstörte die Burg und bemächtigte sich fast der ganzen Grafschaft. Unterdessen hatte

ihm der Kaiser Friedrich II. die Vogtei über Aachen und der König Richard die Stadt selbst verpfändet. Die Aachener verbanden sich gegen ihn mit dem Erzbischof von Köln, sperrten eines Tages, als er auf Befehl des Kaisers Rudolf I. Gelder eintreiben wollte, die Thore, und ein Schmied erschlug den Gefangenen und drei seiner Söhne bei dem Kloster der weißen Nonnen mit dem Hammer (1278). Erst nach der Niederlage des Erzbischofs bei Worringen wurde der zweite Sohn Wilhelms, Walram, in seine Grafschaft wieder eingesetzt und erhielt vom Kaiser Adolf, dem Nassauer, die völlige Regierung der Stadt Aachen für 1300 Mark Silbers. Da der Sohn desselben, Wilhelm VI., kinderlos in der Gefangenschaft starb, folgte ihm der dritte Sohn Wilhelms V., Gerhard V., welcher der letzte Graf von Jülich war. Denn sein Sohn Wilhelm VII. wurde vom Kaiser Ludwig dem Baier zu Frankfurt zum Markgrafen (1337), und bald darauf von Karl IV. zu Metz zum Herzoge erhoben (1356). Seine Residenz hatte er auf der schönen Burg Niedeck, die ihm mit Sinzig, der Propstei zu Karpen und Verden, mit den Städten Düren, Reimagen und der Burg Kaiserswerth verpfändet worden waren.

Sein Nachfolger, Herzog Wilhelm II., hatte sich mit Maria, der zweiten Tochter des Herzogs Reinold I. von Geldern, vermählt und legte dadurch den Grund der Vereinigung des Herzogthums Geldern mit Jülich. Denn als der Herzog Eduard von Geldern im Kriege des Herzogs Wenzel von Luxemburg und Brabant gegen Jülich durch die Hand eines eige-

nen Dieners gefallen war und Wilhelm II. den Kaiser Karl, den Bruder des luxemburgischen Herzogs, zu Aachen zu versöhnen gewußt hatte, erhielt er für seine Söhne Wilhelm und Reinold die Belehnung mit Geldern und die vormundschaftliche Regierung (1372). Dieser Sohn, Wilhelm III., der nach dem Tode seines Vaters beide Herzogthümer besaß und blutige Kriege mit Brabant führte, hinterließ keine Kinder (1402), und als der Bruder und Nachfolger desselben, Reinold III., ebenfalls ohne Nachfolger starb, war der alte jülichsche Fürstenstamm erloschen (1423). Das Band der Länder wurde zerrissen; Geldern fiel an das Egmontische Haus, und Jülichs wußte sich der Herzog Adolf II. von Berg, ein Neffe Reinolds, zu bemächtigen.

Dieser Herzog Adolf II. von Berg fügte ein Land zu dem neuen Besitz, das sich seit seinen Regenten aus der Teisterbantischen Grafenlinie durch Vermählungen und Abtretungen nachbarlicher Fürsten erweitert hatte. Erst lange unter dem gemeinsamen Namen der Grafschaft Altena begriffen, hatte es erst seit dem Jahre 1170 seinen eigenen erhalten und war zum Theil mit aus den Trümmern der Herrschaft Heinrichs des Löwen angewachsen. Mit Adolf IV. hatte es sein altes Grafenhaus aussterben und die Besitzungen durch die Hand der einzigen Erbin an die Herzoge von Limburg übergehen sehen (1218). Nach dem Tode Adolfs VII. aus dem limburgischen Geschlecht hatte Margaretha, seine einzige Tochter, die Grafschaft Berg, nachdem Limburg an die Herzöge von Brabant verkauft worden war, ihrem Gemahl, dem Grafen von Ravensberg, er-

worden, wodurch diese beiden Grafschaften vereinigt worden waren (1348). Durch eine Herrschaft vergrößert, deren Besitzer bisher dunkle Rollen gespielt und Schulden hinterlassen hatten, war die Grafschaft Berg vom Kaiser Wenzel zum Herzogthum erhoben worden (1378, nach Andern 1380 oder 1389). Als jener Adolf II. die Regierung übernommen hatte, war ihm durch seine Gemahlin Jolande das Herzogthum Bar zugefallen; aber da er während der Versuche, es mit den Waffen zu behaupten, gefangen worden war, hatte er seine Freiheit mit dem Verlust derselben erkaufen müssen, und hatte nur in Jülich Glück, mit dem er vom Kaiser Sigismund belehnt wurde (1425).

Diesem Adolf, der kinderlos starb, folgte in den vereinigten Ländern Jülich, Berg und Ravensberg sein Neffe Gerhard II. (1437), der das Amt Ravensberg mit Ausnahme Brockhagens, versetzte und das Schloß Broich mit dem daran liegenden Dorfe Mühlheim für 900 Gulden zurückkaufte. Nachdem er den Herzog Arnold Egmundan, welcher Ansprüche auf Jülich machte und sich mit einer Entschädigung von 10,000 Gulden nicht zufrieden stellte, im Jahr 1444 geschlagen hatte, stiftete er zum Andenken dieses Sieges das Kreuzbrüderkloster zu Düsseldorf und den Hubertus-Ritterorden (1445). Seine Ansprüche auf Geldern und Zütphen trat er dem Herzoge Karl von Burgund für 80,000 rheinische Gulden ab (1473) und fiel bald darauf in Blödsinn. Sein einziger Sohn Wilhelm III. erhielt durch die Hand seiner ersten Gemahlin, Elisabeth von Nassau, nach einem Vertrage mit dem Herzoge Engelbert von Nassau die Herrschaft Heins-

berg, die er mit Jülich vereinigte (1499), und löste die Aemter Ravensberg und Lynken wieder ein. Als er die Hoffnung aufgab, einen Erben zu erhalten, schloß er mit dem Herzoge Johann von Kleve einen Erbvertrag zu einer Zeit, wo dem Herzoge Albrecht von Sachsen für den Fall der Erlöschung der männlichen Linie Jülichs vom Kaiser Friedrich III. die Erbfolge versprochen (26. Juni 1483) und von Maximilian I. zweimal bestätigt wurde (1486. 1495). Wilhelm wußte die Aufhebung dieser Anwartschaft vom Kaiser zu bewirken (1508) und übergab mit seiner einzigen Tochter Maria, die ihm seine zweite Gemahlin Sibylla von Brandenburg geboren hatte, seine Länder dem Herzoge Johann von Kleve und Mark. Er starb 1511.

Nachdem auf diese Weise die Länder Kleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg unter dem Haupte Johanns III. vereinigt waren, rückte die Zeit der großen religiösen Umwandlung des Jahrhunderts herbei und fand Wege dahin, die ihr der damalige Churprinz Johann Friedrich von Sachsen bahnte. Denn mit der Absicht, die Hand Sibylla's, der ältesten Tochter Johanns, zu erhalten, begab sich jener Fürst mehrere Male nach Kleve und verschaffte dem Stadtprediger zu Gotha, Friedrich Mykonius, der ihn begleitete, Gelegenheit, die päpstlichen Misbräuche anzugreifen und die Gemüther für den geläuterten Glauben empfänglich zu machen. Die neue Lehre fand am Hofe Begünstigung und verbreitete sich nach und nach in dem Lande. Die Vermählung Sibylla's wurde im Jahr 1526 vollzogen und ihr mit ihrem Gemahl

und ihren Kindern in dem Ehepakte die Erbfolge in den väterlichen Landen für den Fall versichert, daß das kleve-jülichsche Haus in seinen männlichen Gliedern aussterben sollte; ein Vertrag, den die Landstände bestätigten und der die Quelle der sächsischen Ansprüche wurde. Kurze Zeit vor dem Tode Johanns III. (1539) hatte der kinderlose Herzog von Geldern, Karl Egmund an, den zwanzigjährigen Erbprinzen von Kleve und Jülich, Wilhelm, zum Administrator seines Herzogthums und mit Einwilligung der Stände zum Nachfolger ernannt; eine Handlung, welche die auf den Kauf Karls von Burgund sich gründenden Ansprüche des Kaisers Karl V. durchkreuzte. Durch diesen Widerspruch entstand eine Spannung zwischen dem Herzog Wilhelm IV. und dem östreichisch-spanischen Hause, die von Frankreich unterhalten wurde und endlich in Feindseligkeiten überging. In der Rechnung auf den Beistand Frankreichs, das den Herzog mit der königlichen, nur eilf Jahre alten Nichte vermählte, weigerte sich Wilhelm, die Rechte Karls V anzuerkennen, setzte sich in den Besitz eines Theils von Geldern und zog dadurch die Waffen des Kaisers in das jülichsche Land, ohne es behaupten zu können. Unter der Bedingung, alle Ansprüche auf Geldern, das Bündniß mit Frankreich und jede Glaubensveränderung zum Nachtheil der römischen Kirche aufzugeben, erhielt Wilhelm den Frieden (1543) und vermählte sich, da die französische Prinzessin zurücktrat, mit Maria, der Tochter des kaiserlichen Bruders Ferdinand (1546). Mit diesem Schritt war das östreichische Haus in einen Freund verwandelt, Karl bestätigte dem Herzog das

Recht der weiblichen Erbfolge (1546) und Ferdinand die im Jahr 1510 geschlossene Erbeinigung (1558), die auch Maximilian II. (1566) und Rudolf II. (1580) genehmigten. Mehrere Begünstigungen in Rücksicht auf Zölle und Gerichtsbarkeit waren die Früchte der Verbindung mit Oestreich. Nachdem Wilhelm IV. der päpstlichen Jurisdiction entsagt (1554) und an einer Vereinigung der protestantischen und katholischen Partheien seiner Unterthanen gearbeitet hatte, fiel er in unheilbare Schwäche und starb fünfundzwanzig Jahre darauf (1592), ohne das Ende der Stürme zu erleben, die sich in den Niederlanden und in den nachbarlichen Gegenden erhoben hatten. Von seinen Kindern war Karl Friedrich, ein hoffnungsvoller Fürst, in der Blüthe seiner Jahre unvermählt gestorben (1575); Eleonore war an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt worden und erhielt in dem Ehevertrag für sich und ihre Kinder, mit Ausschluß der jüngern Schwestern, das Recht der Erbfolge in den väterlichen Landen. Anna verband sich mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg (1574), Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken (1579) und Sibylla mit dem östreichischen Prinzen Karl, Markgrafen von Burgau (1606). Sein zweiter Sohn Johann Wilhelm folgte ihm in der Regierung, nachdem er nach dem Tode seines Bruders das geistliche Gewand abgelegt hatte. Seine erste Gemahlin starb, ohne ihm Kinder geschenkt zu haben, und auch die zweite gewährte ihm keine Hoffnung. Diese Umstände waren es, welche die Wünsche der verwandten Fürsten erregte und nach dem Abster-

ben dieses Herzogs Johann Wilhelm die Häuser Brandenburg wegen Maria Eleonore, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg wegen seiner Mutter Anna, der zweiten Schwester des Verstorbenen, den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken wegen seiner Mutter Magdalena, der dritten Schwester, den Markgrafen Karl von Burgau wegen seiner Gemahlin Sibylla, der vierten Schwester, das sächsische Haus wegen seiner Anwartschaften in Bewegung setzten. Einige andere Bewerber kamen nicht in Betracht.

Im Widerspruch mit Sachsen, das von dem Vertrauen auf den kaiserlichen Hof eingeschläfert war, hatte der Churfürst von Brandenburg wachsam die Augenblicke gezählt, um mit dem letzten Athemzuge Johann Wilhelms Besitz von seinen Ländern zu ergreifen. Sein Bevollmächtigter Stephan von Hertefeld, ein längst vorbereitetes Werkzeug, ließ in Kleve, Düsseldorf und andern Städten die churfürstlichen Wappen anschlagen und nahm die Beamteten in Pflicht. Aber auf eben diesen Moment hatte auch der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg gewartet, und erschien noch Zeit genug, um den Rest zu erlangen, ehe die Arbeit Hertefelds geendet war. Unternehmungen, wie diese, die sich so offenbar durchkreuzten, ließen keinen friedlichen Ausgang mit der Feder erwarten und bedrohten die Protestanten mit der Gefahr, zu einer Zeit, wo auch das schwächste Glied ihrer Kette geizig mit gewogen werden mußte, zwei achtungswerthe Kräfte durch den innern Zwiespalt derselben zu verlieren. Moriz von Hessen-Kassel warf sich daher vermit-

telnd zwischen die Possidenten; aber was seine Beredtsamkeit nicht zu Stande gebracht hätte, wußte das östreichische Kabinet zu bewirken. Längst mit dem heimlichen Plane schwanger, diese Provinzen für sich und die römische Kirche einzuziehen, hatte es einer seiner Kreaturen aufgetragen, irgend ein Recht, gleichviel welches, zu suchen, aus dem sich eine Einschreitung folgern ließe, und das grübelnde Gehirn dieses Mannes hatte auf dem Wege paradigmatischer Schlüsse ein Mittel gefunden. Was zu jeder andern Zeit ein gerechtes Tribunal in Verlegenheit würde gesetzt haben, des überhob derselben das östreichische Ministerium. Von acht Prätendenten kann doch nur ein einziger Recht haben, meinte man, und bis dieser einzige gefunden, gelegentlich gefunden ist, sequestrire man die Länder; für das Uebrige werden Zeit und Vortheile des Besitzes sorgen. In dieser Berechnung war der Kampf zwischen Brandenburg und Neuburg angeschlagen, denn wer auch gewinnen mochte, er hatte es immer nur für Oestreich gewonnen. Die beiden Fürsten waren scharfsichtig genug, die Schlingen dieses Netzes zu erkennen und entschlossen sich, etwas zu retten, um nicht alles zu verlieren. In dieser Stimmung fand sie Moriz von Hessen und vereinigte sie zu Homburg an der Höhe, dann zu Dortmund zum Bündniß gegen fremde Ansprüche und zu einem gemeinsamen Regiment der Lande. So sehr diese Verbindung widerstreitender Forderungen außer der Erwartung Oestreichs lag; hatte es doch für jeden Fall seine Maaßregeln genommen und bereits Wege zum Herzen einiger Staatsdiener zu finden gewußt. Ehe daher noch seine Proklamationen gegen die

Possidenten erschienen, hatte sich ein Partheigänger (von Nesselrod) der Festung Jülich versichert und öffnete sie dem Erzherzoge Leopold, der unter dem Titel eines kaiserlichen Kommissarius einrückte. An den Grenzen standen spanische Truppen unter dem Erzherzog Albrecht, Regenten der spanischen Niederlande, bereit, und der zwölfjährige Waffenstillstand, den man mit den Generalstaaten der freien Provinzen schloß, gewährte Zeit, sich von der Erschöpfung zu erholen und die Macht zum Schutz des östreichischen Interesses zu gebrauchen.

Dieser Augenblick war es, wo ein Erbstreit, der zu andern Zeiten wahrscheinlich ohne Bedeutung für die Weltgeschichte in die Akten kleiner Höfe wäre begraben worden, zur Angelegenheit Europa's wurde. Die Rolle, welche Oestreich für die katholische Kirche übernommen hatte, und die unverkennbare, seit langen Zeiten wachsam verfolgte Absicht der Vergrößerung zogen die religiösen Partheien und die größern Mächte in das Spiel und die besondere Frage Brandenburgs und Neuburgs verschmolz in die allgemeine der Religion und der Politik. Ohne ihn zu suchen, sahen sich die Possidenten von einem Bunde unterstützt, der riesenmäßig über ihr Haupt emporwuchs und ihre kleine Sache eben so zu verschlingen drohte, wie Oestreich. Noch einmal bestürmten zwar die korrespondirenden protestantischen Fürsten Rudolfs verschlossenes Ohr durch den Fürsten Christian von Anhalt, und die kühne Sprache, die sie führten, verrieth ihm unverhohlen die Schritte, die sie gegen ihn wagen würden. Aber ohne die zögernde Geburt eines Entschlusses abzuwarten, eilte Anhalt in ihrem Namen nach Frankreich und den vereinigten Nie-

derlanden, und stieß dort auf bereitliegende ungeheure Entwürfe in dem Haupte Heinrichs IV. gegen Oestreich-Spanien, hier auf die Nothwendigkeit, die Grenzen von der Umklammerung des Erbfeindes freizuhalten. In der Ahnung der Schwierigkeiten, welche die Besitznahme der jülich-klevschen Lande finden würde, war der Churfürst Joachim Friedrich bereits im Jahr 1605 dem Vertheidigungsbündnisse Hollands und der Pfalz beigetreten und hatte sich auf den Zeitraum von drei Jahren zu 250,000 Gulden Hilfsgeldern verpflichtet. Frankreich, wie die Generalstaaten, kamen daher den Wünschen der korrespondirenden Protestanten entgegen; aber was auch geschehen mochte, Heinrich IV. sah ein, daß der erste Schlag in Deutschland und dieser erste nicht auf ihre vereinzelten Kräfte fallen müßte. Dringender als jemals rief er sie daher zur Eintracht auf und führte sie, als heimliche Triebfeder, zu Halle in Schwaben zu einem engen Bunde zusammen, der unter dem Namen der evangelischen Union den erschrockenen Katholischen gegenüberstand. Eine so trotzige Herausforderung, die ihren Zweck nicht mehr verhehlte, hätte langsamere und gleichgültigere Gegner treffen, als diese waren, oder von weniger gefürchteten Händen kommen müssen, als den evangelischen, wenn dieser Bund nicht einen gleichen auf der andern Seite hätte hervorbringen sollen. Kaum war daher die Union geschlossen, als auch die heilige Ligue in das Leben trat; ein Schutzbündniß, in dem sich die katholischen Fürsten zu Würzburg vereinigten und das an dem Herzog Maximilian von Baiern ein fähiges Oberhaupt fand. Es war nicht für Oestreich gestiftet und Maximilian

hatte andere Plane, als einen gefallenen Kronträger in die öffentliche Achtung einzusetzen; aber was Rudolf und Mathias nicht gewannen, hatten deswegen die Protestanten nicht weniger zu fürchten. Wenn indeß der Churfürst von Brandenburg auch der warnenden Politik seines Vaters hätte folgen wollen; jetzt war es nicht mehr Zeit, durch Verweigerung seiner Unterschrift die Unterstützung so vieler Kräfte der Union auszuschlagen. Seine Frage wurde ihre Frage, sein Glück das Glück einer gerüsteten Parthei. Ohne dieses Zusammentreffen der Interessen wäre den deutschen Ländern wahrscheinlich eine Erschütterung erspart worden, aber für Brandenburg hätte sich im Kampf mit Oestreich und seinen unermeßlichen Hilfsquellen nicht einmal ein Ausgang absehen lassen, wie er erfolgte. Ohne Heer, ohne Mittel, eins zusammenzuziehen, ohne kriegerisches Volk, das den Pflug willig gegen die Muskete vertauscht und den Namen Soldat in dem Grade geachtet hätte, wie er gesunken war, mußte Johann Sigismund die Zuflucht zu Dänemark nehmen, um gegen Verpfändung des lenzenschen Elbzolles eine Anleihe von 200,000 Thalern zu erhalten, und den Ständen, deren Bürgschaft der König Christian IV. noch verlangte, die churfürstlichen Aemter Zehdenik, Zossen und Himmelstädt als Unterpfand verschreiben. In Lüneburg, bei seinem Adel, suchte er Geldhilfe und empfing von Holland 100,000 Thaler, die seinem Enkel mit den Zinsen auf Millionen stiegen. Die erste Hälfte der dänischen Anleihe schickte er seinem Bruder, dem Markgrafen Ernst, nach Kleve, den er zum Statthalter ernannt hatte; die zweite mußte

nach der Uebereinkunft mit den Ständen in einem eisernen Kasten niedergelegt werden, wozu der Churfürst einen Schlüssel, die Stände den andern besaßen. Sein Aufgebot an den Adel für die Reiterei, wozu der altmärkische 161 Pferde stellte, und an die Städte für das Fußvolk setzte ihn endlich in den Stand, dem Feldherrn der Union ein Truppenkorps nach Jülich zu senden.

Die Schnelligkeit, mit der indeß der Fürst von Anhalt und der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien operirten, gewann den Protestanten die öffentliche Meinung. Fünf Regimenter Leopolds jenseit der Maas wurden zerstreut, das Kloster Meckum über dem Haupt des Feindes in Brand gesteckt, der Rhein überschritten und Jülich bedroht. Bei Rees stieß Oranien mit 138 Fahnen, 300 Reitern und 48 Stück schweren Geschützes zu Anhalt, um die Festung zu bestürmen. Unter den Kanonen der Union dachte endlich Leopold auf den Rückzog und zog sich durch das Luxemburgische in das Elsaß hinein, indem der Markgraf Ernst von Anspach seinen Fersen folgte und ihn bis zur Unschädlichkeit zurückdrückte. In wenigen Monaten waren die jülichschen Länder gesäubert, das Erbe lag offen vor den Empfängern und die Union hatte ihren Namen furchtbar gemacht (1610).

Aber von der Höhe dieses Glückes fiel sie eben so schnell zurück. Die Seele ihres Bundes, die sie mit überlegenem Genie aus dem kleinen Zirkel ihrer Interessen hinausgerissen hatte, welche die Länder umschlang und zufrieden war, an ihr ein fügsames Werkzeug zu finden — Heinrich IV. hatte unter dem Dolche

Ravaillacs geendet und alle jene schwindelnden Hoffnungen der Protestanten, die sich an seinen Haß gegen Oestreich-Spanien banden, waren unwiederbringlich dahin. Denn wenn mit ihm auch seine Politik nicht gestorben war, so war es doch nur Politik, was Frankreich mit dem Vortheil der Union verband, nicht jener wärmere Antheil mehr, der nur aus größern Entwürfen quillt, als seine Nachfolger sie hegten. Mit ihm war sein thätigstes Werkzeug, der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, nicht mehr; ein unermüdlicher Geist, wenn es gegen Oestreich galt, ein fähiger Kopf, wenn ihn ein fähigerer führte. Daß er diese Tugend seinem Erben nicht hinterließ, war der kleinste Unfall für die Union; ein weit größerer war die Entzweiung in seinem Hause, wo Neuburg und Zweibrücken das Recht der Vormundschaft über seinen Sohn gegen einander geltend machten. Und was noch schlimmer war, als diese Unfälle zusammen, das Heer der Union hatte im Freundesland wie im feindlichen das Recht der Eroberer ausgeübt, ganze Flecken waren unter seinen Händen in Flammen aufgegangen und der hungrige Soldat hatte sich an dem Eigenthum des ruhigen Bürgers gesättigt. Wenn das brutale Geschäft des Kriegers den Unterthan gegen seine Befreier erbittert hatte und die protestantischen Länder vor ihren eigenen Heeren zitterten; so war es den Katholischen durch den Krieg, den man gegen Klöster und geistliche Güter geführt hatte, deutlicher als je geworden, daß der Zweck dieser Union nicht gegen Oestreich allein, sondern gegen die römische Kirche gerichtet war. Die Feinde Oestreichs waren darum noch nicht die Freunde der Union, aber die

Freunde der katholischen Kirche waren zugleich die Freunde Oestreichs geworden. Indem also der Bund der Protestanten fiel, stand die Ligue ungeschwächt mit allen Kräften da, und ein einziges Haupt, wie Maximilian von Baiern, wog alle Glieder der Union auf. Nur Umstände, wie diese, konnten es erklärlich machen, wie der Churfürst von Brandenburg nach so glänzenden Erfolgen sich bis zu Zugeständnissen gegen Sachsen herablassen konnte, das außer seinen Berufungen an den kaiserlichen Hof nicht einen einzigen Schritt gethan hatte, um sich Achtung für seine Ansprüche auf Jülich zu verschaffen. Um mit dem Beitritt dieses Hauses das Gewicht der Union zu verstärken, erklärte sich Johann Sigismund auf einer Zusammenkunft zu Jüterbock (3. Februar 1611) für bereit, Sachsen in den Mitbesitz des jülichschen Erbes aufzunehmen, wenn sich der Pfalzgraf von Neuburg zu demselben verstände. Aber Neuburg und die Churfürstin Anna von Brandenburg wiesen einen Antrag zurück, der an ihren eigenen Rechten Zweifel erwecken mußte; der gefahrvolle Riß der Protestanten, den man mit den kaum eroberten kleveschen Landen hatte ausfüllen wollen, blieb offen und die Union hatte nichts gethan, als dem katholischen Bunde das Gefühl ihrer Schwäche verrathen.

Während diese Wendung indeß die Vortheile Brandenburgs am Rhein wieder zweifelhaft machte, wirkte der Ruf, der sich um die Waffen der Unirten verbreitet hatte, noch zeitig genug in dem fernen Preußen nach. Der Antheil, den hier, wie in Jülich, die Religion an dem Widerstande gegen den Churfürsten besaß, konnte eben so gewiß die Macht der Protestanten an

die Weichsel locken, wie er sie an den Rhein gezogen hatte, und der König Sigismund von Polen, der durch die Verwickelung mit Rußland und den Krieg mit Schweden über seine Kräfte beschäftigt wurde, war nicht in dem Fall, es mit einem dritten Gegner aufnehmen zu können. Wie also die Entfernung vom Verband der Protestanten den Churfürsten Joachim Friedrich bis zur ersten Hälfte seines Zweckes mit geführt hatte; so setzte die Vereinigung mit ihnen jetzt seinen Sohn in den Stand, die zweite zu erreichen. Trotz des Widerspruchs, den die Katholischen im Polnisch-Preußen gegen Johann Sigismund einlegten, brachten die Bedenklichkeiten der größern Städte, die vor dem Schicksal Jülichs zitterten, und die Rücksicht auf Schweden, an dem Brandenburg einen Verfechter finden mußte, den Entschluß des Königs Sigismund zur Reife. Wie aber auch diese Verhältnisse beschaffen seyn mochten, Polen war nicht gesonnen, für eine Drohung derselben den Preis der Belehnung zu niedrig zu stellen, und forderte von Brandenburg Freiheit der katholischen Religion im Herzogthume, den Bau einer Kirche für sie in Königsberg mit Anweisung von tausend Gulden jährlicher Einkünfte; Einführung des Gregorianischen Kalenders; jährlichen Tribut von 300,000 Gulden an die polnische Krone; Stellung von vier Schiffen auf eigene Kosten zur Deckung der preußischen Küsten; Schutz der ständischen Rechte; Freilassung der Appellationen an das polnische Tribunal in Sachen, die 500 Gulden überstiegen, und Anerkennung des königlichen Geleites. Die Gründe, welche Polen hatte, von der Höhe seiner frühern Bedingungen bis zu die-

sen herabzusteigen, waren bei Johann Sigismund nicht weniger stark, diese gemilderten anzunehmen, denn der Wechsel der Ereignisse, der ihn in die günstige Stellung gegen Sigismund versetzt hatte, konnte ihn eben so leicht wieder daraus verdrängen. Er begab sich nach Warschau und empfing am 16. November 1611 aus den Händen des Königs die feierliche Belehnung. Mit diesem friedlichen Schritte nahm Brandenburg Besitz und hatte ein vom deutschen Reich unabhängiges Land von 699 Quadratmeilen, mit blühendem Handel, ungeschwächten Hilfsquellen und einem tapfern Volke erobert; sein Gewicht auf der Wagschaale Deutschlands mußte schwerer werden, wenn der Regent sich auf den Gebrauch desselben verstand (1612).

Entschlossen, erst Preußens, des stärksten Punktes Brandenburgs, Meister zu werden, hatte Johann Sigismund indeß die kleveschen Lande wie einen verlorenen Posten betrachtet und die ganze Last der Verwaltung auf die Schultern seines Statthalters und Bruders, des Markgrafen Ernst, gelegt, der gegen drei Feinde zu kämpfen hatte. Der erste war der Soldat, der es ihm erobert hatte, der nun mit unersättlichem Anspruch auf Dankbarkeit an den Hilfsquellen des Unterthans sog und der wohlthätigen Regel der bürgerlichen Ordnung spottete. Wie ein Gast, der nicht wieder Abschied zu nehmen denkt, ergriff er im Hause des Landmanns, an der Tafel des Edelmanns Platz oder versuchte das Geschäft des Wegelagerers, wenn er der Gewalt weichen mußte. Nicht der Krieg allein, auch der Friede, der ihm folgte, war ein Schrecken für das Land; denn mit dem Tage, wo der Sold auf-

hörte, löste sich das Heer in Banden auf, die Glück und Brod suchten, wo sie es fanden, und sich wieder unter die Fahnen sammelten, wenn die Trompete rief. Der zweite nicht weniger gefährliche Gegner war das heimliche Geschäft östreichischer Anhänger und jesuitischer Aufwiegler, die dem gedrückten Unterthan hastig jede Blöße der Regierung aufdeckten, sein Ohr mit goldenen Vorspiegelungen bestachen und die ganze Schuld seiner ungeheuern Bürde auf die Possidenten wälzten. Der dritte endlich befand sich im Schooße der Regierung selbst; es war der Mangel einer Grenzlinie, welche den Umfang der Befugnisse Neuburgs und Brandenburgs hätte bezeichnen sollen. Ihre Schritte durchkreuzten sich, die Eifersucht bewachte jede Bewegung, in der Handlung des einen Possidenten sah der andere einen Eingriff in seine Rechte, und das gemeinschaftliche Regiment wurde eine Quelle der Zwietracht. Das schöne Land wird weggehen, wie es gekommen ist, schrieb einst der Statthalter an den Churfürsten im Gefühl dieser drückenden Lage, und sah sich hoffnungslos von den Beschwerden der Stände bestürmt, die endlich in einer starken Sprache den Weg nach den Reichsgerichten suchten. Unter diesen Umständen, die einen größern Geist niederbeugen konnten, als Ernst war, gab es für ihn nur einen fähigen Kopf, der das Ruder mit gewandter Hand durch die Klippen lenkte, und dieser Mann war jener Schwarzenberg, den diese Zeit der Verwirrung aus der Vergessenheit hervorrief und durch alle Schicksale eines Günstlings führte. Er ist es werth, im Dunkel aufgesucht und auf seiner glänzenden Bahn begleitet zu werden.

Adam zu Schwarzenberg, ein Sprößling des alten Sinsheimischen Geschlechts, war der Sohn Margaretha's Wolfin von Metternich und des Freiherrn Adolf zu Schwarzenberg, der sich im kaiserlichen Dienste gegen die Türken ausgezeichnet und aus Anerkennung von dem Kaiser Rudolf II. die reichsgräfliche Würde erhalten hatte (1596). Nach dem Tode seines Vaters verließ Adam das kaiserliche Panier und nahm die Stelle eines Rathes bei dem Herzog von Jülich an, da die meisten seiner Besitzungen im Bezirk dieses Fürsten lagen und sein Gut Gimborn ein klevisch-märkisches Lehn war. Nach dem Tode seines Landesherrn ergriff er die Parthei Neuburgs und Brandenburgs und wurde von Rudolf II. von Prag aus in die Acht erklärt, nachdem er den kaiserlichen Herold in Düren abgewiesen und allen Versprechungen Oestreichs sein Ohr verschlossen hatte. Von diesem Moment an begann sein Glück in Brandenburg. Gewandt in Geschäften und der schwierigsten Lage gewachsen, thätig bis zur Unermüdlichkeit, und im Besitz der seltenen Kunst, sich der Gemüther der Unterthanen wie der Fürsten zu bemächtigen, Katholik ohne Religionshaß und Landstand mit erprobter Treue gegen die Possidenten, an Kenntnissen reich und mit den innersten Verhältnissen der streitigen Länder vertraut, konnte Schwarzenberg zu einer Zeit, wo der Statthalter Markgraf Ernst in seiner Armuth an geschickten Beamten den Churfürsten um Abordnung derselben bestürmte, nicht zu dem Loos der Vergessenheit verurtheilt seyn. Als daher die possidirenden Nebenbuhler um jeden Vortheil einen heimlichen Wettkampf begannen, war ein solcher

Kopf für Brandenburg von unschätzbarem Werthe. Er ward in das Interesse gezogen und schwang sich unter beispiellosen Begünstigungen und mit einem Gehalt von 1400 Thalern, einer ungewöhnlichen Summe jener Zeit, auf den Posten eines geheimen Rathes (1610). Gegen die Ungnade Neuburgs, die zu befürchten stand, setzte Brandenburg glänzende Versprechungen ein und hat sie erfüllt. Von jetzt an war er in Düsseldorf, wo sich die gemeinsame Regierung befand, die Seele aller Maaßregeln des churfürstlichen Statthalters, und wenn Brandenburg in Kleve irgend von Glück erzählen konnte, so hatte es die große Hälfte desselben der geschickten Hand des Grafen zu verdanken. Seine Unentbehrlichkeit stieg mit den Unfällen, die auf Brandenburg und seine Erwerbungen, wie auf ganz Deutschland warteten.

Denn was man sehnlich gewünscht hatte, Rudolf II., aus dem letzten Rest seines Erbes gejagt und von einem Gnadengehalt aus der Hand des Bruders seine beschimpften Tage fristend, stieg in die Gruft und brachte die Hoffnungen beider Religionspartheien wieder in Schwingung. Sonderbar genug waren es diese unvereinbaren Erwartungen, die bei der Wahl eines neuen Oberhauptes die Blicke auf eben jenen Mathias lenkten, der durch den kühnen Eingriff in die Rechte seines Bruders alle Gemüther in eine zuversichtliche Meinung von seinen Fähigkeiten versetzt hatte. Durch Zugeständnisse gegen die Protestanten Oestreichs hatte er sich wichtige Hilfsmittel verschafft, und er ehrte jene, so lange er dieser bedurfte. Diese Haltung, das aufgedrungene Erzeugniß der Nothwendigkeit, hatte unter den evangelischen Ständen Deutschlands den Glau-

ben an den Besitz jener Eigenschaft erweckt, die jetzt unter allen die unentbehrlichste eines Oberhauptes war: Achtung für die Freiheit der Religion, und ihre Stimme war daher für Mathias gewonnen, als er schon nicht mehr im Stande war, diese Meinung zu rechtfertigen. Denn wenn auch die Glieder des östreichischen Hauses entschlossen waren, um jeden Preis die Kaiserkrone gegen andere Bewerber zu behaupten, so war es doch eben Mathias nicht, den sie auf dem Throne zu sehen wünschten, und er war es aus demselben Grunde nicht, aus dem die Evangelischen seine Wahl unterstützten. Um sich daher jener zu versichern, mußte er diese opfern und in die Hand der Glieder seines Hauses dem katholischen Glauben versprechen, was er die Hoffnung gegeben hatte, gegen den protestantischen zu unterlassen. Er stieg schneller auf den Thron, als man geglaubt hatte; aber auch der kurze Zwischenraum, der zwischen seiner Krönung und dem Tode Rudolfs lag, hatte ihm Stoffe vorbereitet, um den Katholischen und Evangelischen eine Probe abzulegen, wie er die Erwartungen erfüllen würde, die er erregt hatte.

Um den evangelischen Theil der Bürgerschaft Kölns, der von dem katholischen niedergedrückt wurde, eine Freistatt zu gewähren, ohne die Vortheile der Lage für den Handel zu opfern, hatten die Possidenten der jülichschen Lande das Dorf Mühlheim, jener Reichsstadt gegenüber, mit städtischen Privilegien beschenkt und allen Religionen geöffnet. Köln protestirte an den kaiserlichen Stuhl und begegnete sich mit Aachen, wo die Evangelischen den Katholischen wieder Theil am Regiment abgepreßt hatten, auf gleichem Wege. Churpfalz, als

Reichsverweser, hatte dieses gemeinschaftliche Recht bestätigt und die Possidenten waren ihren Glaubensverwandten zu Hilfe gekommen. Obgleich an das Versprechen gebunden, die Handlungen des Reichsvikariats anzuerkennen, war es doch nun der Kaiser, von dem die letzte Bestätigung abhing und dem sich Wege genug anboten, sie zu verweigern. Diese kleine Verwickelung wurde von einer andern verstärkt. Nie war es den Possidenten deutlicher geworden, daß Sachsen seine Ansprüche auf Jülich zu verfechten gesonnen war, als während des kurzen Zwischenreichs, wo es im Besitz des Antheils an dem Reichsregiment einen gefährlichen Gebrauch von seinen Mitteln zu machen drohte. Gelang es ihm, für die entschiedene Neigung zu den Interessen des östreichischen Hauses auch von Mathias einen Gegenbeweis zu erhalten, so ließ sich kaum etwas Geringeres absehen, als Kampf. In dieser schwankenden Lage hingen die Hoffnungen wärmer, als sonst, an den ersten Entschlüssen des Kaisers, und dieser Kaiser vernichtete sie durch einige Federstriche. Ein Befehl setzte den Protestantismus in Aachen auf sein Nichts zurück, Mühlheim wurde auf seine alte Rolle niedergedrückt und Sachsen fand bei Mathias Vertheidigung seiner Ansprüche. Eine Zusammenkunft in Erfurt, die zum Vergleich zwischen den Prätendenten führen sollte, zerstob ohne Hoffnung; der Reichstag zu Regensburg, der den innern Frieden Deutschlands zu retten versprach, machte nur die Spannung der Partheien sichtbarer und ließ den Verlust Chursachsens und Hessen-Darmstadts für die Protestanten nicht mehr zweifelhaft. Die Ligue schloß sich zu Frankfurt enger zusammen und die Union

flüchtete sich in die Arme Hollands, mit dem sie im Haag sich wieder zur Vertheidigung vereinigte.

Seit dem ersten Eindringen Oestreichs hatten daher die Possidenten der jülich-kleveschen Lande keine lautern Aufforderungen zur Eintracht gehabt, als jetzt, wo die Hoffnungen des Friedens mit einem so höhnischen Wechsel fielen; nie drang sich ihnen das Bedürfniß der Verständigung stärker auf, als jetzt, und dennoch riß die eifersüchtige Stimmung sie nie unseliger zum Ausbruch fort, als jetzt. Mit dem Tode des Markgrafen Ernst fiel die Statthalterschaft auf die Schultern des Churprinzen Georg Wilhelm, und es war für den Augenblick noch ein glücklicher Umstand, daß Schwarzenberg sich dieses Fürsten eben so sicher bemächtigte, als er über jenen den Meister gespielt hatte. Diese Veränderung in der Person, die im Regiment keine war, schien gleichwohl dem Hause Neuburg nicht geeignet, seine argwöhnischen Befürchtungen gegen Brandenburg zu vermindern, denn von dem Erben ließ sich ein wärmerer Antheil an der Erweiterung der Befugnisse voraussehen, als von dem Stellvertreter. Mit treuem Gedächtniß zählte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem Churfürsten zu Küstrin und Königsberg alle Beschwerden auf, die er in Düsseldorf gesammelt hatte, und die üble Stimmung, die sich über diese Zusammenkünfte verbreitete, schien nur auf dem einzigen Auswege einer Vermählung an ihrer Gefährlichkeit zu verlieren. Johann Sigismund begab sich daher nach Düsseldorf, um die Unterhandlungen über die Verbindung seiner Tochter Anna Sophia mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu be-

endigen; aber die freie Sprache dieses jugendlichen Fürsten, die Höhe seiner Forderungen, die nichts Geringeres beabsichtigten, als mit der Hand der Prinzessin auch die Abtretung des brandenburgischen Rechts auf das jülichsche Erbe, trieben den vom Wein erhitzten Churfürsten über alle Schranken der Mäßigung hinaus. Eine Ohrfeige, mit der er die Bedingung des Pfalzgrafen beantwortete, zerriß die Unterhandlung und den letzten Rest der Freundschaft. Wolfgang Wilhelm warf sich in die Arme Baierns, von dem er eine Gemahlin erhielt, trat zur katholischen Kirche über und verwandelte sich aus einem Verfechter der Religionsfreiheit in ihren heftigsten Gegner, der an Baiern, an der Ligue, an Spanien und Oestreich schlagfertige Bundesgenossen fand.

Ein einziger Blick auf diese Gefahr reichte hin, dem Churfürsten von Brandenburg außerordentliche Maaßregeln einzugeben, und eine einzige Berechnung seiner Hilfsmittel mußte ihn überzeugen, daß sie nicht ohne Holland geschlossen werden konnte. Um diese Republik noch durch ein anderes Band in sein Interesse zu verflechten, als ein politisches war, und sich der Gemüther in Jülich und Kleve zu versichern, nahm er nach einer Unterredung mit mehrern Gliedern seines Hauses und dem Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel das Glaubensbekenntniß der Reformirten an und genoß am ersten Tage der Weihnacht im Dom zu Berlin das heilige Abendmahl nach ihrem Gebrauch (1613). Nicht der erste der Hohenzollern, war er der erste Regent der Mark, der das Beispiel einer freiern Meinung gab; der Hof folgte ihm, die Churfürstin nicht, und wie er auch

die Stände, die Geistlichkeit aufforderte, sie verweigerten mit unbedingter Sprache den Beitritt. Den Dom übergab er den Reformirten allein, aber zu gleicher Zeit erklärte er auf dem neumärkischen Landtage zu Soldin (1614) sein Land für das Asyl der Glaubensfreiheit und verschloß dem Haß und der Verfolgung sein Kabinet. Es war daher ein Unfall, daß die Vollstrecker seines Willens, während er nach Preußen reiste, sich so wenig auf seine Meinung verstanden und durch Eifer für die Verbreitung der kalvinischen Lehre, wie durch Entfernung der Bilder aus dem Dom die Gemüther in Bewegung setzten. Die Flucht des Kaplans an der Peterskirche, der sich auf der Kanzel gegen jenen Schritt erklärt hatte, weckte das Volk zu seinem Vertheidiger auf, und ein Schuß aus der Pistole eines churfürstlichen Trabanten beschleunigte den Aufruhr der Masse. Die Sturmglocke lautete, das Werkzeug des Kriegs richtete Bürger gegen Bürger, und die Empörung stürzte sich plündernd auf das Haus des reformirten Hofpredigers. Der Herzog Johann Georg von Jägerndorf, den der Churfürst als Statthalter hinterlassen hatte, suchte umsonst die Wüthenden zu versöhnen; er wurde verwundet und flüchtete sich in das Schloß zurück. Was keine Ueberredung vermocht hatte, bewirkte die Nacht, die Geister wurden ruhiger, der folgende Tag sah den wohlthätigen Frieden der bürgerlichen Ordnung wieder, und der Churfürst übergab der Vergessenheit, was er nicht wieder aufzuwecken gesonnen war (1615).

Die Veränderung eines Dogma's, die bei der Einmischung der Religion in alle politische Verhältnisse des

Jahrhunderts von Wichtigkeit war, und die Richtung des Blickes nach dem gewitterschweren Westen hatten indeß bei dem Churfürsten von Brandenburg das Gewicht Sachsens verstärkt und mit diesem Hause und dem hessischen die Erneuerung der Erbverbrüderung zu Naumburg veranlaßt (29. 30. März 1614). Die Warnungen, welche diese Fürsten durch das Schicksal verwaister Länder erhielten, riethen ihnen, genauer als jemals jeden äußersten Fall zu bedenken, und sich in den Punkten zu vereinigen, daß, wenn Brandenburg erlöschen würde, Sachsen und Hessen seine Lande, mit Ausnahme der Neumark, die an Pommern fallen mußte, zu gleichen Theilen in Besitz nehmen, Hessen überdies die Churwürde empfangen; daß Brandenburg von Sachsen, wenn dieses Haus ausstürbe, den dritten Theil, Hessen die beiden übrigen mit der churfürstlichen Dignität an sich ziehen, und wenn Hessen von diesem Geschick erreicht würde, von seinem Erbe Sachsen zwei Dritttheile, Brandenburg eins als sein rechtlich Theil betrachten sollte. Die Töchter des erloschenen Hauses sollten für ihre Aussteuer, die zu 24,000 Gulden angeschlagen wurde, eine Erhöhung von 20,000, und wenn nur eine den Fall überlebte, von 400,000 Gulden genießen. Aber während Johann Sigismund durch diese Verträge dem möglichen Spiel ferner Unfälle zu begegnen unternahm, zogen sie sich am Rhein immer enger um sein Haupt zusammen, und diese Vereinigung hob das schwankende Loos in Jülich und Kleve nicht auf. Mit schnellen Schritten näherten sich die Folgen jener unglücklichen Stunde, wo das Land zwischen Neuburg und Brandenburg zerrissen worden

war, und während der Fürst seine Hilfsmittel für den Ausbruch des feindlichen Verhältnisses berechnete, war es seinem Sohne bereits über das Haupt gewachsen. Mit geschäftigem Ernst und durch eine mächtige Parthei verstärkt, hatte Neuburg immer neue Truppen an sich gezogen und durch das Uebergewicht den Churprinzen genöthigt, ihm Düsseldorf Preis zu geben und sich nach Kleve zu wenden. Da Jülich bedroht war, ließ der Gouverneur auf die Warnung des Statthalters zweihundert Mann Holländer einrücken, und befahl der neuburgischen Besatzung, sich aus den Mauern nach Düsseldorf zurückzuziehen. Mit diesem unbedeutenden Ereigniß, wodurch sich der Pfalzgraf in seinen Rechten angetastet sah und an dem alle Vermittlungen der Höfe scheiterten, fiel der Auftrag des Kaisers an den Erzherzog Albrecht in den spanischen Niederlanden zusammen, die Acht an Aachen und Mühlheim zu vollstrecken. Der General Spinola rückte daher in Aachen ein, wo der Protestantismus unterlag, vereinigte sich mit Neuburg, nahm Düren und Mühlheim weg, wo er die Wälle schleifen ließ, besetzte Berchen, Kaster, Grävenburg, Orsoy und Duisburg und bemächtigte sich Wesels. Auf die Nachricht vom Einbruch der Spanier und auf den Hilfruf des Churprinzen von Brandenburg setzte sich Moriz von Oranien in Bewegung, spielte Emmerich in seine Gewalt und bezog ein Lager bei Rees, während er durch den Kommandanten von Nimwegen Goch, Genep und Ravenstein besetzen ließ. Mit einer Schnelligkeit, welche vorbereitete Plane verrieth, waren also Holland und Spanien in den Landen der Possidenten gleichsam in Schlachtordnung ein-

gerückt, ohne ihren Waffenstillstand zu brechen. Ihre Truppen nährten sich von dem Schweiß fremder Unterthanen, und der Beistand, den sie ihren Schützlingen leisteten, drohte diese selbst zu verschlingen. Frankreich und England durchblickten das Gewebe, das sich hier zusammenspann, und obgleich wenig mehr von den Rechten der Possidenten die Rede war, überzeugten sie sich doch, auch den Vorwand der Besetzung wegräumen zu müssen. Ehe daher Oestreich Zeit gewann, die Vortheile der Spanier zu benutzen und sich der Sequestration zu bemächtigen, arbeiteten französische und englische Minister zu Xanten an einem Vergleich zwischen Neuburg und Brandenburg, der die Gemeinschaft der Regierung, die Quelle der Entzweiung, aufhob und eine Theilung des Besitzes festsetzte, ohne der Entscheidung über die gemeinsamen Ansprüche vorzugreifen. In eine Wagschale wurden die Lande Jülich und Berg, in die andere Kleve, Mark, Ravensverg und Ravenstein gelegt und die Wahl dem Loose anheimgestellt. Brandenburg erhielt die zweite Schale, der Churprinz wählte Kleve, der Pfalzgraf Düsseldorf zur Residenz. Ueberdieß forderte der Vertrag Räumung der Festungen von fremden Truppen, Beschränkung der militärischen Macht auf 150 Mann Leibwache, Schleifung aller seit dem Mai errichteten Festungswerke und Besetzung Jülichs und Kleve's durch die Landstände. (12. November 1614). Aber von allen Absichten bei diesem Vergleich hatten die vermittelnden Mächte, wie die possidirenden Fürsten, keine einzige erreicht, denn alle Friedensschlüsse der Welt konnten die Spanier nicht bewegen, die vortheilhafte Stellung zu verlassen, wohin

man sie gelockt hatte. Wesel blieb mit 3000 Mann besetzt und der Rest ihres Heeres legte sich bequem im Jülichschen ein, während die Holländer die festen Plätze Kleve's behaupteten und sich zum Meister der Grafschaften Mark und Ravensberg machten. Die Possidenten hatten Bundesgenossen gerufen und Herrn erhalten, in ihren eigenen Landen waren sie an die ehernen Fesseln fremder Besatzungen gebunden. Während Holländer und Spanier Gesetze vorschrieben und wohlfeil von dem Mark des gedrückten Bürgers lebten, war das Regiment jener auf ein Nichts herabgesetzt und ihre Hilfsquellen zerrannen unter den bedürftigen Händen der Söldner. Unter dem schützenden Titel des Rechts hatten jene Mächte die Grenzen Deutschlands zum Schauplatz ihrer Operationen gewählt, schlagfertig standen sie in den Erblanden der Possidenteu sich gegenüber, gleichsam um die Augenblicke des Signals abzuwarten, und während sich hier die Schlachtlinien ordnen, hört man es schon aus den böhmischen Gebirgen herüberrauschen.

Mathias hatte endlich eingesehen, daß eine Faktion, wie die Ligue, die sich bei den Ereignissen in den jülich-kleveschen Landen schnell zu einer gefürchteten Macht erhoben hatte, ihn selbst eben so gewiß zittern machen konnte, als die Union. Unfähig, sich mit ihnen im Gleichgewicht zu halten, und vor dem Moment des Zusammenschlagens dieser Kräfte bang, dachte er auf die Auflösung der Bündnisse; aber dieser Gedanke überraschte ihn zu spät. Der Schlag, den er austheilen wollte, fiel auf sein eigenes Haupt, und mit schnellem Schritt trat die Nemesis hinter ihn, um ihn zu rich-

ten, wie er seinen Bruder gerichtet hatte. Bei der Weigerung der Natur, ihm Erben zu schenken, und bei der Gefahr, mit seinem Tode die Kaiserkrone an ein fremdes Haupt zu verlieren, nöthigten ihm die östreichischen Prinzen den Entschluß auf, den Erzherzog Ferdinand aus der steiermärkischen Linie zum Sohn anzunehmen und ihm die Erblande zu versichern. Mathias war nicht mehr jener unternehmende Geist, den der Ehrgeiz gegen seinen Bruder mit einem augenblicklichen Aufflug getäuscht hatte, matt und schwankend war er in die Hände des Erzherzogs Maximilian, seines Bruders, gefallen, und selbst die Warnung seines treuesten Ministers, des Kardinals Klesel, bereitete ihm Demüthigungen, diesem Gefangenschaft vor (1616). Zwischen der deutschen und spanischen Linie Oestreichs wurde die Verbindung, die seit Ferdinand I. nur auf dem lockern Verband gleicher Interessen beruht hatte, durch Verträge wieder hergestellt und in den Erblanden mit dem Verzicht aller Glieder für Ferdinand II. gearbeitet. Die Bürgschaft, die er dem Majestätsbriefe Rudolfs II. leistete, und das Versprechen, bei dem Leben des Kaisers Mathias keine Einmischung in die Regierung zu wagen, führten den steiermärkischen Fürsten auf den böhmischen Thron. Aber Bedingungen, wie diesen, ließ sich ausweichen, sobald der Zweck erreicht war, und Ferdinand war nicht der Geist, im Besitz leerer Titel das schleichende Ende eines schwachen Regenten abzuwarten. Die Kirche sprach ihn durch den päpstlichen Nuncius im Geheimen von dem Eide gegen Böhmen los, und als auch die Ungarn ihm ihre Krone abtraten, war Mathias ein

Schatten geworden, der von der Macht Ferdinands zurückfiel.

Mit diesen Eroberungen, die Ferdinand ohne Schwertschlag gemacht hatte, rückte man auf den zweiten Punkt, die römische Königswürde los, und begab sich nach Dresden, um den Churfürsten Johann Georg von Sachsen in das Spiel zu ziehen. Einem so warmen Verfechter der katholischen Kirche und einem Kopf gegenüber, der sich so gut auf den Gebrauch seiner Hilfsmittel verstand, sah indeß die Union ihre ganze schwere Zukunft voraus, und setzte zu Heilbronn, wo sie sich versammelte (1617), alle Hebel in Bewegung, um den Planen Oestreichs zu begegnen. Der Churfürst Friedrich V von der Pfalz schlug im Einverständniß mit Brandenburg, an das ihn Religion, Politik und die Vermählung seiner Schwester mit dem Churprinzen Georg Wilhelm (1616) fesselten, den Weg nach München ein, um dem Herzog Maximilian von Baiern die Krone anzubieten, und als dieser, von der Geschichte Deutschlands gewarnt, die gefährliche Würde ablehnte, flogen die Boten zum Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, einem Fürsten, der sich gegen Spanien mit Talent zu behaupten gewußt hatte. Mitten in diesen Entwürfen der evangelischen Union, die gegen Ferdinand gerichtet waren, fiel bereits der brennende Zunder in Böhmen nieder und durchkreuzte mit seinen Flammen gefährlicher, als jene, den Weg des östreichischen Ehrgeizes.

Denn wie weit auch der Umfang des Rudolfschen Majestätsbriefes für die böhmischen Utraquisten, wie sie sich noch nannten, reichen mochte; eben die

Ausdehnung hatte ihn die Bestimmtheit gekostet und der Haß beider Partheien, der protestantischen und katholischen, entzündete sich an der Erklärung von neuem. Den Ständen, worunter die größern Städte gehörten, hatte jenes Document Religionsfreiheit versprochen und Mathias hatte es geachtet; aber es war zweifelhaft geblieben, ob man die Unterthanen dieser Stände in der Wohlthat dieses Rechts mit begreifen sollte. Die Utraquisten verstanden den Sinn zu ihrem Vortheil und bauten unter dem Schutz dieser Erklärung Kirchen zu Klostergrab und Braunau; mittelbaren Flecken, deren ersterer unter dem Erzbischof von Prag, der zweite unter dem Abte von Braunau stand. Auf den Buchstaben pochend und durch die Hoffnungen kühn gemacht, die ihnen Ferdinand gewährte, weigerten sich die Katholischen, das Verständniß des Majestätsbriefes auf die Unterthanen der Stände auszudehnen, rissen die Kirche zu Klostergrab nieder, sperrten die braunausche und wußten Befehle aus der Feder Ferdinands auszuwirken, die durch einige Stellen die Protestanten zittern machten. Der Schreck über die Meinung eines Thronfolgers, der den Majestätsbrief noch nicht beschworen, sich zum Schwur nur verbindlich gemacht hatte, theilte sich, wie die Nachricht von einem allgemeinen Unglück, allen protestantischen Herzen mit; Furcht und Erbitterung hier, Trotz und gebieterische Sprache dort, versetzte das Land in Bewegung. Die utraquistischen Stände versammelten sich gegen königlichen Befehl zu Prag und der Graf Heinrich Mathias von Thurn, ein persönlich gereizter Gegner Ferdinands, riß mit dem Feuer

seines unruhigen Kopfes die Gemüther auf die Spitze des Aeußersten fort. Unter einem Haupte, wie dieser war, begaben sie sich am 23. Mai bewaffnet auf das Schloß, um von den königlichen Statthaltern Antwort über ihren Antheil an dem Schreiben des Königs zu fordern. Die Sprache der Mäßigung rettete die Räthe Sternberg und Lobkowitz, sie wurden zur Thür hinausgeführt; Slavata und Martinitz, von der Kühnheit der Rebellen zum gebieterischen Ton verführt, wurden, wie auch der Sekretär, zum Fenster hinausgestürzt (1618). Eine solche Gewaltthat gegen die Majestät mußte entweder zum Verlust der Freiheit oder zu den Waffen, der erste Schritt gegen Ferdinand entweder zum unbedingten, vernichtenden Gehorsam oder zur offenen Rebellion führen. Die Böhmen wählten das zweite, setzten eine Regierung von dreißig Direktoren ein und stellten sich unter dem Grafen von Thurn in Rüstung. Wie auch Mathias das gährende Land durch den warnenden Ton der Milde zu beruhigen suchte; seine Stimme verhallte ungehört in der brausenden Bewegung und immer schob sich der gefürchtete Ferdinand zwischen ihn und die Böhmen. Während sich die Empörung mit reißender Schnelligkeit durch Schlesien, Lausitz und Mähren verbreitete, schickte endlich der kaiserliche Hof ein Heer unter dem Grafen Heinrich von Dampierre nach Böhmen und rief den Grafen von Boucquoy mit sechshundert Mann aus den Niederlanden herbei.

Der Eindruck, den dieser Aufstand auf Deutschland machte, war getheilt, wie die Religion; außer dem sächsischen Churhause war kein evangelischer Stand,

der nicht in der Angelegenheit Böhmens die seinige erblickte; keiner, der die Verfechtung der Glaubensfreiheit nicht mit seinen Wünschen begleitet hätte. Aber die Union schlief, der Churfürst von Brandenburg hatte sich seit zwei Jahren vom Schauplatz nach dem fernen Preußen zurückgezogen, rief seinen Sohn aus Kleve dahin, arbeitete an der Beruhigung der nachzitternden Partheienwogen und erlebte bald die Auflösung des Herzogs Albrecht Friedrich, ohne daß sie etwas anderes zur Folge gehabt hätte, als die Einladung, auf seinem Stuhle ruhig und unangefochten Platz zu nehmen. Ueber sein Erbe war längst verfügt, wie über eines Todten, und sein Ausscheiden blieb unbemerkt, wie seine letzten fünfundvierzig Jahre es gewesen waren (1618). Nur in dem Haupte des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz arbeiteten Plane gegen Ferdinand, und es traf sich, daß die Union, ohne Namen und Geld dazu zu geben, den böhmischen Insurgenten einen Dienst leisten konnte. Der Herzog von Savoyen, mit dem die Unterhandlungen über die Annahme der römischen Königswürde fortgesetzt wurden, hatte durch seinen General, den Grafen von Mansfeld, für den Krieg mit Spanien 4000 Mann in Deutschland anwerben lassen, die er der Union zum Gebrauch abtrat, da er ihrer jetzt nicht bedurfte. Unter dem Titel einer böhmischen Bestallung rückte Mansfeld in Böhmen ein, nahm Pilsen weg, das dem östreichischen Oberhaupte treu geblieben war, und während er Budweis vergebens belagerte, setzte sich der Graf von Thurn durch Mähren nach dem Herzen Oestreichs in Bewegung.

Unter diesen Umständen eröffnete Mathias, eben so unglücklich als Rudolf, den deutschen Kaiserthron, und für Ferdinand konnte es keine mißlichern geben; denn eben die Lande, die ihm zum Schämel dienen sollten, standen in lichten Flammen der Empörung, und sein heftigster Gegner, der Protestantismus, war wie aus dem Nichts plötzlich zum Riesen emporgewachsen, um jeden Weg nach der Krone zu besetzen. Aber eben dieß war es, was die römische Kirche zittern machte. Wenn sie auch wenig nach Ferdinand und seinen Königreichen fragte, so fragte sie desto ängstlicher nach ihrem warmen Beschützer und seinen katholischen Landen. Mit ihm waren nicht Kronen allein, die Religion war mit ihm in Gefahr; von dem Augenblick an, wo diese und sein Unglück begann, war auch sein Glück schon entschieden, und während die Rebellion ihn in seinen Zimmern belagerte und kaum ein Rest Oestreichs gerettet wurde, trug ihn dasselbe Verhängniß, das ihn an den Rand des Abgrunds führte, sicherer als sein günstiges auf den deutschen Thron. Jetzt, wie niemals zuvor, hätt' es im Vortheil der protestantischen Stände gelegen, so lange die Besetzung hinzuhalten, bis der junge Aufschwung in Böhmen, Schlesien, Lausitz, Mähren, Oestreich und Ungarn Zeit gewonnen hätte, jenen Zögling der Jesuiten unschädlich zu machen; aber nur ein einziges Mal seit ihrer Entstehung hat die Union gehandelt, wie sie gemußt. Churpfalz allein war bei der Wahl dem katholischen Gewicht nicht gewachsen, Brandenburg unthätig, Sachsen für Oestreich gewonnen. Ferdinand II., Sohn des Erzherzogs Karl II., aus der steiermärkischen

Linie, besaß alle Eigenschaften, die seit Rudolf II. gefallene deutsche Krone zu heben; nur eine einzige hatte ihm die Erziehung versagt: Achtung für die Freiheit der Gewissen, und diese einzige war hinreichend, Europa zu entzünden und den Brand dreißig Jahre lang zu unterhalten.

Gleichwohl wäre das Feuer in Böhmen vielleicht noch an den deutschen Grenzen erloschen, wenn die Insurgenten nicht einen deutschen Fürsten für ihren Thron gefunden hätten. Drei Regenten boten sie ihn an und diese drei schlugen ihn aus; in der Pfalz fanden sie ein empfängliches Ohr. Vertrauen auf Fähigkeiten, die der Churfürst nicht besaß, die Einflüsterungen einer hochmüthigen Königstochter, eines geheimen Rathes, der die Folgen nicht berechnete, und eines Priesters, dessen Religionseifer größer war, als seine Klugheit, die Hoffnung auf England und den Fürsten von Siebenbürgen, der die ungarische Krone suchte, die Aussicht auf Unterstützung der Union — diese Rücksichten verführten den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, die böhmische Krone anzunehmen und gegen Oestreich die Waffen zu ziehen. Sein erstes Unglück war, daß seine Wahl später fiel als die Kaiserwahl Ferdinands, sein zweites er selbst; denn für alle seine großen Hilfsmittel, womit er seinen Gegner vernichten konnte, brachte er kein Talent mit, sie zu benutzen. Kurz nach der Krönung dieses Fürsten zu Prag, den er umsonst gewarnt hatte, legte Johann Sigismund, vom Nervenschlag gelähmt, die Regierung in die Hände seines Sohnes Georg Wilhelm nieder (22. November) und zog sich vom Schloß in

das Haus eines geheimen Kämmerers zurück. Schon einen Monat nach dieser Abdankung überfiel ihn im siebenundvierzigsten Jahre seines Lebens der Tod und Georg Wilhelm sah sich allein auf der Höhe eines Regiments, die mit Ehren zu behaupten sein Vater ihm nichts hinterließ als die Gelegenheit (23. Dezember 1619), am Morgen furchtbarer Erschütterungen. Wie finden diese ihn und wie seine Lande?

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Panse, Karl,

Geschichte des Preußischen Staats seit der Entstehung bis auf die gegenwä
rtige Zeit

Bd.: 3

Berlin (1830)

Bor. 158 m-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013829-3